

CULTURBILDER
AUS DEM CLASSISCHEN ALTERTUME
IV.

DAS KRIEGSWESEN
DER ALTEN

von
Dr. M. FICKELSCHERER.

LEIPZIG
VERLAG DES LITTERARISCHEN JAHRESBERICHTS
(ARTHUR SEEMANN.)

K.F. KOEHLER'S
Antiquarium
BERLIN N.W.
Unter den Linden 41.
Reichhaltiges Lager linguistischer,
speziell orientalischer Litteratur.

Class *Indo-European* Book

University of Chicago Library
GIVEN BY

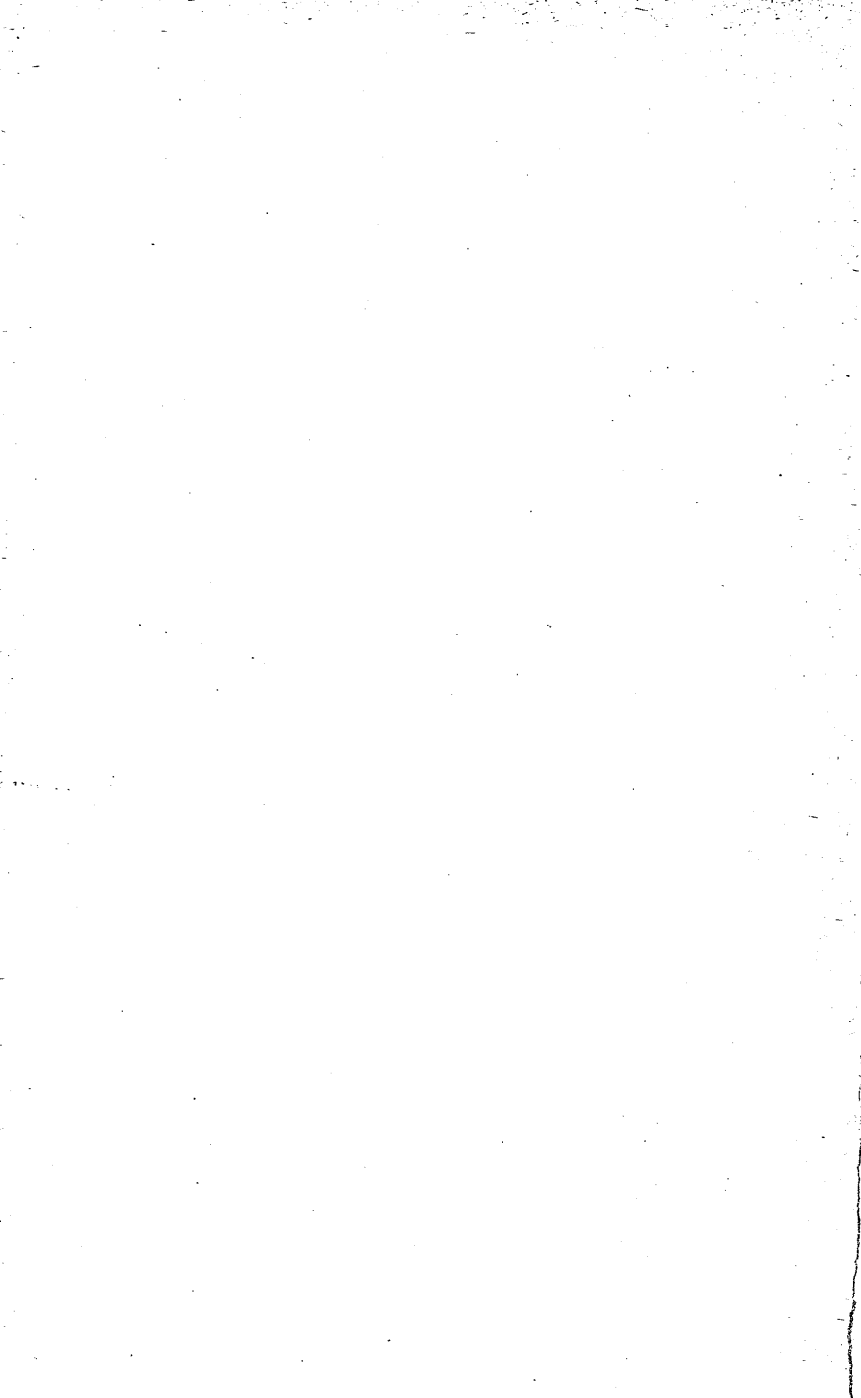
.....
Beside the main topic this Book also treats of

<i>Subject No.</i>	<i>On page</i>	<i>Subject No.</i>	<i>On page</i>

Indo-European
MS 74

Alaska

7





KULTURBILDER

AUS DEM

KLASSISCHEN ALTERTUME.

IV.

DAS KRIEGSWESEN DER ALTEN

VON

Dr. M. FICKELSCHERER.

LEIPZIG 1888.

VERLAG DES LITTERARISCHEN JAHRESBERICHTS

(ARTUR SEEMANN).

DAS
KRIEGSWESEN DER ALTEN

VON

Dr. M. FICKELSCHERER.

MIT ILLUSTRATIONEN.

LEIPZIG 1888.
VERLAG DES LITTERARISCHEN JAHRESBERICHTS
(ARTUR SEEMANN).

7E 61

M 5 F 44

Class

Vorwort.

Im vorliegenden Bändchen ist versucht worden das Kriegswesen der Alten auf seinen wichtigsten Entwicklungsstufen in allgemein verständlicher Form darzustellen. Auf alle Einzelheiten der Heeresverfassung, Bewaffnung und Kampfweise einzugehen oder unerledigte Streitfragen zu erörtern verbot die Rücksicht auf den zugemessenen Raum. Möchte es trotzdem gelungen sein, bei Verarbeitung des reichhaltigen Stoffes das Wissenswerteste auszuwählen, ohne etwas Wesentliches vermiffen zu lassen!

Am ausführlichsten sind die beiden hervorragendsten Völker des Altertums, Griechen und Römer, besprochen worden. Doch ist es rätlich erschienen, auch ihre bekanntesten und bedeutendsten Gegner nicht ganz zu übergehen. Dagegen sind die ältesten Staaten des Orients und Ägypten, die mit ihrer Geschichte und ihren Schriftdenkmälern eine Sonderstellung in der Altertumswissenschaft einnehmen, ausgeschlossen worden.

Die zur Veranschaulichung beigegebenen Abbildungen sind fast sämtlich aus SCHREIBERS KULTURHISTORISCHEM ATLAS ausgewählt. Eine ausführliche Einzelerklärung derselben findet sich in dem zu jener Sammlung erschienenen Text-

buche, dessen Verfasser mir die Abschnitte über das Kriegswesen schon während des Druckes mit dankenswerter Bereitwilligkeit zur Einsicht überlassen hat.

Bei Wiedergabe der griechischen Worte bin ich bestrebt gewesen die ursprüngliche Form beizubehalten und nur bei denjenigen Eigennamen abgewichen, für welche der deutsche Sprachgebrauch unter Bevorzugung der lateinischen Aussprache eine eigene Form geschaffen hat. Wenn dabei die Grenze nicht durchgängig scharf innegehalten worden ist, so bitte ich um wohlwollende Nachsicht.

Chemnitz i. S. im Mai 1888.

Dr. Martin Fickelscherer.

Inhalt.

	Seite
I. Homerisches Zeitalter	3
II. Sparta und Athen bis zum Ausgange des peloponnesischen Krieges	26
III. Das Söldnerwesen und sein Einfluß auf die griechische Kriegskunst	50
IV. Persien	65
V. Macedonier und Diadochen	72
VI. Griechisches Geschützwesen	82
VII. Festungen und Belagerungswesen	88
VIII. Griechisches Seewesen	107
IX. Rom. Vorbemerkungen	123
X. Das Heer der Königszeit und Republik	
a.) Einteilung	128
b.) Bewaffnung	135
XI. Lager- und Marschordnung	145
XII. Marius und Cäsar	154
XIII. Das Heer der Kaiserzeit	169
XIV. Dienstverhältnisse im römischen Heere	179
XV. Befestigungen und Belagerungskrieg	191
XVI. Flotte und Geschütze der Römer	210
XVII. Die wichtigsten Feinde Roms: Karthager, Kelten und Germanen	216

Das Kriegswesen des Altertums.



I.

Homerisches Zeitalter.

Die ältesten schriftlichen Nachrichten über das Kriegswesen der Hellenen verdanken wir den homerischen Gedichten. Zwar ist der Inhalt der Lieder von den Kämpfen vor Ilios, in denen die Götter selbst als Zuschauer oder Streiter teilnehmen, zweifellos fagenhaft; fagenhaft nicht minder der Bericht von den Irrfahrten des Odysseus und seiner nach manchem wunderbaren Abenteuer unter Pallas Athenes Schutz erkämpften Heimkehr in sein Reich und sein Haus; bei der Einzelmalerei dagegen schildert uns der Dichter in Bewaffnung, Heeresverfassung und Kampfweise im wesentlichen die Formen seines eigenen Zeitalters, dessen kriegerisches Treiben ihn der Mühe überhob, für die Bilder, die er vor uns entrollt, Stoff und Zuthaten aus einer vergangenen Zeit zusammenzufuchen. Noch waren in Griechenland die Nachwirkungen jener gewaltigen Stammeswanderungen und Besitzverschiebungen nicht verwunden, zu denen der Einfall der Theffaler in das später nach ihnen benannte Land und der Auszug der Dorier aus ihrer zu eng gewordenen Heimat, dem armen Gebirgsländchen Mittelgriechenlands, den ersten Anstoß gegeben hatten. Erst nach schweren und langjährigen Kämpfen gelang es jedem

einzelnen Volksstämme sich in den unbefrittenen Besitz einer neuen Heimat zu setzen. In so bewegter Zeit war denn auch die Achtung vor fremdem Eigentums nur wenig ausgebildet. Gleich im Anfange des Berichtes über seine Erlebnisse erzählt Odyffeus den Phaiaken, wie er die Stadt der Kikonen, Ismaros, wohin ihn der Sturm getrieben, überfallen und zerstört, die Männer getötet, die Frauen und die übrige Beute an die Seinen verteilt hat: alles dies, ohne einen Vorwurf von seinen Zuhörern befürchten zu müssen. Gleich ihm thaten ja „die Besten im Lande“, und Raubzüge nach Vieh, Schätzen und schönen Frauen waren etwas ganz Alltägliches. Rasch sind die Feinde auf schnellsegelnden Schiffen gelandet, überfallen und plündern Stadt und Umgegend und sind ebenso eilig mit ihrer Beute wieder verschwunden, ehe es den Bedrohten gelungen ist, durch Feuerzeichen oder Alarmrufe die Hilfe der Nachbarn aufzubieten. Mit Mißtrauen und Bangigkeit begegnet man darum dem Fremdling oder sieht man auswärtige Fahrzeuge landen, und die Frage, ob die Ankömmlinge Seeräuber sind, ist ganz üblich und hat nichts Verletzendes für den Gefragten.

Angefichts solcher allgemeinen Unsicherheit wurde frühzeitig das Bedürfnis empfunden, sich zu gemeinsamer Abwehr feindlicher Angriffe oder zu Rachezügen für erlittene Unbill durch Schutz- und Trutzbündnisse an Nachbarstaaten anzuschließen. Die Führerschaft in einem derartigen Verbandsverbande gestand man naturgemäß dem Fürsten zu, welcher als der befähigste Anführer des Heeres erschien oder über die meisten Krieger gebot, wie Agamemnon im Heereszuge gegen Troja. Seinem Aufgebote leisteten der Sage nach alle Fürsten Griechenlands Heeresfolge. Jedes Haus muß einen Kämpfer stellen, unter mehreren waffenfähigen Söhnen entscheidet das Los. Das Loskaufen vom Kriegsdienste war jedoch schon damals nichts Unbekanntes. Der reiche Si-

kyonier Echepolos giebt vor dem Zuge nach Troja dem Agamemnon ein Roß, um von der Heeresfolge entbunden daheim bleiben zu können und sich in behaglicher Ruhe seines Besitzes zu freuen. So feig dachten aber wohl nur wenige. Die meisten sahen das Kriegshandwerk als den würdigsten Beruf des Mannes an. Nicht nur in Geld und Gut, auch in der Achtung der Zeitgenossen, nicht zum mindesten der Frauen, findet nach des Dichters Worten die Tapferkeit ihren schönsten Lohn, sie adelt auch den geringen Mann und erschließt ihm das Haus des Begüterten für seine Brautwerbung. Schon der Anblick der Waffen übt eine magnetische Gewalt auf das Männerherz aus, als schönste Zier schmücken Rüstungen die Wände des Männerzimmers, niemals geht der freie Mann unbewehrt aus, und selbst beim Reigentanze trägt der Jüngling den Dolch im Gürtel. Gleich einem Familienkleinod werden besonders wertvolle Waffen vom Vater auf den Sohn vererbt, und der Held weiß dem Helden nichts Schöneres zum Andenken oder als Beweis der Freundschaft zu schenken als schön gearbeitete Rüstungen.

Was für Meisterwerke aus der Hand des Erzarbeiters schon damals hervorgingen, zeigt die Bewaffnung des Achilleus, bei deren Schilderung dem Dichter gewiß dies oder jenes Prachstück zeitgenössischer Waffenschmiedekunst vorgeschwebt haben mag. Denn auch sterbliche Meister verstehen bereits das Geheimnis das Eisen zu stählen und ihm schillernde Farbentöne zu geben oder in getriebener Arbeit die Zieraten auf dem Metalle anzubringen, welche den Krieger weithin kenntlich machen und von anderen Helden unterscheiden.

Das Metall, aus welchem im homerischen Zeitalter die Waffen geschmiedet werden, ist vorwiegend die Bronze. Zwar ist der Gebrauch und die Verarbeitung des Eisens bekannt, indessen findet es wegen seiner Seltenheit in der

ältesten Zeit meist nur zu Werkzeugen Verwendung. In der Odysee, welche eine vorgeschrittene Kultur schildert, erscheint es bereits allgemeiner im Gebrauch und dient häufiger als in der Ilias auch zur Herstellung von Waffen,

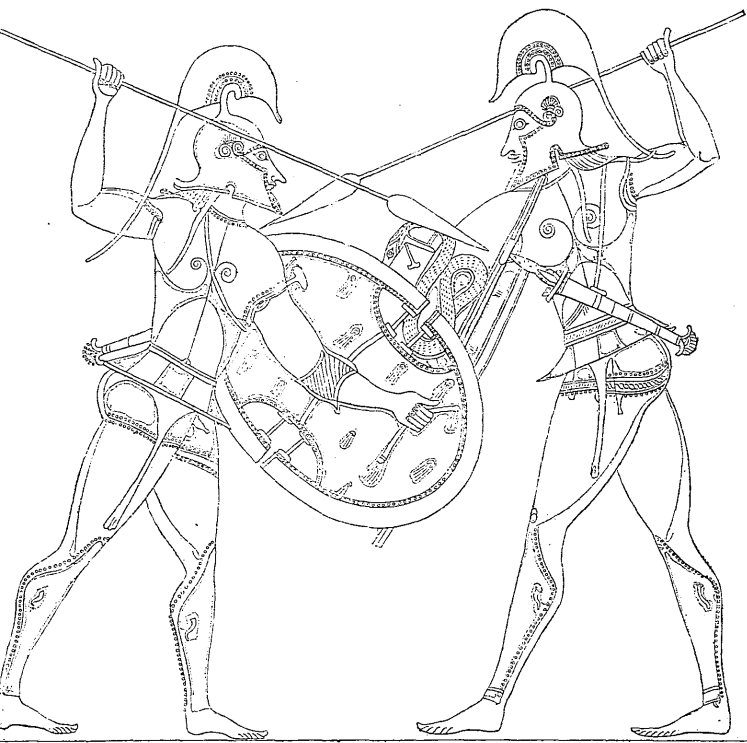


Fig. 1. Kämpfende Krieger.

ohne daß indes in deren Formen eine wesentliche Veränderung eintritt. Vielmehr blieb die Rüstung der homerischen Helden mit geringfügigen Abweichungen noch jahrhundertlang, bis in die geschichtliche Zeit herab, das Vorbild für

die Bewaffnung der Bürgerwehren in den Hauptstaaten Griechenlands.

Das Haupt des Kriegers bedeckte der Helm (Fig. 1). Ursprünglich nur die abgezogene Kopfhaut eines Tieres, wurde er bald aus widerstandsfähigerem Stoffe, dem Erze, gefertigt. Seine Wölbung besteht aus einer oder mehreren Metallschichten und war nicht selten mit Filz gefüttert sowie mit Lederriemen durchzogen. Zum Schutze des Gesichtes dienten Backenstücke am Helmriemen sowie eine schmale

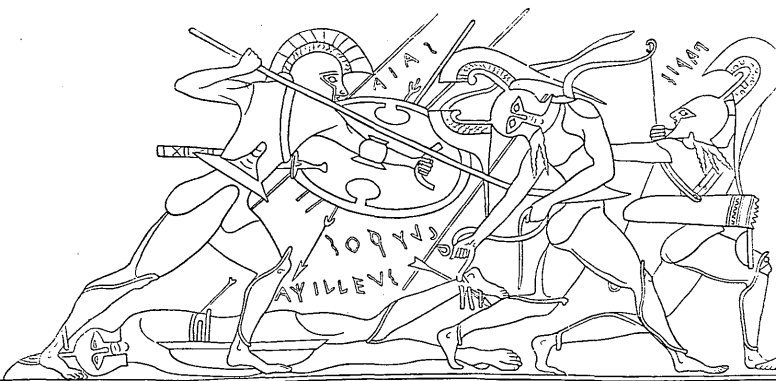


Fig. 2. Kampf um den Leichnam Achills. Aus einem chalkidischen Vafenbild.

Fortsetzung des Stirnschirmes bis zur Nasenspitze; bei manchen Formen blieben nur die Augen unbedeckt (Fig. 2).

Eine weitere Vervollkommnung erfuhr diese Metallhaube dadurch, daß man auf ihr, namentlich zum Schutze gegen Kopfhiebe, einen oder mehrere bis zum Nacken oder seitwärts bis zur Schulter reichende Bügel anbrachte (Fig. 2). Auf oder zwischen ihnen — die Art der Befestigung ist nicht sicher — ragte der Helmbusch aus Pferdehaaren empor, den wohlhabende Krieger sogar mit Purpur färbten.

So furchtbar der Anblick dieses Haupt schmuckes im Kampfe sein mußte, so wenig konnte er am Platze erscheinen,

wenn es darauf ankam, unbemerkt zu bleiben. Für nächtliche Schleichwege wählte man — so Odysseus und Diomedes im 10. Buche der Ilias — eine mit Filz gefütterte Haube aus Rindshaut, die mit Schweinshauern besetzt war, einem Schmucke, in dem wir noch eine Erinnerung an die ursprüngliche Form des Helmes erblicken können.

Eine Vorrichtung zum Schutze des Halses findet sich in der ältesten Zeit nicht erwähnt und war, nach den zahlreichen Verwundungen gerade dieser Körperstelle zu schließen, auch nicht vorhanden. Brust und Leib bis etwa zur Hüfte herab schützte der Panzer (Fig. 1 und 2). Er bestand aus zwei gewölbten Hälften, dem Brust- und Rückenstück, die

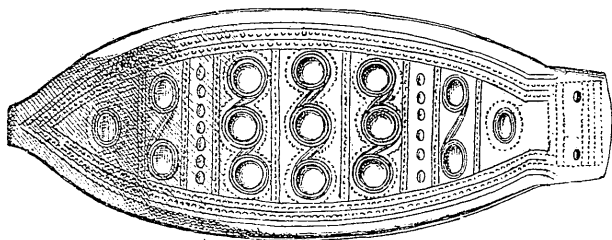


Fig. 3. Bronzener Gürtelbeschlag aus Euböia.

unter den Armen durch Schnallen und Riemen verbunden waren. Unter demselben trug man zum Schutze der Weichen eine breite mit Blech beschlagene Lederbinde, die häufig mit Verzierungen geschmückt war (Fig. 3). Ob am Panzer noch ein Schurz von Lederstreifen, wie in späterer Zeit, sich befunden hat, ist nicht sicher nachzuweisen. Auf den ältesten Darstellungen ist nur der über den Unterleib herabreichende Leibrock sichtbar (Fig. 4).

Da ein solcher Brustharnisch einen bedeutenden Wert darstellen mochte, so war nicht jeder in der Lage sich ihn anzuschaffen. Minder bemittelte oder weniger kräftige Krieger trugen den Panzer von Linnen, ein gestepptes Koller, das

mit Metallplatten beschlagen war oder auch nur durch fein weiches Futter Hiebe und Stiche abschwächen sollte.

Allgemein aber scheint der Gebrauch der Beinschienen gewesen zu sein, so allgemein, daß das Beiwort „beinumfchient“ den gesamten Achaern regelmäßig vom Dichter beigelegt wird. Zum Schutze des Beines von den Knien abwärts bestimmt ähnelten sie dem Schaft der heutigen sogenannten Kanonenstiefel (Fig. 5 und 6) und bestanden aus Bronze, die des Achilleus aus dem seltenen und darum kostbaren Zinn. Als Befestigung dienten Spangen an den

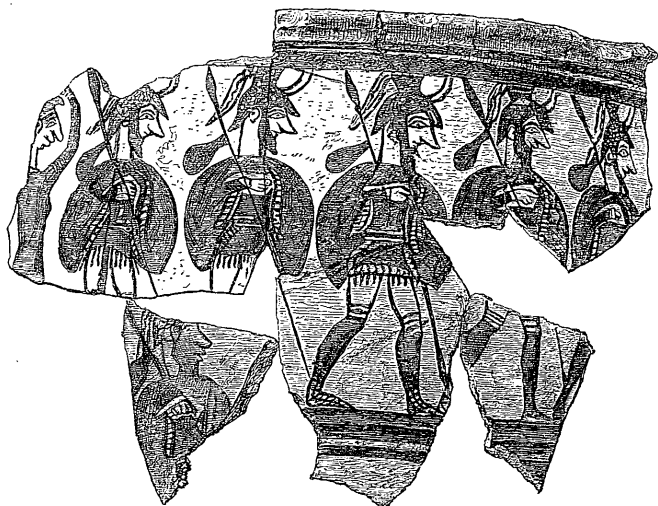


Fig. 4. Krieger im Ausmarsch. Mykenische Vasenscherbe.

Knöcheln. Eine zweite derartige Vorrichtung erscheint uns auch unterhalb der Kniee notwendig, ist aber nirgends nachweisbar.

Mit dem Anlegen der Beinschienen begann das Rüsten des Kriegers zum Kampfe, da im Panzer das Bücken sehr beschwerlich fallen mußte. So heißt es von Alexandros (Paris):

„Eilend fügt er zuerst um die Beine die bergenden Schienen
 Blank und schön, anschließend mit silberner Knöchelbedeckung;
 Weiter umschirmt er die Brust ringsher mit dem ehernen Harnisch
 Seines tapferen Bruders Lykaon, der ihm gerecht war;
 Hängte sodann um die Schulter das Schwert voll silberner Buckeln,
 Eherner Kling'; und darauf den Schild auch, groß und gediegen.“

Das letzte der Waffenstücke, welche der Kämpfer anlegt, der Schild, ist zugleich für die Verteidigung das wichtigste. Zwei Formen desselben werden in jener Zeit nament-



Fig. 5.

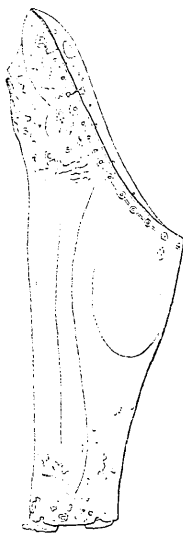


Fig. 6.

Beinschienen.

lich unterschieden: der lange ovale, vom Dichter der „mann-
 umhüllende“ genannt, welcher den Mann fast bis zu den
 Füßen herab deckte (Fig. 7), aber durch seine Größe dem
 Kämpfer nicht nur oft lästig, sondern unter Umständen sogar
 verderblich wurde, wie dem Patroklos im Kampfe gegen

Hektor, und der etwas kleinere, kreisrunde, „nach allen Seiten gleiche“, der wegen seiner größeren Handlichkeit auch von den hervorragendsten Kämpfern nicht verschmäht wird, wenn es gilt, im Zweikampfe Hieb oder Stoß rasch zu parieren. (Fig. 8.)

Die Bestandteile waren bei beiden Arten die gleichen: auf einem Gestelle von Holz oder Metall waren mehrere, vier bis sieben Rindshäute über einander gespannt und darüber auf der Außenseite eine mehr oder weniger kunstreich verzierte Metallplatte durch Nägel am Rande festgenietet. Im Mittelpunkte des Schildes wölbte sich der Buckel oder Nabel, neben dem auch noch eine Anzahl kleinerer Erhöhungen als Zieraten vorkamen, wie am Schilde Agamemnons.

An der Innenseite befanden sich Handhaben. Durch die obere steckte man den linken Arm, die untere faßte man mit der Hand (Fig. 1). Indes scheinen diese Vorrichtungen nur beim kleineren

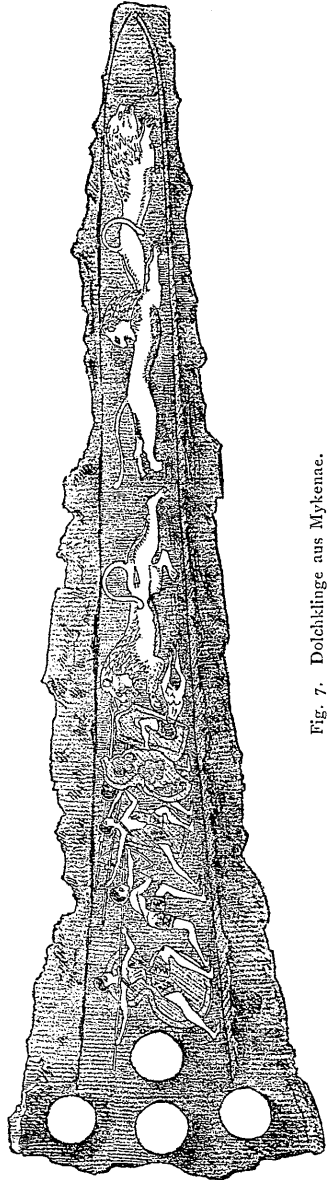


Fig. 7. Dolchlinge aus Mykenae.

Schilde vorhanden gewesen zu fein, der große wurde wahr-
scheinlich lediglich mit dem Wehrgehänge regiert, einem
Riemen, der von der linken Schulter herab unter der rechten

Fig. 8. Vom Nereidennomment.



Achfel hinwegging und etwa in der Mitte der Wölbung be-
festigt sein mochte (Fig. 7).

Schließlich sei noch erwähnt, daß bei Homer auch ein
kleiner Rundschild, der „gefügelte“ genannt, Erwähnung

findet. Unter den verschiedenen Erklärungen dieses Beiworts erscheint vorläufig die am meisten wahrscheinlich, daß damit der aus späterer Zeit bekannte, übrigens auch bei den alten Mexikanern vorkommende Schild mit dem Schurze gemeint ist, welcher bei aller Leichtigkeit gute Deckung gewährte (Fig. 9). Das Wehen und Flattern des herabhängenden Tuches mag zu jener Bezeichnung Anlaß gegeben haben. Weniger überzeugend ist die Ansicht, es sei an einen Überzug oder Befatz von Federn zu denken oder es habe lediglich die Handlichkeit jener Waffe durch „geflügelt“ bezeichnet werden sollen.

Unter den Angriffswaffen ist die wichtigste die über mannshohe Lanze (Fig. 7) aus Eschenholz, deren oberes Ende die zwei- oder vierfchneidige Spitze trägt. Letztere lief nach unten in eine Röhre aus und wurde mittelst dieser auf den Schaft aufgesetzt (Fig. 10 u. 11). Als Gegengewicht befand sich am anderen Ende desselben der Fuß,

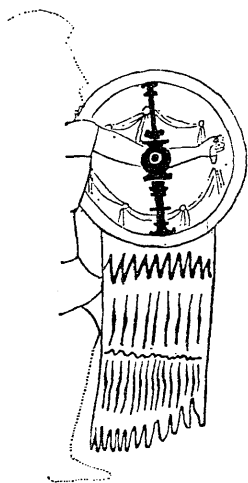


Fig. 9.
Schild mit Fahne. Vafenbild.



Fig. 10. Lanzenspitze.

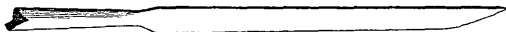


Fig. 11. Lanzenspitze.

ein Stachel, an dem man auch die Lanze in die Erde stieß, wenn man sie nicht brauchte.

Der Gebrauch dieser Waffe war ein doppelter: zum Stoße im Nahkampf oder zum Wurfe, im letzteren Falle

wohl kaum auf weite Entfernung. Z. B. wird die Breite des Grabens um das griechische Schiffslager dem Speerwurfe eines kräftigen Mannes gleich gerechnet. Weitere Tragfähigkeit befaß der kurze Wurffpieß, Akontion, die Waffe der geringeren Kämpfer.

Hat die Lanze oder der Wurffpieß seine Schuldigkeit gethan, oder ist zerbrochen, dann greift der Krieger nach

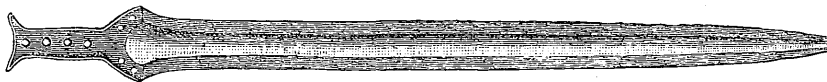


Fig. 12. Schwert aus Mykenae.

dem Schwerte (Fig. 12). Dieses konnte, um die Bewegungen des Kämpfenden nicht zu hindern, nur von mäßiger Länge sein und war vorwiegend für den Stich bestimmt, um verwundeten Feinden in den Hals oder Unterleib den Todesstoß zu versetzen, wurde nicht selten aber auch als Hieb- waffe gebraucht, wie von Menelaos, als er mit wuchtigem Streiche den Helm seines Gegners Paris spalten will.

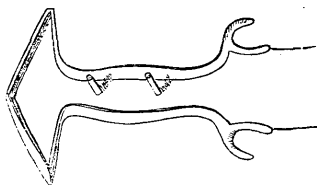


Fig. 13. Schwertgriff.

Am Knaufe befanden sich mehrere Nietlöcher, durch welche zur Befestigung eines handlichen Griffes von Holz oder Elfenbein metallne, oft silberne oder goldene Nägel (Fig. 13) geschlagen waren.

Die Scheide wird in der Regel aus Leder bestanden haben und war je nach dem Stande des Kriegers mehr oder weniger reich verziert, in der Odyssee wird sogar eine solche aus Elfenbein genannt.

Als Schwertkoppel diente ein über die rechte Schulter getragener, nach der linken Hüfte herabreichender Riemen (Fig. 1 u. 2).

Von anderen Waffen für den Nahkampf finden vereinzelt die Streitaxt, einmal auch die Keule Erwähnung, letztere jedoch nur in einer Erzählung Nestors aus seiner weit zurückliegenden Jugendzeit. Ihr Gebrauch scheint daher schon damals der Vergangenheit angehört zu haben.

Zum Angriffe aus größerer Entfernung diente namentlich der Bogen aus zähem Holze oder, wie der des Pandaros in der Ilias, aus zwei durch Metallbeschlag verbundenen Tierhörnern. Die Sehne aus Rindsdarm wurde zur Bequemlichkeit beim Abspannen nach dem Kampfe an dem einen Ende mit einem Ringe oder Häkchen befestigt (Fig. 14) und öfters erneuert. Nach längerer Unthätigkeit wurde der Bügel vor dem Gebrauche erwärmt und mit Talg eingefettet. Um zu schießen beugte sich der Schütze meist in die Kniee oder stemmte wohl auch ein Ende des Bogens auf die Erde auf. Bisweilen eilte er mit dem Vorkämpfer in das Schlachtgewühl und suchte hinter dessen mächtigem Schilde Deckung, wie Teukros bei seinem Halbbruder Ajas.

Der Pfeil besteht aus einem am unteren Ende gekerbten und gefiederten Rohrschafte, in welchem die mit zwei oder mehr Widerhaken versehene bronzene Spitze (Fig. 15 u. 16) mit einer Schnur befestigt ist. Häufig dringt letztere in die Wunde mit ein und verzögert deren Heilung. Mit Gift die Geschosse zu bestreichen war nicht üblich und muß als



Fig. 14. Bogenspannender Herakles.

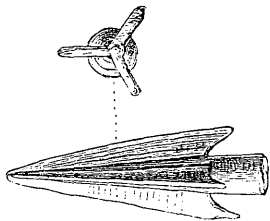


Fig. 15. Pfeilspitze; von der Seite und von der Spitze gesehen.



Fig. 16. Pfeilspitze.

unerlaubt gegolten haben. Wenigstens wird an einer Stelle der Odyssee berichtet, daß Ilos in Ephyre der Bitte des Odysseus um Gift zum Bestreichen der Pfeile aus Scheu vor den Göttern zu willfahren sich geweigert habe.

Zur Aufbewahrung der Geschosse diente der mit einem Deckel verschließbare Köcher aus Leder oder Geflecht, den man auf dem Rücken oder auch an der linken Seite zu tragen pflegte (Fig. 2).

Nicht so allgemein wie das Schießzeug war die Schleuder im Gebrauch. Nur die Lokrer unter Führung des oilischen Ajas bedienten sich derselben. Sie bestand aus einem nicht allzu breiten Streifen Wolle, in dessen Mitte der Stein gelegt wurde. Nachdem durch Drehen im Kreise ein nötige Schwung erreicht und das Ziel gefaßt war, wurde das eine Ende losgelassen, worauf das Geschöß in der gewünschten Richtung fortflog.

Als Ersatz für alle diese Fernwaffen verschmäht es der Kämpfer übrigens nicht, im Notfalle den ersten besten Stein nach dem Feinde zu werfen. Selbst der Bundesfeldherr Agamemnon schreitet vor der Schlacht mit Steinen in der Hand die Front der Seinen ab.

Die Wirkung der geschilderten Ausrüstung zum Schutze oder Angriffe richtete sich begreiflicherweise nach der Festigkeit des zur Herstellung verwendeten Materials, nicht zum wenigsten aber nach der Körperstärke des Kriegers. Speerwürfe, welche durch beide Schläfen dringen oder Schild und Panzer zugleich durchbohren, Schwerthiebe, welche den Arm vom Rumpfe trennen, sind Leistungen, die von gewaltiger Kraft zeugen und eine unaufhörliche Übung in den Waffen zur notwendigen Voraussetzung haben.

Dies war auch in der That der Fall. Häufige Übungen in ritterlichen Spielen, Jagd gegen gefährliche wilde Tiere, wie Löwen, Bären oder Wildschweine, waren die Schule,

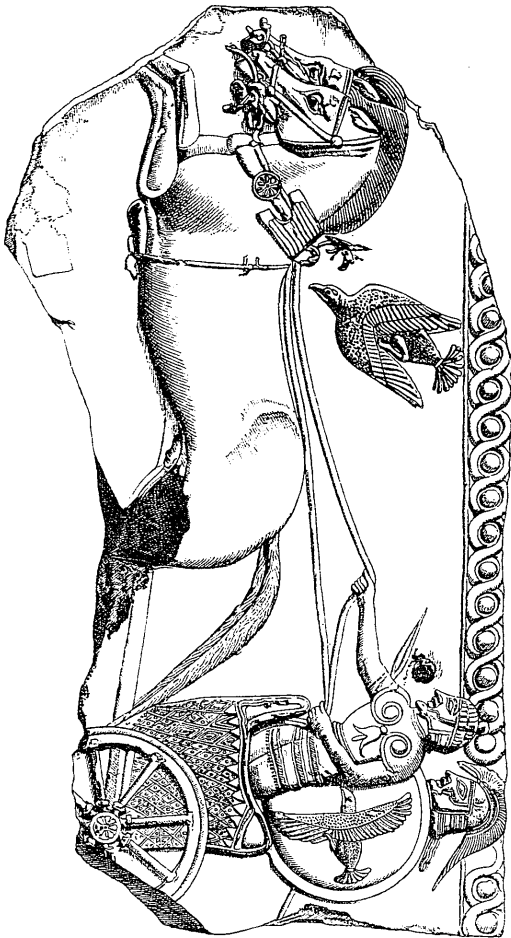
in welcher die Jünglinge für ihren späteren Beruf herangebildet wurden, die Männer ihre Kraft immer frisch erhielten und ihren Mut erprobten. Das Bild eines Turniers in jener Zeit führt uns der Dichter in den Leichenspielen vor, welche Achilleus zu Ehren seines gefallenen Freundes Patroklos veranstaltet. Im Wagenrennen, Faustkampf, Kugelfwurf, Bogenschuß, Speerwerfen ringen da die Helden der Achaier um die von dem Peliden ausgesetzten Preise.

Auffällig könnte es erscheinen, daß unter diesen ritterlichen Künften des Reitens nicht gedacht wird. Ganz fremd war es allerdings der homerischen Zeit nicht. Einmal wird es als eine von der Menge angestaunte Kunst erwähnt, daß ein Mann, der Pferde reitet, von einem auf das andere springt; ein anderes Mal wird berichtet, daß Odysseus und Diomedes sich auf die Rosse des Rhesos schwingen und fortsprennen, als sie vom nächtlichen Überfall des thrakischen Lagers heimeilen*); einen Kampf zu Pferde kennt die älteste Zeit jedoch nicht. Die vornehmen Krieger bedienten sich des Streitwagens, eines zweirädrigen Gefährtes, dessen Bestandteile aus hartem Holze, Buche oder Eiche, gefertigt wurden. Auf dem häufig reich verzierten Stuhle aus Rutengeflechte stand der Wagenlenker mit den Zügeln in der Hand, zu seiner Rechten der Kämpfer, beide nicht selten durch verwandtschaftliche Beziehungen verknüpft, wie Hektor und Kebriones, Ifos und Antiphos. Vorn an der unbeweglichen Deichsel war das Joch befestigt, an welches die Pferde mit Gurten um den Bug gespannt sind. Brach dieses, so rannten die Rosse scheu davon, denn Zugstränge waren noch unbekannt (Fig. 17.). Zur Reserve trabte bisweilen neben den Zugtieren noch ein Beipferd, wie der sterbliche Pedafos neben den unsterblichen Xanthos und Balios des Achilleus.

*) Nicht verschwiegen sei übrigens, daß der Bericht von jenem Abenteuer, das 10. Buch der Ilias, allgemein als einer der spätesten Zusätze zum Heldenliede angesehen wird.

Das Gewicht eines solchen Wagens ist allem Anscheine nach nicht sehr bedeutend gewesen. Ohne Aufenthalt fährt

Fig. 17. Krieger und Wagenlenker auf dem Zweigefspann



er über Leichen und Gräben, im Notfalle konnte ihn sogar ein kräftiger Mann auf den Schultern forttragen.

Aus einer Betrachtung der Kampfweise im homerischen Zeitalter geht unzweifelhaft hervor, daß von einem einheitlichen Plane und einer zielbewußten Leitung in der Schlacht noch nicht die Rede sein kann. Von ihren Anführern, den Königen, und Unterbefehlshabern geleitet ziehen nach genossenem Frühmahle — nüchtern kämpft es sich nicht gut, bemerkt weise Odysseus — die Scharen in den Kampf. Beim Anblick des Feindes wird das Kriegsgeschrei erhoben, ob unter Begleitung von Musikinstrumenten ist fraglich, obgleich die Trompete bereits bekannt ist. Während das Gefolge zurückbleibt und durch Speer- oder Steinwurf, durch Pfeilschüsse oder Schleudern aus der Ferne an der Schlacht teilnimmt, eilen die Edelsten und Tüchtigsten des Heeres allen voran auf ihren Streitwagen dem Feinde entgegen. Häufig springen sie auch herab, um zu Fuß den Strauß auszufechten. In ihren Reihen fällt die Entscheidung, weil von dem Schicksale der Vorkämpfer auch das Verhalten ihrer Mannen abhängig ist und ein einziger siegreich vorstürmender Krieger oft den Ausgang der Schlacht bestimmt.

Nicht selten geht dem Angriffe zweier Vorkämpfer eine trotzigte Begrüßung voraus, bei der Schimpfwörter nicht gefpart werden.

„Nicht, du Hund, bei den Knien beschwöre mich, noch bei den Eltern;
Dafs doch Zorn und Wut mich erbitterte, roh zu verschlingen
Dein zer schnittenes Fleisch!“

ruft Achilleus dem Hektor zu, als dieser den Versuch macht wegen des Begräbnisses zu verhandeln.

Einander unbekannte Gegner fragen sich nach dem Namen, wie Achilleus den Asteropaios, Diomedes den Glaukos, in dem er einen Gattfreund seines Vaters erkennt und von dem er mit dem Versprechen scheidet ihn in der Feldschlacht künftig zu meiden. So freundschaftlich enden indes

die Begegnungen der Helden nur ausnahmsweise. In Wurfsweite entzündet oder erwartet man die Lanze. Ist der Feind getroffen und kann seinen in der Nähe haltenden Streitwagen nicht mehr erreichen, so eilt der Sieger rasch auf den Verwundeten los, um ihm den Todesstoß zu versetzen, wenn er nicht seine Bitte um Schonung gegen Lösegeld erhört. Sind jedoch die Würfe fehl gegangen oder durch raschen Vorstoß des Schildes unschädlich aufgefangen worden, so springen beide Gegner auf einander los und suchen, Schild gegen Schild gestemmt, einander zu Falle zu bringen, oder durch einen raschen unparierten Schwerthieb Helm und Haupt zu spalten. Triumphierend setzt der Überwinder den Fuß auf den Unterlegenen und beeilt sich den Leichnam seiner Rüstung zu berauben, womöglich auch noch den Streitwagen des Gefallenen zu erbeuten.

Das Vorhaben gelingt indes nicht immer, oft erst nach neuem schweren Kampfe. Waffengefährten des Erschlagenen oder seine untergebenen Krieger eilen herzu, um seine Rüstung zu verteidigen oder wenigstens den Leib für die Bestattung zu retten. Denn eine freiwillige Rückgabe der im Kampfe Gebliebenen kennt jene Zeit noch nicht. Der tote Feind wird den Hunden und Raubvögeln zum Fraße hingeworfen, vorher in wilder Siegesfreude schmählich verstümmelt. Als Hektor gefallen ist, treten die Achaier in Menge herzu und lassen, wie die Meute am erlegten Wilde, an ihm durch Stiche und Hiebe ihre Wut aus. Selbst Anerbietungen reichen Lösegeldes seitens der Angehörigen befreien nicht immer von dieser unwürdigen Behandlung.

Nur wenn auf beiden Seiten der Schlachtengott reiche Ernte gehalten hat, wird von den kämpfenden Heeren eine Waffenruhe vereinbart, während welcher jede Partei ihre Toten einsammelt und begräbt. Bei solch schmerzlichem Geschäfte mag namentlich die Sehnsucht nach Beendigung des Blutvergießens die Oberhand gewonnen und

der Gedanke sich mächtig aufgedrängt haben, den Krieg unter geringeren Verlusten durch einen Zweikampf zwischen den ersten Helden zum Austrag zu bringen, dessen Entscheidung beide Parteien sich unterwerfen sollen. Von derartigen Versuchen berichtet die Ilias wiederholt. Paris stellt sich dem Menelaos, Ajas dem Hektor zum Einzelkampfe. Herolde überbringen die Herausforderung, unter Opfern gelobten sich die Völker die Kampfbedingungen ehrlich zu beobachten, auch Rückgabe zur Bestattung wird beiderseits versprochen. Während das übrige Heer in angemessener Entfernung zuschaut, messen Waffengefährten der beiden Streiter den Platz ab und lösen, wer den ersten Wurf thun soll. Von da an gilt jede Art den Gegner zu bekämpfen für erlaubt. Menelaos würgt Paris am Riemen des Helmes, ja, Hektor und Ajas werfen, nachdem die Lanzen verschossen sind, mit Steinen nach einander. Verläuft der Kampf ohne Entscheidung, dann treten bei Einbruch der Dunkelheit die Herolde, die bis dahin den Verlauf des Waffenganges als Zeugen überwacht haben, Einhalt gebietend mit ihren Stäben zwischen die Kämpen, welche dann mit ritterlichem Gruße und nach gegenseitiger Beschenkung von einander scheiden.

Fällt nach dem bisher Gesagten den Kriegern in Reih und Glied nur eine untergeordnete Rolle zu, so ist doch ihr vereinigtcs Auftreten nicht ohne Wert und Bedeutung, namentlich wenn sie den Rückzug zu decken haben. Schild an Schild, Helm an Helm, Mann an Mann schließen sie sich zu fest gedrängter Masse zusammen und stellen sich dem vorstürmenden Feinde wie eine Mauer entgegen (Fig. 18).

In der Bildung dieser Knäuel, deren festes Gefüge der Dichter mit einem Felsen oder Turme vergleicht, wird man nicht mit Unrecht die Anfänge der späteren Phalanx erblicken.

Die einzelnen Abteilungen des Fußvolkes befehligen

Kriegshauptleute, bei den Myrmidonen je einer über fünfhundert Mann, welche auch den Feldherrn beim Ordnen der Scharen zum Auszuge unterstützen. Anderwärts werden Anführer über je hundert Krieger erwähnt, als ein Überfall der Trojaner befürchtet wird und größere Abteilungen die Feldwache beziehen. Daß auch sonst der Postendienst vor dem Lager regelmäßig versehen wurde und zur Kontrolle

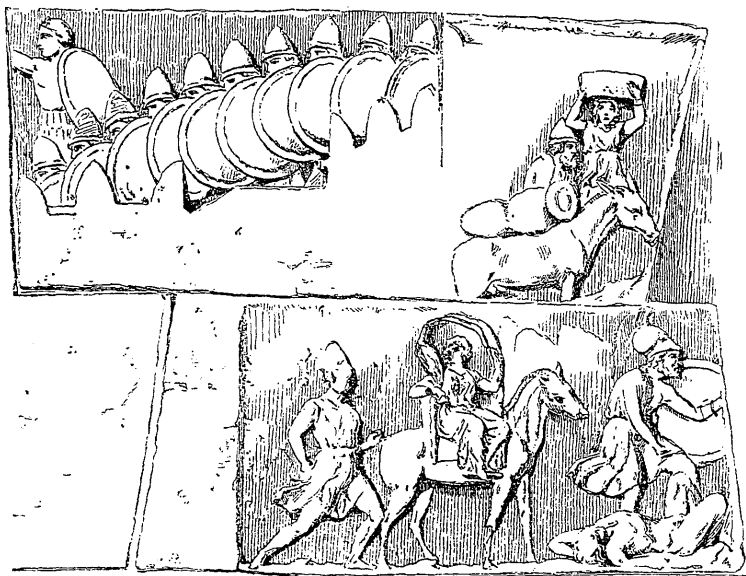


Fig. 18. Belagerungsscene. Relief von Gjölbafchi.

eine Runde seitens der Fürsten eingerichtet war, ist ausdrücklich bezeugt.

Denn ebenso wie das Griechenheer es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Feindesstadt zu erstürmen und zu vernichten, geht auch das Streben der Trojaner dahin, sich dadurch ihrer Bedränger zu entledigen, daß sie ihnen Lager und Schiffe verbrennen. Zur Abwehr solcher Angriffe ist

auch die Zeltstadt der Belagerer mit den dahinter auf das Land gezogenen Schiffen durch Graben, Wall, Türme und Palissadenzaun befestigt. Über die Einrichtungen im Innern derselben besitzen wir indes nur spärliche Angaben. In der Mitte befindet sich der Versammlungsplatz des Heeres mit den Opferaltären; doch müssen auch außerdem größere freie Plätze innerhalb der Umwallung vorhanden gewesen sein, wie aus der Schilderung der Leichenspiele zu Ehren des Patroklos hervorgeht. Den Verkehr zwischen den einzelnen Völkerschaften vermitteln breite Straßen. Die einzelnen Zelte oder besser Hütten der Krieger bestehen aus Holz, vermutlich Fachwerk, ihre Bedachung aus Schilf, und richten sich in ihren Größenverhältnissen nach dem Range des Bewohners. Das des Achilleus z. B. zerfällt in mehrere Abteilungen und wird von einem Vorhofe mit verschließbarer Pforte umgeben. Auch das des Rhesos muß von beträchtlichem Umfange gewesen sein, da sein Inneres als Schlafstätte für dreizehn Männer und zugleich als Stall für die Rosse dient.

Weit schwieriger als die Beschaffung der Wohnungen war die Regelung der Verpflegung. Reichen die Sendungen befreundeter Nachbarn nicht aus*), so werden Raubzüge in näherer oder weiterer Umgebung veranstaltet. Achilleus allein rühmt sich dreiundzwanzig Städte im troischen Gebiete zerstört zu haben und jedesmal mit reicher Beute heimgekehrt zu sein.

Der Ertrag solcher Unternehmungen an Brodkorn scheint den Schaffnern, einer Behörde, welche das Getreide an die Mannen verteilte, überwiesen worden zu sein.

Vieh, kostbares Gerät und Sklavinnen werden an die

*) Thukydides berichtet sogar, daß von einem Teile des Heeres auf der thrakischen Chersones regelmäßiger Ackerbau getrieben worden sei, um den Belagerern Getreide zu liefern.

Teilnehmer am Zuge gleichmäßig, meist durch das Los verteilt, nachdem sich der Oberfeldherr nach Gutdünken den Löwenanteil ausgewählt und für die Götter zu Opfern oder Weihgeschenken einen weiteren Abzug gemacht hat. Auch die Helden, die sich bei der Erbeutung besonders hervorgethan haben, erhalten vor der Verlofung ein besonderes Ehrengeschenk aus dem Raube. Außerdem finden ihre Verdienste ganz im Geiste eines Zeitalters, das aus seiner Freude an Essen und Trinken kein Hehl macht, durch größere Portionen beim Mahle und reichlicher zugemessenen Trunk Anerkennung. Der Becher des Tapfern steht nimmer leer. Anderweitige Belohnungen für die Kriegsdienste kommen nur bei den Troern vor, welche den Beistand ihrer Bundesgenossen durch schwere Opfer an Schätzen erkaufen müssen. Im Griechenheere dagegen ist ein derartiger Sold unbekannt.

Für die Pflege bei Verwundungen sorgen zwei Söhne des Heilgottes Asklepios selbst, Podaleirios und Machaon. Sie schneiden die Pfeile aus, saugen das Blut aus der Wunde, legen lindernde Kräuter auf und genießen dafür, obwohl sich ihre Hilfeleistung auf so äußerliche Behandlung beschränkt, bei ihren Zeitgenossen hohes Ansehen. „Ein Arzt wiegt viele andere Männer an Wert auf“.

Öfters legt auch ein in der Heilkunde erfahrener Waffengefährte dem andern den ersten Verband an, wie Achilleus dem Patroklos (Fig. 19), oder man sucht durch einen Blutsegen das hervorquellende Blut zu besprechen, so Odysseus, als er in seinen Jugendjahren beim Jagen auf dem Parnassos von den Hauern eines Ebers verwundet worden ist.

Innere Krankheiten, Seuchen und Pest, gelten als Heimfuchungen der erzürnten Gottheiten und spotten darum menschlicher Kunst. Nur durch Opfer und Gebete oder Sühnung des Frevels, welcher den Groll der Himmlischen erregt hat, vermag der Sterbliche dem Wüten solcher

Plagen Einhalt zu thun. Als Helfer in der allgemeinen Ratlosigkeit und Niedergeschlagenheit gelten nur die Priester und Seher, vor deren Ausprüchen sich auch sonst selbst



Fig. 19. Patroklos von Achill verbunden.

der Oberfeldherr und sein Kriegsrat ohne Widerspruch beugen muß.*)

*) Belagerungskunst und Schifffahrt des homerischen Zeitalters soll in einem anderen Zusammenhange dargestellt werden.



II.

Sparta und Athen bis zum Ausgange des peloponnesischen Krieges.

Für die Entwicklung des hellenischen Kriegswesens in geschichtlicher Zeit wurde namentlich Sparta tonangebend. Die tapfere Doriergemeinde, die trotz ihrer Minderzahl sich in der Eurotasebene einen Wohnsitz erritten und die Bewohner Lakoniens ihrem Staatswesen eingefügt hatte, konnte nur durch stete Kampfesbereitschaft und Überlegenheit im Waffenhandwerk das Erworbene gegen die Nachbarn und die unterworfenen, stets zum Aufstande geneigten Ureinwohner des Landes behaupten. In klarer Erkenntnis dieser Aufgabe war der Schöpfer der spartanischen Gesetzgebung, nach der Überlieferung Lykurgos, vor allem darauf bedacht, einen allezeit schlagfertigen Kriegerstaat zu schaffen, dessen Bürger in strenger Abgeschlossenheit nach außen nur dem einen Berufe lebten, als wehrhafte Verteidiger das Vaterland gegen innere und äußere Feinde zu schützen. Der Betrieb eines Handwerkes oder des Ackerbaues galt darum eines freien Mannes für unwürdig. Den nötigen Lebensunterhalt für die Familie lieferte der von den Staatsklaven, Heloten, bewirtschaftete, allen gleichmäßig zuteilte und unveräußerliche Grundbesitz; das Geld war eine wertlose, anderwärts ungültige Münze, deren Be-

fitz nicht reizen konnte; zumal da es unmöglich war, den erworbenen Wohlstand zu genießen. Denn eine Abweichung von der gesetzlich vorgeschriebenen Lebensweise war nicht gestattet, eine Reise ins Ausland aber wurde als Fahnenflucht angesehen und bestraft.

Treffend wird daher schon im Altertume die Verfassung Spartas die eines Heerlagers genannt, da nur einseitig auf kriegerische Tüchtigkeit das Hauptaugenmerk gerichtet worden sei, nicht auf geistige und sittliche Vervollkommnung. Ganz unrecht hatte der Vorwurf nicht; schon die in Lacedämon gültigen Anschauungen über Gatten- und Familienleben, die gesetzlich erlaubten Eingriffe in die Sittlichkeit und Reinheit des Ehebundes widersprachen den Gefühlen und der Denkweise der übrigen griechischen Welt. Die Gemeinschaft zwischen Mann und Frau hatte nur den einen Zweck, dem Staate kräftige Krieger zu liefern; der Vater, der drei wehrfähige Söhne dem Vaterlande gestellt hatte, genoß, wie berichtet wird, für sich Befreiung vom Kriegsdienste.

Frühzeitig verfiel darum das Kind der Verfügung des Staates. Unmittelbar nach der Geburt entschieden die Ältesten der Stammesabteilung (Phyle), ob es kräftig genug sei, um aufgezogen zu werden; war es schwächlich oder mit einem körperlichen Fehler behaftet, so wurde es beseitigt. Mit dem siebenten Lebensjahre begann die öffentliche Erziehung, der auch die Mädchen nicht vorenthalten werden durften. Denn ihre dereinstige Lebensaufgabe war in erster Linie Mütter kräftiger Söhne zu werden; die Arbeiten im Hause konnte man ebenso gut den Sklavinnen überlassen.

Bis zu welchem Alter das weibliche Geschlecht zur Teilnahme an den körperlichen Übungen im Laufen, Springen, Ringen, Diskus- und Speerwerfen verpflichtet war, wird nicht berichtet. Von längerer Dauer und härter war sicherlich die Schulung des Knaben und Jünglings zum

Krieger. Sobald der junge Spartiat der staatlichen Erziehung übergeben worden war, wurde er einer Rotte (Ila) zugeteilt, deren mehrere eine Schar (Bua oder Agela) bildeten.

Die Anführer dieser Abteilungen, Ilarchen und Buagoren, eine Art Vorturner, waren angehende Jünglinge, die Oberaufsicht aber führten die Turnlehrer (Paidonomoi), welche stets mit Geißelträgern in der Nähe standen und durch diese jedes Versehen bei den Übungen mit unnachlässiglicher Strenge ahndeten.

Daß auch auf die Abhärtung des Körpers besonderes Gewicht gelegt wurde, ist hinlänglich bekannt. Hier genüge ein Hinweis auf das harte Lager von Schilfrohr, auf die Bestimmung bei jeder Witterung und Jahreszeit barfuß und barhäuptig zu gehen, sowie auf die grausame Geißelprobe im Tempel der Artemis Orthia, wo derjenige, der am längsten sich den Schmerz verbißten hatte, als „Sieger am Altar“ (Bomonikas) ausgerufen wurde.

Hatte der Jüngling sein achtzehntes Lebensjahr zurückgelegt, so erhielt er die Waffen und die Unterweisung im Gebrauche derselben. Zugleich wurde er in die sogenannte Krypteia eingereiht, eine Polizeimannschaft, deren Thätigkeit namentlich in der Überwachung der Heloten bestanden haben soll. Erst mit dem zwanzigsten Jahre trat er in das stehende Heer ein. Aber noch volle zehn Jahre dauerte es, ehe die Ausbildung zum Krieger als abgeschlossen galt, die Verpflichtung zum Zusammenleben mit den Altersgenossen aufhörte und die Erlaubnis zur Gründung eines selbständigen Haushaltes gewährt wurde. Auch jetzt noch, als Hausvater, hatte er regelmäßig an den Exercitien teilzunehmen. Ebenso befreite nur triftige Entschuldigung von dem täglichen Besuche der Männermahle (Phiditia), denen nicht einmal die Könige fern bleiben durften. Auch diese Speisungen gehören in den Rahmen der Wehrverfassung: die Oberaufsicht dabei führten die Polemarchen, die fünf-

zehn Genossen eines Tisches bewohnten im Felde daselbe Zelt und waren zu so festem Verbande vereinigt, daß man in der Zeltgenossenschaft, was für spätere Zeiten feststeht, die kleinste Einheit bei der Gliederung des Heeres hat erblicken wollen.

Sonst wird als kleinste Abteilung in der Stärke von etwa dreißig Mann die Enomotie (Schwurgenosenschaft) genannt; zwei derselben bilden eine Pentekostys (Fünfzigerzug), vier der letzteren einen Lochos (Kompagnie), zwei Lochoi eine Mora (Bataillon). Die entsprechenden Befehlshaber hießen Enomotarchen, Pentekonteren, Lochagen, Polemarchen*).

Eine besondere Truppe waren die dreihundert Ritter, die Leibgarde des Königs, und die Skiriten, Bewohner der Gemeinde Skiros an der Nordgrenze des Landes, die als Leichtbewaffnete den Vortrab bildeten und den Wachtdienst zu besorgen hatten. Die Bürger der anderen Flecken Lakoniens, die Periöken, wurden als Schwerbewaffnete (Hopliten) dem Spartiatenheere zugeteilt, die Heloten aber als Schildträger und beim Troß verwendet.

Die gesamte Streitmacht des Staates rückte jedoch nur in seltenen Fällen aus. War Gefahr im Verzuge und konnte man das Eintreffen der Periöken nicht abwarten, so zog nur das Bürgerheer von Sparta ins Feld. Fast regelmäßig blieben ferner die ältesten und die jüngsten Jahrgänge zum Schutze des Landes zurück, um namentlich die Empörungsgelüste der Helotenbevölkerung niederzuhalten. Am häufigsten traf das Aufgebot diejenigen, welche zehn bis dreißig Jahre im Dienste waren, vorzugsweise scheint die zehnte bis

*) So stellt Xenophon, wegen seines langen Aufenthaltes in Sparta der zuverlässigste Gewährsmann, die Heeresenteilung dar. Anders lauten die Angaben des Thukydides; indes gesteht dieser selbst zu, daß ihm die lacedämonischen Staatseinrichtungen vielfach dunkel und unbekannt sind.

fünfzehnte Jahresklasse als der leistungsfähigste Bestandteil des Heeres gegolten zu haben. Aus ihnen wurde für besonders gefahrvolle Unternehmungen und Handstreichs die Mannschaft mit Vorliebe ausgewählt. Daß es so langer Zeit bedurfte, um einen feldtüchtigen Krieger auszubilden, beweist, welche hohe Anforderungen an die Spartiaten gestellt wurden, anderseits aber auch, welche Fortschritte in der Kriegskunst man gegen die homerische Zeit gemacht hatte.

Zwar an der Ausrüstung und Bewaffnung hatte sich nicht viel geändert. Noch ist der Schild von so mächtiger Größe, daß er nach dem Zeugnisse des Tyrtaios den Mann von den Schultern bis über die Kniee herab deckt und dem Krieger wegen seiner Schwere auf dem Marsche von seinem Knappen, einem Heloten, nachgetragen werden muß. Nur der breite Gürtel des homerischen Kämpfers scheint bald außer Gebrauch gekommen zu sein, ebenso der Streitwagen, der in dem gebirgigen Stammlande Doris ohnehin wenig eingebürgert gewesen sein mochte. Damit kamen die Einzelkämpfe der Helden vor der Front des Fußvolkes in Wegfall und dieses allein führte nunmehr die Entscheidung herbei. Früher hatte es häufig durch den Fall des Führers oder beim Heranfüren eines gefürchteten Gegners Mut und Halt verloren, jetzt galt es den einzelnen Mann so auszubilden, daß er nicht nur selbstbewußt seiner eigenen Kraft und Tüchtigkeit vertraute, sondern auch im festen Anschlusse an die Nebenmänner sich als Glied eines unwiderstehlichen Ganzen fühlte. So entstand jenes feste Gefüge von Schwebewaffneten, die Phalanx, deren erste Anfänge uns schon in den Kämpfen vor Troja begegnen, deren Durchbildung aber die Schöpfung der Lacedämonier war. Sie vermieden durch unausgesetzte Drillung, daß die Schlachtordnung nicht durch ihre Unbeweglichkeit den Feinden Blößen gab. Mochte der Angriff von vorn, im

Rücken oder in der Flanke drohen, jederzeit genügten einige Befehle des Feldherrn, welche rasch die Reihen der Unterbefehlshaber bis zum Enomotarchen durchliefen, um die gewünschte Front herzustellen. Durch Gegenzug nach der Tiefe in den einzelnen Rotten, durch Schwenkungen seitwärts erhielt stets das erste Glied, die von Tyrtaios gezeigten Vorkämpfer, seinen Platz vor dem Feinde. Mit gleicher Schnelligkeit erfolgte die Verdoppelung der Glieder oder Rotten, je nachdem eine breitere oder tiefere Aufstellung geboten erschien. Hinter dem schweren Fußvolk standen die Heloten, welche über die Phalanx weg Speere oder Steine in die Reihen der Gegner schleuderten, beim siegreichen Vordringen aber mit Keulenschlägen den verwundeten Feinden den Rest gaben. In späterer Zeit kamen diese Leichtbewaffneten in Wegfall, dafür verstärkte man die Hoplitenaufstellung durch größere Tiefe. Wie es scheint, betrug diese in der Regel acht Mann, doch kamen Ausnahmen vor, wenn auch die Angabe, die Lacedämonier hätten einmal einen Mann hoch einen Sieg über die Arkadier davongetragen, mit Recht bezweifelt wird.

In keinem Falle aber wurde das feste Gefüge der Phalanx aufgegeben. Gemessenen Schrittes nach dem Takte des Flötenspieles und unter dem Gesange eines Marschliedes erfolgte der Anmarsch, fest stand der Krieger im Gewühle des Kampfes, die Lippe mit den Zähnen beißend stieß er gegen den Feind mit Schwert oder Lanze, und nie wich er von der Seite seines Nebenmannes. Dieser Zusammenhalt gab der spartanischen Schlachtreihe ihre Kraft und Unwiderstehlichkeit. „Den einzelnen Spartiaten kann man überwinden“, sagt Demaratos zu Xerxes, „nicht aber ihre geschlossene Schlachtordnung.“ Selbst nach errungenem Siege wurde es vermieden, sich zur Verfolgung des Feindes zu zerstreuen, da man von der Auflösung der Glieder mehr Nachteil befürchtete, als Vorteil sich versprach, überdies

auch die schwere Rüstung ein leichtfüßiges Nachsetzen hinter den Flihenden unmöglich machte.

Jahrhundertlang blieben die Spartiaten mit ihrer Kampfweise fast ausnahmslos Sieger. Daher sahen sie die Schlacht als ein Fest an, zu dem sie sich mehr als sonst schmückten. Im purpurnen Gewande, bekränzt und mit gefrähltem Haare zog der Heerbann aus. Vor dem Ausrücken brachte der König dem „führenden“ Zeus (Agetor) Opfer dar und verschob den Aufbruch, wenn sie ungünstig ausgefallen waren; ebenso beim Überschreiten der Grenze. Beide Male wurde das heilige Feuer von den Altären mitgenommen und sorgsam gehütet. Noch im Frührote des Schlachtentages, im Angesichte der Feinde, wurde der Artemis Agrotera eine Ziege geschlachtet. Den Oberbefehl beim Heereszuge führten anfangs beide Könige, seit 510 nur einer, der andere blieb im Lande zurück, damit nicht Meinungsverschiedenheiten bei der Leitung des Krieges den Erfolg desselben in Frage stellten. Zur Überwachung gingen zwei Ephoren mit ins Feld; war der König noch jung, so wurde ihm ein kriegserfahrener Berater beigegeben, der verhüten sollte, daß verkehrte Anordnungen es den Kriegern erschwerten, gehorham zu sein. Denn die Mannszucht war auch im Kriege streng und unerbittlich. Zwar erfuhr der regelmäßige Dienst einige Erleichterungen: nur vor dem Frühmahle und vor Sonnenuntergang fanden Waffenübungen statt, der übrige Teil des Tages war dienstoffrei. Um so härter waren die Bestimmungen gegen diejenigen, welche in der Schlacht die Reihen verließen oder sich dem Feinde lebend gefangen gaben. Als schwerstes Vergehen galt der Verlust des Schildes und wurde mit dem Tode geüht; sonstige Strafen für die Feigen (Tresantes = Zitterer) waren der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, Verweigerung des Feuers, Verbot eine Ehe zu schließen, vor allem aber die allgemeine, selbst von seiten der nächsten Angehörigen geteilte Verachtung, die

den Geächteten zur Verzweiflung und zum Lebensüberdruß trieb. Nur tadellose Haltung in späteren Gefechten und ein ehrlicher Schlachtentod vermochte feinen mit Abscheu genannten Namen wieder zu Ehren zu bringen. Auch Könige und Feldherren hatten für ihre Pflichtverfäumniß harte Ahndungen zu erwarten, unter denen die Verbannung noch nicht die schwerste war. Sogar dann, wenn ein Widerstand gegen die Feinde unmöglich oder erfolglos war, wurde keine Ausnahme gemacht. Jenes zusammengeschnitzene Häufchen Spartaner, die im peloponnesischen Kriege auf der Insel Sphakteria von aller Hilfe abgeschnitten, von Entbehungen entkräftet, sich den Athenern hatten ergeben müssen, wurde lange Zeit, trotz der Anerbietungen der Gegner, nicht losgekauft und nach dem Friedensschlusse heimgekehrt mit Ehrlosigkeit bestraft. Denn nach den Worten des Herodot befahl das Gesetz den Spartanern vor keiner noch so großen Menge von Feinden zu fliehen, sondern auf ihrem Posten zu siegen oder zu sterben. Darum zollte auch die Grabchrift in den Thermopylen Leonidas und den Seinen für ihren Opfertod kein anderes Lob, als daß sie den Satzungen des Vaterlandes bis zum Tode treu gehorcht hätten.

Kein anderer Staat Griechenlands konnte sich gleicher kriegerischer Tüchtigkeit seiner Bürger rühmen; kein anderer aber war auch in der Lage über eine berufsmäßig geschulte Streitmacht zu verfügen. Nur vereinzelte Anläufe dazu wurden gemacht. So wurden in Argos tausend Jünglinge als stehende Truppe auf öffentliche Kosten erhalten und befoldet; ein Gleiches geschah in Theben mit der dreihundert Mann starken heiligen Schar; durchgehends aber wurden bis zum peloponnesischen Kriege die Heere der griechischen Staaten durch das Aufgebot der Bürger gebildet und mußten ihrer Zusammensetzung in ihren Leistungen entsprechen, so sehr auch das Bestreben unverkennbar ist,

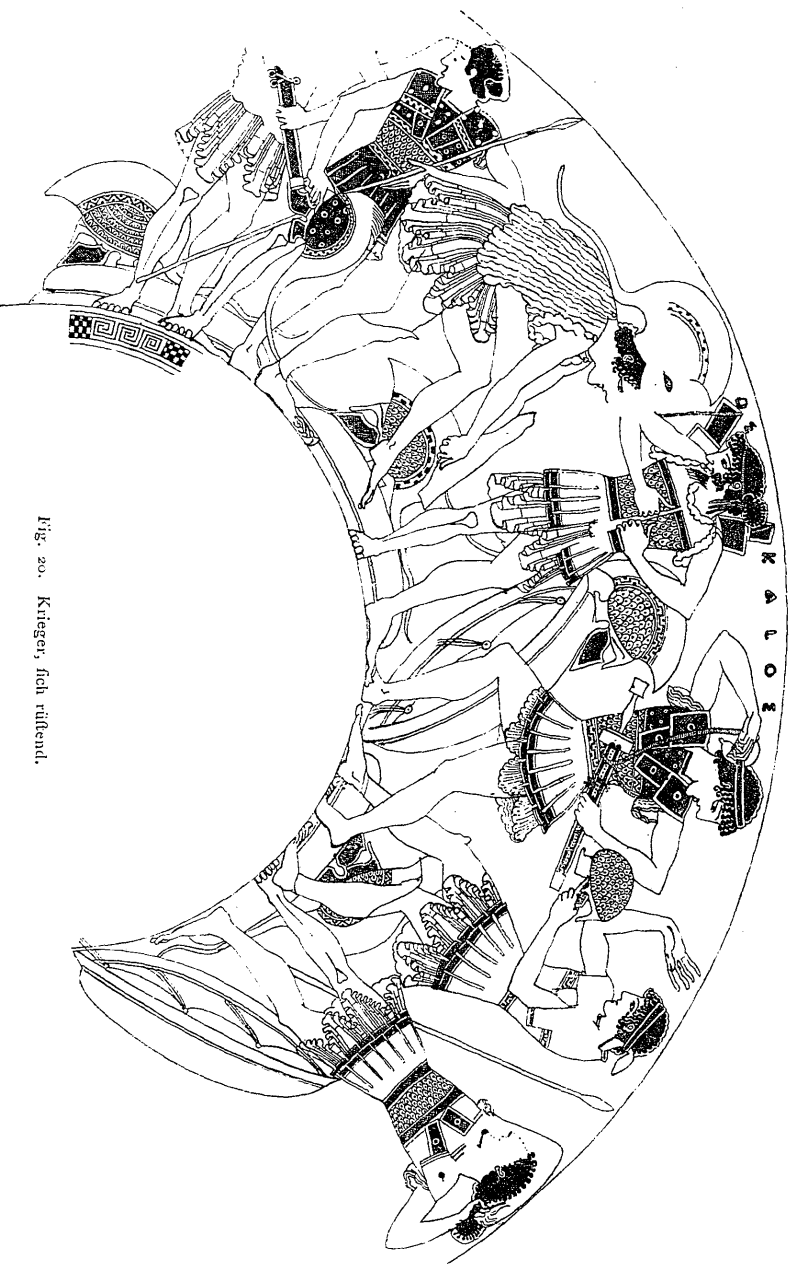


Fig. 20. Krieger, sich rühend.

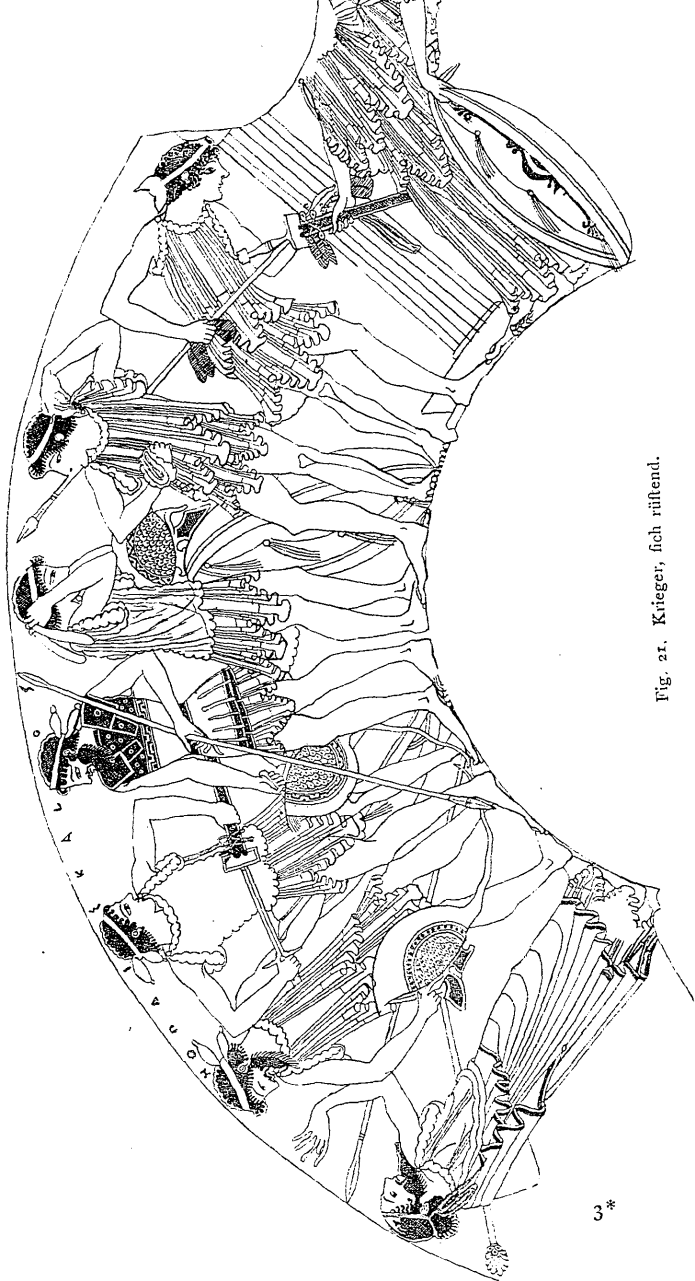


Fig. 21. Krieger, sich rüstend.

das mustergültige Heereswesen Spartas, soweit thunlich, zum Vorbilde zu nehmen.

Dies geschah so allgemein, daß ein Eingehen auf das Kriegswesen der einzelnen Staaten unnötig erscheint, selbst



Fig. 22. Abschiedspende.

wenn für eine solche Darstellung die Nachrichten aus dem Altertume reichlicher vorhanden wären, als es der Fall ist. Am besten sind wir noch über die athenische Wehrordnung

unterrichtet; von ihr vermögen wir noch am ersten ein ziemlich anschauliches Bild zu gewinnen.

Den Kern des attischen Fußvolkes bildeten wie anderwärts die Schwerbewaffneten. Ihre Rüstung (Fig. 20, 21, 22) besteht aus dem Helme mit Bügel und metallenen zum Herabklappen (Fig. 22) eingerichteten Backenstücken, — häufig war auch der sogenannte korinthische, welcher bis über das Kinn herab das Gesicht deckte — aus den Beinschienen, dem Panzer von Leder, mit beweglichen Schulterblättern (Fig. 20), welcher enger als in der ältesten Zeit sich den Körperformen anschmiegte (Fig. 23) und regelmäßig unterhalb des Gürtels in eine Doppelreihe von Streifen auslief, sowie aus dem Spieße, Schwerte und Schilde. Bei letzterem unterscheidet die griechische Waffenkunde in geschichtlicher Zeit namentlich zwei Hauptfor-



Fig. 23. Grabstele des Ariftion.
Werk des Ariftokles.

men: den argolischen runden (Fig. 20—22) und den boiotischen mit Einschnitten auf beiden Seiten (Fig. 24).

Diese Hoplitenbewaffnung war bei allen Griechen der Peloponnes und Mittelgriechenlands so gleichmäßig im Gebrauche, daß manche Staaten zur Unterscheidung von Freund und Feind den Anfangsbuchstaben ihres Namens auf die Schilde schrieben, z. B. die Sikyonier ein S, die Messenier ein M.

Immerhin war die Gleichmäßigkeit der Ausrüstung bei weitem nicht so streng durchgeführt wie in den heutigen Heeren, nicht einmal bei den Angehörigen derselben Gemeinde. Ein jeder hatte sich seine Ausstattung für den Krieg aus eigenen Mitteln anzuschaffen und ließ dabei

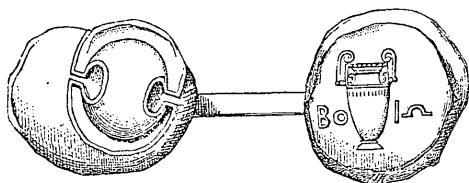


Fig. 24. Boiotischer Schild.

seinen eigenen oder des Waffenschmiedes Geschmack, vor allem aber auch die Rücksicht auf seine Vermögensverhältnisse walten. Denn die Preise für Metallarbeit waren im Altertume im Vergleich zu den übrigen Lebensbedürfnissen unverhältnismäßig hoch, und der Aufwand für eine vollständige Hoplitenrüstung betrug vermutlich nicht viel weniger, als eine einfache Bürgerfamilie während eines ganzen Jahres zu ihrem Unterhalte brauchte.

Deshalb waren auch in Athen nur die Bürger der drei ersten Vermögensklassen, die Fünfhundertseffler, Ritter und Handwerker, zum Dienste als Hopliten verpflichtet, die vierte Klasse, die Lohnarbeiter, diente teils als Pfeilschützen, teils als Ruderknechte auf der Flotte und wurde nur im Not-

falle, wahrscheinlich auf Staatskosten, unter die Schwerbewaffneten eingereiht.

Für die Gliederung des athenischen Heeres legte man die Stammeseinteilung zu Grunde. Den zehn Phylen, in welche seit Kleisthenes die Bürgererschaft zerfiel, entsprachen ebensoviele Taxeis (Bataillone) Fußvolk in der Stärke von 1000 Mann, eine jede unter einem Oberst (Strategos), der von der Volksversammlung durch Handaufheben zu seinem Amte gewählt worden war. So war es wenigstens zur Zeit der Perserkriege. An der Schlacht bei Marathon und dem vorausgegangenen Kriege nahmen nicht nur sämtliche Strategen, sondern auch der dritte Archon, der Polemarchos (Kriegsminister), dieser als Befehlshaber des rechten Flügels, teil. Das Kommando wechselte unter ihnen täglich; doch kam es vor, daß zu Gunsten einer einheitlichen Kriegsführung der tüchtigste durch gemeinsamen Verzicht der übrigen auf eine Reihe von Tagen mit der Führung des Heeres betraut wurde, wie Miltiades vor jener Schlacht. Im Laufe der Zeit traten an die Spitze der Bataillone die Taxiarchen, unter denen die Lochagen, Hauptleute der Kompagnien (Lochoi) standen — wie viele, ist ungewiß — während die Strategen in der Regel nur als Verwaltungsbehörde auf ihrem Bureau beschäftigt waren, meist nur einer im Felde, und am liebsten sich nur bei Paraden und Prozessionen im kriegerischen Schmucke sahen. Demosthenes vergleicht sie in seiner bitteren Redeweise mit den Thonfoldaten, die als Kinderspielzeug auf den Markt zum Verkaufe gebracht wurden.

Es wäre indeffen ungerecht, wenn wir uns ihr Amt als einen beschäftigungslosen Posten vorstellen wollten. Ihnen lagen alle Einzelheiten der Heeresverwaltung ob, die militärische Gerichtsbarkeit, die Leitung des Flottenwesens, namentlich aber die Beforgung der Aushebung und die Führung

der Heereslisten, in denen die Krieger, nach Jahrgängen geordnet, aufgezeichnet waren.

Die Wehrpflicht war wie in allen Staaten des Altertums allgemein und erstreckte sich über zweiundvierzig Jahre, vom achtzehnten bis zum fechzigsten. War der junge Athener (Ephebe) in das dienstpflichtige Alter eingetreten, so wurde nach genauer Prüfung seiner vollbürtigen Abstammung sein Name in das Bürgerverzeichnis aufgenommen. Zugleich erhielt er Schild und Speer und leistete im Tempel der Artemis Agraulos seinen Fahneneid, dessen Wortlaut folgender gewesen sein soll:

„Ich schwöre diese Waffen nicht zu schänden und meinen Nebenmann im Treffen nicht zu verlassen. Ich will kämpfen für die Heiligtümer und das Gemeingut, sowohl allein als in Gemeinschaft mit andern. Ich will das Vaterland nicht gemindert hinterlassen, sondern zu Wasser und zu Lande so groß, wie ich es überkommen habe. Ich will auf die hören, welche jedesmal zu entscheiden haben und den bestehenden Gesetzen und denen, welche das Volk verordnen wird, gehorsam sein. Und so einer die Gesetze aufhebt oder ihnen nicht gehorcht, will ich das nicht zulassen, sondern sie verteidigen, allein und mit andern. Und ich will die vaterländischen Götter und Heiligtümer ehren. Zeugen seien die Götter Agraulos, Enyalios, Ares, Zeus, Thallo, Auxo, Hegemone.“

Seine ersten beiden Dienstjahre verbrachte der angehende Krieger in den Grenzforts (Peripolia) von Attika unter Peripolarchen im Befatzungsdienste und, wenigstens im Frieden, unter regelmäßigen Waffenübungen, im ersten Jahre nur mit Hut, Mantel und Lanze ausgestattet, erst im zweiten in vollständiger Rüstung.

Nach Ablauf der Rekrutenzeit kehrte er in die Vaterstadt zurück und war nunmehr im Kriegsfall zum Dienste

auch außerhalb der Grenzen verpflichtet, in Friedenszeiten hatte er jedoch eine Einziehung nicht zu gewärtigen. Welche Jahrgänge in Falle einer Mobilmachung einzuberufen waren, entschied der Rat. Die Strategen erließen dann das Aufgebot und hatten zugleich über Befreiungs- und Zurückstellungsgefuche zu entscheiden. Von Haus aus befreite nur die Verwaltung eines Amtes von dem Kriegsdienste; wer sich beim Aufgebot nicht meldete oder am Tage des Aufbruches nicht erschien, verfiel harten Freiheitsstrafen, bürgerlicher Ehrlosigkeit und der Ausschließung vom Gottesdienste, ebenso wer im Felde sich feig gezeigt, seine Reihen verlassen oder nach hinten Deckung gesucht hatte. Doch war nicht der Feldherr zur Verhängung und Vollstreckung der Strafe berechtigt, sondern — bezeichnend für die Prozeßluft der Athener — ein Gerichtshof in der Heimat, dem der Strateg in der Regel den Fall zur Aburteilung überwies, und der aus den Mannschaften desselben Truppenteils bestand, welchem der Beschuldigte angehört hatte.

Das häufige Vorkommen solcher Anklagen zeigt deutlich, wie verbreitet in Athen die Abneigung gegen den Waffendienst war, und daß man im Gegensatz zu Sparta den Krieg nicht als Gelegenheit zur Bewährung männlicher Tüchtigkeit, vielmehr als notwendiges Übel anfaß und fürchtete. Freilich lagen auch im attischen Staate die Verhältnisse wesentlich anders als dort. Das Aufgebot zum Feldzuge riß den Wehrmann aus seiner Erwerbsthätigkeit heraus, beraubte die Familie in vielen Fällen des Ernährers und bedrohte das Hauswesen in Abwesenheit des Oberhauptes mit Verfall oder schweren Verlusten. Zwar wurde frühzeitig — in der Zeit zwischen den Perserkriegen und dem peloponnesischen — vermutlich unter dem Einflusse des Perikles, die Soldzahlung eingeführt, anfangs für den Hopliten und seinen Diener je eine Drachme täglich, doch konnte diese Entschädigung und das daneben noch gewährte Verpflegungsgeld

im wesentlichen nur für die laufenden Bedürfnisse im Felde genügen, keinesfalls die Einbußen ausgleichen, welche bei langer Abwesenheit oder dem Tode des Bürgers seine Familie notwendigerweise erleiden mußte.

Außer dem schwerbewaffneten Heerbanne zu Fuß werden bis zur Zeit der Perserkriege andere Truppen nicht genannt. Weder in Sparta noch in Athen besaß man Reiterei; mindestens war dieselbe, wenn vorhanden, äußerst unbedeutend. Auch die solonische Vermögensklasse der Ritter hat schwerlich ihren Namen vom Kriegsdienste zu Pferde

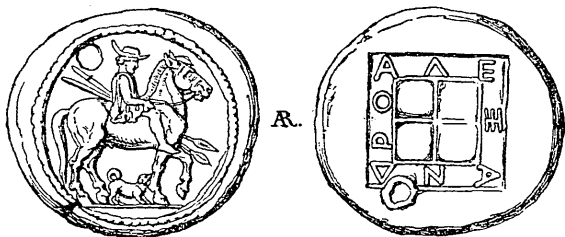


Fig. 25. Makedonischer Reiter (vor 450 v. Chr.). Oktodrachme Alexanders I. von Makedonien.

dazu würde man wohl in erster Linie die Höchstbesteuerten, die Fünfhundertcheffler, herangezogen haben. Nur im Norden, bei Macedoniern und Thessalern, finden sich frühzeitig berittene Streiter (Fig. 25). Erst als man im Freiheitskriege gegen Persien die Überlegenheit der asiatischen Reiter scharen kennen und fürchten gelernt hatte, empfand man den Mangel einer solchen Truppe im eigenen Heere. Am frühesten scheint Athen die gemachte Erfahrung ausgenutzt zu haben, namentlich als durch die Tribute der Bundesgenossen die nötigen Mittel zur Verfügung standen. Denn die Ausgaben für die Reiterei waren ziemlich bedeutend: sie betragen gegen 200000 Mark jährlich und zwar auch in Friedenszeiten, weil der Staat den zu diesem Dienste Verpflichteten beim Eintritte ein Equipierungsgeld, für Unter-



Fig. 26. Mufterung der für den Reiterdienft angemeldeten jungen



erdienst angemeldeten jungen Athener. Schale aus Orviete. (Zu Seite 43.)

haltung und Abwartung des Dienstpferdes täglich eine Drachme zahlte, außerdem im Kriege vermutlich noch Sold gewährte. Die Anschaffung des Rosses war Sache des Reiters, verursachte erhebliche Kosten*) und konnte deshalb nur den Wohlhabenderen, den Mitgliedern der ersten beiden Steuerklassen, zugemutet werden, zumal da ihnen als Gegenleistung für die staatliche Beihilfe auch in Friedenszeiten die Verpflichtung zur Teilnahme an Übungen auferlegt war. Selbst bei körperlicher Untauglichkeit war der Reiche von dem Geldopfer nicht befreit: er mußte dann ein Ersatzpferd für einen anderen stellen. Am liebsten trat der reiche athenische Jüngling, wenn auch nur um bei Paraden zu glänzen, selbst in diesen Dienst ein und bestrebte sich daher durch sportmäßigen Betrieb der Reitkunst sich für die Aufnahmeprüfung würdig vorzubereiten. Welche Ansprüche eine solche Liebhaberei gelegentlich an den väterlichen Geldbeutel stellte, beweisen die Klagen des biedern Philisters Strepsiades in Aristophanes „*Wolken*“. Voll Sorge, woher er das Geld für die kostspieligen Neigungen seines Sohnes nehmen soll, kann er den Schlaf nicht finden und zählt ängstlich die Schulden zusammen, die er schon hat machen müssen.

Die erwähnte Prüfung (Fig. 26) wurde vom Rate abgenommen, vermutlich unter Zuziehung von Sachverständigen, und erstreckte sich auf die Tauglichkeit von Roß und Mann. Nur wenn beide als brauchbar und feldtüchtig erfunden worden waren, sah der Angemeldete seinen Lieblingswunsch erfüllt.

Die Reiterei zerfiel, ebenso wie das Fußvolk, in zehn von Phylarchen befehligte Geschwader, diese wieder in

*) Der Preis für ein brauchbares Reitpferd betrug nach dem Zeugnisse des Aristophanes etwa 900 Mark nach unserem Gelde, ungefähr fünfzehnmal so viel als der für ein fehlerfreies Rind; schon der Wert eines gewöhnlichen Arbeitsgauls wird auf ungefähr 250 Mark angegeben

kleinere Abteilungen von zehn und fünf Mann, Dekaden und Pentaden, unter Dekadarchen und Pentadarchen. Den Oberbefehl führten zwei Hipparchen, deren Ernennung ebenso wie die der Phylarchen durch Handaufhebung in der Volksversammlung vorgenommen wurde. Außer der Ausbildung der Mannschaften lag ihnen auch die Verpflichtung ob, ihre Truppe immer auf der vorgeschriebenen Höhe von tausend Mann vollzählig zu erhalten. Ob dies nach den schweren Verlusten der Bürgerschaft im peloponnesischen Kriege im-

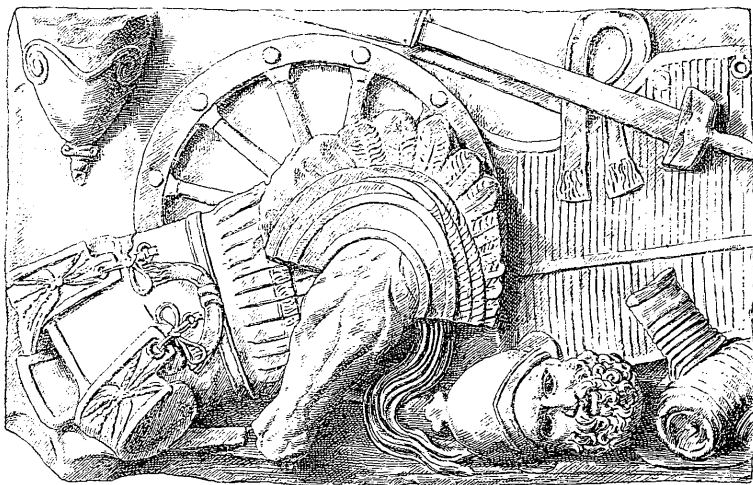


Fig. 27. Brüstungsrelief der Säulenhalle auf der Burg von Pergamon.

mer möglich gewesen ist, muß indes mit Recht bezweifelt werden. Daneben besaß noch Athen zweihundert berittene Staatsklaven als Bogenschützen (Fig. 26: Mittelfstück), vermutlich aber nur eine Zeit lang; denn im vierten Jahrhundert geschieht ihrer keine Erwähnung mehr.

Die Bewaffnung der Bürgerreiterei bestand aus Helm, Lederkoller, ehernen oder ledernen Stulpen am Arme (Fig. 27 rechts in der Ecke), Lanze und Sporen (Fig. 28, 29, 30).

Das Pferd trug weder Hufeisen noch Sattel, sondern nur eine Decke auf dem Rücken. Da auch die Steigbügel fehlten, so konnte ein Angriff bei weitem nicht die Wucht erreichen, mit welcher die heutige Kavallerie anstürmt. Als Zäumung diente nur ein Trensenzügel mit Stange (Fig. 31); der Gebrauch der Kandare war im Altertume unbekannt. Gepanzerte Rosse mit metallenen Bruststücken waren nur im

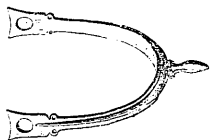


Fig. 28.

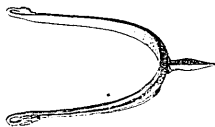


Fig. 29.

Griechische Sporen.

Orient üblich. Bei den Übungen der Reiter legte man namentlich darauf Wert, daß sie ohne fremde Hilfe aufsteigen konnten, fest saßen und beim Angriffe nicht herabfielen — in der That sehr geringe Ansprüche, die keine hohe

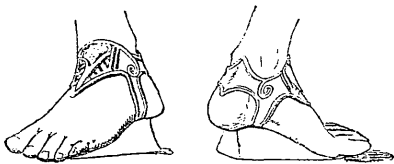


Fig. 30. Spornbefestigung.

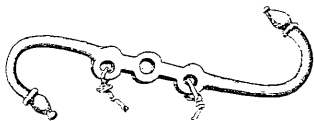


Fig. 31. Zaum aus Dodona.

Meinung von der Leistungsfähigkeit dieser Truppe erwecken können.

Noch kläglicher war es um die Reiterei der Spartaner bestellt. Von ihnen wird geradezu bezeugt, daß sie die untauglichsten Hoplitzen auf die von den reichsten Bürgern gestellten Pferde setzten. Als höchste Ziffer ihrer Kavallerie werden vierhundert Mann angegeben, die in Schwadronen zu ungefähr fünfzig Mann eingeteilt und den einzelnen Moren beigegeben wurden. Große Bedeutung hat ihre berittene

Macht zu keiner Zeit erlangt; hatte man gegen Feinde zu Roß zu kämpfen, so bildete man im Notfalle Hoplitenknäuel und versprach sich nach wie vor die Entscheidung des Kampfes von der seit Jahrhunderten bewährten Phalanx.

Im wesentlichen zeigen die damaligen Schlachten der Griechen das Bild einer Parallelauffstellung der beiden Schlachtordnungen. Beim Vorrücken unter Eleleu- und Alalaruf und unter dem Geschmetter der Trompeten sucht der rechte Flügel durch Vormarsch halbrechts den linken des Feindes zu überflügeln, in der Flanke zu fassen und zu zertrümmern, ehe noch das Centrum handgemein geworden ist. Ist dies gelungen, so wendet sich der Sieger gegen die bisher noch nicht erschütterten Massen des Gegners, um auch diese zu werfen und unter Umständen die auf dem eigenen linken Flügel unterdessen erlittene Schlappe wieder gut zu machen. Darum wurde der rechte Flügel durch die tüchtigsten Krieger gebildet, als ein besonderer Ehrenplatz angesehen und deshalb bei der Aufstellung eines aus verschiedenen Staaten gestellten Heeres von denen beansprucht, welche für die tapfersten galten. Bei Plataiai erhielten ihn ohne Widerrede die Spartaner; auf dem linken zu stehen forderten unter Berufung auf ihre bisherigen Leistungen gleichzeitig Athener und Tegeaten. Dem Centrum wurde weniger Bedeutung beigemessen, auch bei Marathon hatte es nur eine geringe Tiefe von wenigen Gliedern gehabt.

War der Sieg erfochten, so mußte man, wie bereits bemerkt, wegen der schweren Rüstung auf eine weitgehende Verfolgung verzichten; auch die Reiterei leistete zu wenig, um die Geschlagenen vollständig aufzureiben. Man begnügte sich damit, auf dem Schlachtfelde ein Tropaion (Siegedenkmal) zu errichten (Fig. 32), welches aus einer an einem Pfahle oder Baumstamme aufgehängten Rüstung bestand. War der Kampf ohne Entscheidung geblieben, so stellten nicht selten beide Parteien zum Andenken an

vorübergehende Erfolge ein solches Erinnerungszeichen auf. Ja, man hielt sich sogar dann dazu für berechtigt, wenn der Feind die angebotene Schlacht nicht angenommen hatte. Eine zweifellose Anerkennung der Niederlage lag dagegen in der Abfindung von Herolden mit der Bitte die Gefallenen zum Begräbnis auszuliefern. Solchem Gesuche wurde in der Regel stattgegeben. Während in den ältesten Zeiten jeder Frevel am Leichname des Gegners für erlaubt galt, gilt schon zur Zeit der Perferkriege eine Verstümmelung des Toten als barbarische, eines Griechen unwürdige Sitte, welche den Zorn der Götter nach sich zog. Deshalb scheute man sich auch die Bitte des Besiegten um Waffenruhe während der Bestattung unerfüllt zu lassen.



Fig. 32. Tropaion.

Mit gleicher Gewissenhaftigkeit verschonte man Tempelgebiet und die Heiligtümer darin; auch die Landschaft, in welcher Nationalfestspiele gefeiert wurden, durfte von keiner bewaffneten Macht betreten, ihr Gottesfrieden nicht gestört werden. Z. B. wurden die Lacedämonier für

den Bruch des Waffenstillstandes während der olympischen Spiele vom Besuche derselben ausgeschlossen und für jeden beteiligten Hopliten mit einer Geldbuße von zwei Minen (etwa 150 Mark) belegt. Auch die Formen des völkerrechtlichen Verkehrs beweisen den Fortschritt in der Gesittung. Der Eröffnung der Feindseligkeiten ging eine Kriegserklärung durch unverletzliche, freies Geleite genießende Herolde voraus. Der Krieg endete nicht mehr mit völliger Vernichtung der unterliegenden Stadt, wie ehemals, sondern mit einem Friedensvertrage, dem häufig ein Waffenstillstand unter Bestimmung einer Demarkationslinie vorausging; die Verhandlungen wurden durch bevollmächtigte Vertreter geführt; diese beschworen im Namen ihrer Auftraggeber zugleich die vereinbarten Bedingungen, die ziemlich dieselben Abmachungen ent-

hielten wie heutzutage: Abtretung von Gebietsteilen, Wehrlosmachung und Schleifung unbequemer Festungsanlagen, Erfassung der Kriegskosten, sowie Auswechslung beziehentlich Loskauf der Gefangenen. Als Preis für die letzteren wurde in früherer Zeit in der Regel eine Mine (ca. 75 Mark) festgesetzt, die geringste für einen Sklaven bezahlte Summe. Der Wortlaut der Friedensurkunde wurde auf eine steinerne Säule eingegraben, welche so lange stehen blieb, als das gute Einvernehmen zwischen den Friedensschließenden erhalten blieb, beim Ausbruche neuer Streitigkeiten aber niedergerissen wurde.

Schlimmer erging es den Besiegten, wenn sie durch Treulosigkeit gegen das Bundesoberhaupt, durch Vertragsbruch oder durch Verletzung allgemein bindender völkerrechtlicher Bestimmungen das Anrecht auf Unterhandlungen mit dem Sieger verwirkt hatten. In solchem Falle endete der Krieg, wie in der Vorzeit, mit Vernichtung des geächteten Staates, Tötung oder grausamer Verstümmelung der waffenfähigen Männer und Verkauf ihrer Angehörigen in die Sklaverei.

Daß die Beendigung des Krieges, ebenso wie das Eintreffen von Siegesnachrichten durch Feste zu Ehren der Götter feierlich begangen wurde, bedarf als eine dem Herzensbedürfnisse aller Zeiten entspringende Sitte keiner besonderen Begründung. Ebenso ist es verständlich, daß den Himmlischen, deren Geneigtheit man durch Opfer beim Auszuge und vor jedem wichtigen Unternehmen im Felde zu gewinnen suchte, deren Tempelschätze sogar im Falle der Not in Form einer Anleihe in Anspruch genommen und eingeschmolzen wurden, ein Zehntel von der gesamten Beute als Weihegeschenk dargebracht wurde. Aber auch seine Söhne ehrte das dankbare Vaterland. Siegreiche Feldherren und besonders tüchtig und mutig erfundene Kämpfer erhielten Geschenke in Geld und Ländereien oder Ehrenkränze von Gold, wobei

die Verleihungsurkunde zu dauerndem Gedächtnisse in Stein gehauen und aufgestellt wurde. Die Toten wurden auf Staatskosten feierlich begraben und ihnen zu Ehren eine Leichenrede von einem dazu besonders gewählten, in allgemeiner Achtung stehenden Bürger gehalten. Ob es aber allgemeine griechische Sitte war, auch den Invaliden eine Pension auszuzahlen und die Waifen gefallener Krieger auf öffentliche Kosten zu erziehen, sowie beim Eintritte in das Heer vollständig auszurüsten, wie dies in Athen geschah, läßt sich nicht ermitteln. Nur von den Rhodiern wird aus späterer Zeit Ähnliches berichtet.



III.

Das Söldnerwesen und sein Einfluss auf die griechische Kriegskunst.

Der peloponnesische Krieg bezeichnet nicht nur in der Geschichte von Hellas den Wendepunkt, von dem an der Verfall fast aller griechischen Staaten seinen Anfang nimmt, er wurde auch auf die Entwicklung des Kriegswesens von unverkennbarem Einflusse. In jenem langjährigen Riesenkampfe um den Vorrang in Griechenland erschöpften nicht nur Athen und Sparta samt ihrem Anhang ihre Kräfte bis aufs äußerste, sondern sie überboten sich auch in der Wahl der Mittel, um den Gegner zu schwächen und zu vernichten. Früher waren die Bürgerheere von Hellas zu kurzen Feldzügen ausgerückt, der Mann mit Nahrung für drei Tage, um verheerend in das feindliche Gebiet einzudringen. Hier fiel bald auch die Entscheidung, keinesfalls blieb man länger als einen Sommer außer Landes, um rechtzeitig zur Bestellung der Winterfaat wieder daheim zu sein.

Auf einem so veralteten Standpunkte blieben Genies wie Perikles, Alkibiades, Lyfander nicht stehen. Sie sahen mit Recht eine viel nachhaltigere Schädigung des Gegners darin, daß man ihm seine Hilfsquellen im fernen Lande abschneidet, seine Bundesgenossen zum Abfall zwingt, oder auch durch Befetzung und Befestigung geeigneter Punkte

im Lande des Feindes oder hart an seinen Grenzen ihn in steter Beunruhigung erhielt. So beantworteten die Athener auf Rat des Perikles den Einfall der Peloponnesier mit der Verwüstung Lakoniens und der Besetzung der vorliegenden Insel Kythere, später durch die Einnahme und Befestigung von Pylos in Messenien. Gleich verderblich wurde für Attika die dauernde Besetzung Dekeleias, von wo aus die Spartaner das ganze Land bis vor die Mauern Athens in Schach hielten und die Bebauung des Ackers unmöglich machten. Vor keinem kriegerischen Unternehmen auf noch so entlegenem Schauplatze schreckte man mehr zurück und blieb jahrelang mit den Truppen der Heimat fern.

Solcher Ausdehnung des Krieges gegenüber erwiesen sich die bisherigen Bestände an Streitkräften bald als unzulänglich. Namentlich Athen bedurfte zum Schutze seiner ausgedehnten Befestigungswerke eine bedeutende Heeresmacht, fast seine sämtlichen Bürger und Schutzverwandten (Metöken). Überdies verlangten die immer größeren Flotten viel Personal an Ruderern und Schiffsmannschaften. Man verstärkte daher die Streitmacht — die Mittel besaß man im Anfange reichlich dazu — durch Anwerbung von Söldnern. Auch Lacedämon war bald gezwungen diesem Beispiele zu folgen, ebenso die übrigen kriegführenden Staaten. Selbst die Satrapen Vorderasiens nahmen trotz der starken Bevölkerung ihrer Provinzen gern griechische Mietstruppen in ihren Dienst, um einen zuverlässigen Kern für ihre Truppenmacht zu besitzen.

Der Ursprung des Söldnerwesens fällt jedoch in eine weit frühere Zeit. Wenn auch der Angabe des Kreters Rhianos, eine Abteilung seiner Landsleute habe schon während der messenischen Kriege bei den Lacedämoniern als Bogenschützen gedient, nicht unbedingt Glauben zu schenken ist, so ist doch die Nachricht, daß Peisistratos in

Athen als Stütze feiner Herrschaft argivische Mietsfoldaten gehabt habe, nicht nur gut bezeugt, sondern auch innerlich wahrscheinlich. Ein Gewalthaber konnte sich zum Schutze feiner Person und zur Behauptung feiner Macht nicht lediglich Landsleuten anvertrauen, die leichter als andere etwaigen Umtrieben empörungslustiger Mitbürger zugänglich sein mochten. Auch in der Folgezeit bestanden die Heere der Tyrannen, so namentlich der sicilischen, fast ausschließlich aus angeworbenen Landsknechten. Solche lieferten in Griechenland namentlich die Peloponnes, vorwiegend aber Arkadien, das arme Gebirgsland, welches zwar tüchtige Männer, aber nicht genug Lebensmittel für sie hervorbrachte. Dieselbe Veranlassung wird bei den asiatischen Kariern; gleichfalls einem Bergvolke, anzunehmen sein, die früh im Dienste auswärtiger Fürsten genannt werden. Auch die Bewohner Nordgriechenlands, Thessaler und Aetolier, ließen sich, gleichviel ob sie für Freunde oder Feinde ihres eigenen Vaterlandes die Waffen trugen, zahlreich für fremde Staaten anwerben.

Aber es war nicht lediglich das Streben nach Erwerb, das zum Eintritt unter jene heimatslos umherziehenden Scharen trieb. Manch verlornen Sohn, der wegen schlimmer Streiche die Heimat meiden mußte oder aus Luft an Abenteuern Vater und Mutter „bösllich verlassen“ hatte, politische Flüchtlinge, selbst entlaufene Sklaven finden sich in jenen Truppen vertreten, so daß deren Zusammensetzung ein ähnlich buntes Gemisch von Angehörigen der verschiedensten Staaten aufwies wie die heutigen Fremdenlegionen. Selbst ernstere Naturen, die durch keinen zwingenden Grund veranlaßt waren im Söldnerdienste den einzigen Rettungshafen zu erblicken, beteiligten sich aus Neigung zum Kriegshandwerke, vielleicht auch aus besonderem Interesse für den Soldgeber, an dessen Unternehmungen.

Wenigstens ist kaum anzunehmen, daß die Höhe der Löhnung jemanden reizen konnte seinen geregelten und sicheren Erwerb aufzugeben. Sie betrug, die Entschädigung für die Verpflegung eingerechnet, für den Monat etwa 18 Mark nach unferm Gelde. Mag diese Summe unter normalen Verhältnissen den Aufwand weit überstiegen haben, der bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel für die Beköstigung des einzelnen erforderlich war, so darf nicht vergessen werden, daß unter Umständen die Preise im Felde sehr hoch stiegen — die Marketender arbeiteten schon damals nicht mit bescheidenem Gewinne — und daß jeder auch selbst seine Ausrüstung als Hoplit zu beschaffen und im Stande zu halten hatte. Nur in seltenen Fällen verstand sich der Soldgeber zu diesem Aufwande. Berittene Mietstruppen, deren nur vereinzelt gedacht wird, wurden wahrscheinlich entsprechend höher bezahlt.

Überdies bestand die Verpflichtung zur Soldzahlung nur für die Dauer des Feldzuges. Für die Rückkehr in die Heimat wurde keine Beihilfe gewährt; es war daher ein Zeichen besonderer Freigebigkeit seitens des jüngeren Kyros, daß er die Fortzahlung jener Bezüge bis zur Heimkehr ins Vaterland zu leisten versprach.

Nur die Teilung der Beute nach siegreich beendetem Unternehmen gewährte im günstigsten Falle noch für einige Zeit die Mittel zum Lebensunterhalte. War der Gewinn verpraßt, was rasch genug gehen mochte, da kauflustige Krämer im Gefolge des Heeres ohnehin den mit dem Werte der Beutestücke häufig unbekanntem Krieger übervorteilten, so zogen die abgelohnten Scharen als Landplage — so nennt sie Isokrates — marodierend der nächsten Werbestelle zu. Namentlich der Isthmos von Korinth und das Vorgebirge Tainaron waren Lieblingsplätze — eine Art Börse — für verabschiedete Söldner.

Wer Leute brauchte, wandte sich dahin. Meist bediente

man sich zum Werbegefchäfte der Unterstützung eines kriegserfahrenen Mannes, des Führers für die aufzustellende Truppenmacht — gern wählte man dazu verbannte Lacedämonier oder Athener — und stellte ihm die nötigen Barmittel zur Verfügung. Dieser Feldhauptmann (Strategos) ernannte einen Stellvertreter (Hypostrategos), sowie die nötigen Unteranführer (Lochagen) für die einzelnen Abteilungen (Lochoi), ohne weitere Anforderungen an sie zu stellen, als daß sie im Waffenhandwerk erfahren sein mußten. Nach ihrer Vergangenheit fragte er nicht, und so kam es, daß selbst entlaufene Sklaven zu solchen Stellen gelangten. Die Lochagen übernahmen die Auswahl unter dem Angebote und richteten ihre hundert Mann starken Kompagnien ein, häufig angespornt durch die Aussetzung eines Preises für den Befehlshaber der strammsten Truppe. Unter ihnen standen der Unterlochage, ihr Stellvertreter, sowie die Pentekonteren, die Anführer der Fünfzigerzüge (Pentekostyes), und Enomotarchen, welche über die Enomotien von fünf- und zwanzig den Befehl führten. Dann und wann vereinigte man auch zwei Kompagnien zu Bataillonen (Taxeis) unter Taxiarchen. Diese Gliederung des Söldnerheeres wurde auch dann beibehalten, wenn das Heer, zu dem es stieß, ganz abweichende Einteilungen aufwies.

War die Söldnertruppe in der gewünschten Stärke beisammen, so bedurfte sie, weil sie überwiegend aus gedienten Kriegern gebildet war, nicht erst langer Drillung, höchstens der Zusammenarbeit der verschiedenen Bestandteile und war bald zur Verwendung im Felde befähigt. Vorher mochte in der Regel eine Vorstellung und Parade vor dem neuen Kriegsherrn stattfinden, wie z. B. in der Ebene bei Tyrieion vor Kyros und seiner Verehrerin, der kilikischen Fürstin Epyaxa, wo die Überlegenheit griechischer Hoplitenskolonnen über asiatische Heerhaufen unzweifelhaft hervortrat. Zur Befestigung in der erlangten Ausbildung

finden möglichst oft Übungen statt, namentlich an Orten, wo man für längere Zeit Standquartier genommen hatte. Daß dies nebenbei in der Absicht geschah, dem Müßiggang und den daraus entspringenden Lastern vorzubeugen, ist selbst ohne das ausdrückliche Zeugnis in Xenophons Cyropädie schwer zu verkennen. Die drei schlimmen W — Wein, Würfel, Weiber — waren den Landsknechten des Altertums ebenso vertraut als denen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Im wesentlichen bewegten sich die Exercitien in den zu Sparta eingeführten und ausgebildeten Formen, schon aus dem Grunde, weil man von dort mit Vorliebe die Exerciermeister bezog und diese bestrebt waren die gleiche Fertigkeit in der Handhabung der Waffen zu erzielen wie bei ihren Landsleuten. Ebenso taktmäßig ging das Aufschlagen des Feldlagers am Nachmittage und der Abbruch am nächsten Morgen. Die Marschordnung richtete sich nach der Beschaffenheit des Geländes und nach der Entfernung, in der man den Feind vermutete. War dieser noch nicht in der Nähe, so ging die Vorwärtsbewegung in langen Heerfäulen vor sich; stand ein Angriff bevor, so bildete man ein Quadrat oder Rechteck mit dem Trosse in der Mitte, und Vortruppen gingen zur Aufklärung voraus.

So wertvoll und verwendbar demnach die Mietstruppen für ihren Soldgeber sein mußten, so gefährlich sind sie doch als Bestandteil der Heere zu jeder Zeit gewesen. Mit gutem Grunde warb man anfangs nur soviel an, daß man ihrer im schlimmsten Falle Herr werden konnte, oder richtete es, wie die schlaunen Karthager, so ein, daß die Mannschaften der verschiedenen Abteilungen verschiedene Sprachen redeten. Denn Meutereien gegen die, für welche sie zu Felde zogen, waren bei den geworbenen Knechten nichts Seltenes. Anspruchsvoll verlangen sie bei allen wichtigen Beschlüssen des Kriegsrates gehört zu werden und erkennen nur im Falle der Not die Strafgewalt ihrer Anführer an. Oft zeigen

sie sich widerspenstig gegen die eigenen Oberen, bedrohen sogar mitunter deren Leben. Der Söldnerführer Klearchos entging nur mit Mühe der Steinigung, als seine Leute ihn im Verdachte hatten, er führe sie weiter, als ursprünglich vereinbart war, und vermochte nur mit Aufbietung aller seiner Gewandtheit die empörten Haufen zum Weiterzuge zu bewegen. Dasselbe Schicksal bedrohte Xenophon, als er den Rest der Zehntausend an das Ziel geführt hatte. Die häufigste Veranlassung zu Unruhen waren Unregelmäßigkeiten bei Bezahlung der Löhnung. Nur durch reiche Versprechungen gelang es z. B. Kyros, in solchem Falle die Mißstimmung zu beseitigen. Auch nach Beendigung des Feldzuges wurden durch Erhebung maßloser Entschädigungsansprüche gegen die bisherigen Herren und die Weigerung deren Gebiet vor Erfüllung ihrer Forderungen zu verlassen, oft Zustände heraufbeschworen, die unheilvoller waren als der vorausgegangene Krieg. Das entsetzlichste Bild solcher Zerwürfnisse bietet die zwischen den Karthagern und ihren entlassenen Söldnern nach Beendigung des ersten punischen Krieges ausgebrochene Fehde, deren Verlauf eine Kette von Greuelthaten bildet, wie sie die Geschichte auf ihren Seiten nicht allzu oft aufzuweisen hat.

Man konnte schon von Glück sagen, wenn während des Heereszuges die Geworbenen sich zuverlässig erwiesen. Dienten sie der unterliegenden Partei und sahen sie ihre Hoffnung auf Beute getäuscht, so machten sie ihr längeres Verbleiben meist von der Zusicherung höheren Soldes abhängig, gingen auch wohl mit Sack und Pack zu dem Gegner über, in dessen Reihen sie ohne weiteres Verwendung fanden, oder verrieten einen festen Platz an den Belagerer. Höchstens hatten diejenigen die Rache des Feindes zu fürchten, die aus seinem eigenen oder seiner Bundesgenossen Gebiet stammten. Wenn daher der Soldgeber gegen Treu-

losigkeit sich dadurch schützte, daß er Geißeln von den Söldnern sich stellen ließ oder eine unbequeme Truppe verriet und zur Vernichtung dem Gegner preisgab, so gehorchte er in vielen Fällen nur der Pflicht der Selbsterhaltung und den Eingebungen eines berechtigten Mißtrauens.

Noch bedenklicher wurde der Einfluß des Landsknechtswesens auf die Kriegszucht der griechischen Heere. Vorher hatte das Lager nur bewaffnete Krieger beherbergt, unter denen Zucht und Ordnung aufrecht erhalten werden konnte, von nun an wurde es der Sitz wüsten Treibens. Denn jene heimatlosen Gefellen, dem Gedanken an Rückkehr in die geordneten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens längst entfremdet, führten zum Ersatz für das mangelnde Familienleben ihre Angehörigen mit sich ins Feld, in der Regel Dirnen oder Sklavinnen nebst deren Kindern. Dadurch wurde der Troß zu einem höchst unbequemen Anhängsel des Heeres, was nicht nur an raschen Bewegungen hinderte, sondern auch bei Knappheit der Lebensmittel äußerst fühlbar wurde. Daß übrigens im Laufe der Zeit mit dem im Feldlager geborenen und erzogenen Nachwuchs ein Soldatenproletariat der schlimmsten Art aufwuchs, dafür sorgten schon die Eltern durch ihr Beispiel. Darum konnten auch die Versuche der Soldatenjugend durch eine Feldschule eine geregelte Erziehung geben zu lassen, wie sie Alexander in Asien anstellte, nur sehr zweifelhafte Erfolge verzeichnen und vermochten nicht der immer mehr um sich greifenden Sittenverwilderung unter jenen Haufen zu steuern. Wehe den Bewohnern der Stadt, die ihnen in die Hände fiel! „Soldatenmäßige Behandlung“ wurde die übliche Bezeichnung für alle Gewaltthatigkeiten, namentlich gegen Weiber und Kinder der Besiegten. Selbst am Kriege unbeteiligt gebliebene Städte waren vor der Willkür dienstloser Söldnerscharen nicht sicher: in Messana und Rhegion setzten sich entlassene kampanische Mietstruppen durch

Ermordung aller Bürger in den Besitz ihrer Häuser und Frauen.

Bis zu welchen Zahlen aber diese Haufen, trotz aller Verluste durch Krieg und ausschweifendes Leben, anschwollen, geht aus den Berichten über die Stärke der griechischen Truppen im Dienste auswärtiger Fürsten hervor. Dareios verfügte im Kampfe gegen Alexander allein über dreißigtausend Tachos in Ägypten über zwanzigtausend griechische Söldner.

Fügt man dazu die nicht unbeträchtlichen Bestände, welche bei thessalischen und macedonischen Herrschern dienten und deren stehende Heere bildeten, so vermag man sich einen Begriff zu machen, welche Ausdehnung das Söldnerwesen oder -unwesen schon innerhalb eines Jahrhunderts erlangt hatte.

Aber auch diejenigen Staaten Griechenlands, die ehemals ihren Stolz darein gesetzt hatten, Gut und Blut ihrer Bürgerchaft im Kampfe für Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes zu opfern, und anfangs nur notgedrungen zur Anwerbung fremder Krieger sich entschlossen hatten, erlagen bald der Versuchung ihre Kriege, namentlich im fernen Lande, nicht mehr selbst auszukämpfen, sondern die Führung einem Söldnerhauptmann mit seinen Truppen zu übertragen, dem man es nöthigenfalls überlassen konnte, auf Kosten der Gegner für seinen und der Seinigen Unterhalt selbst Sorge zu tragen. Wie sehr sich diese Verkennung der Pflichten gegen das Vaterland rächte, ist ebenso bekannt wie das Streben der Patrioten, die Mitbürger aus ihrer Thatenlosigkeit aufzurütteln und zu rechtzeitigem, kräftigem Handeln in feuriger Rede zu begeistern: die Niederlage bei Chaironeia zwang die Griechen, die Oberhoheit eines Staates anzuerkennen, der bis vor einem Menschenalter kaum genannt und dessen Wachstum zur Großmacht lediglich infolge der Schlawheit und Sorglosigkeit eines entarteten Geschlechtes keinem Hindernisse begegnet war; die Nachkommen

der Sieger von Marathon und Salamis wurden Vasallen Macedoniens.

So unheilvoll demnach der Einfluß des Söldnerwesens auf die Geschicke Griechenlands sich geäußert hat, so bedeutungsvoll waren doch die Neuerungen und Fortschritte, welche der gewerbsmäßige Betrieb des Waffenhandwerkes anbahnte und verbreitete. Bis dahin waren die Lacedämonier mit ihren bewährten Leistungen auf dem Schlachtfelde die Lehrmeister und meist auch Sieger gewesen. Aber eingewiegt in das Bewußtsein von der Vortrefflichkeit ihrer Kampfesart und Wehrverfassung verschlossen sie, in ihren Staatseinrichtungen ohnehin allen Änderungen abhold, auch im Kriegswesen sich so lange allen Neuerungsbestrebungen, bis sie zu ihrem Nachtheile gewahrten, daß ihre Schlachtenkunst eine veraltete, längst überholte war und der neu aufgekommene Taktik gegenüber sich als machtlos und unzulänglich erwies. Dieser für sie so vernichtende Umschwung hatte sich besonders in den Söldnerfeldzügen vorbereitet. Namentlich von der Rückkehr der Zehntausend an vollzog sich der Bruch mit den bisherigen Formen des Hoplitengefechtes infolge der bahnbrechenden Schöpfungen des Xenophon. Gleich Cäsar war dieser Athener durch den Zwang der Verhältnisse zum Feldherrn gereift. Ohne kriegerische Vergangenheit, abgesehen etwa von seiner Teilnahme an der Schlacht bei Delion, hatte er zunächst als Gast des Kyros in dessen Hauptquartier auf Empfehlung seines Freundes, des Boiotiers Proxenos am Feldzuge gegen Artaxerxes teilgenommen. Als nach dem Tode des Kronprätendenten und der treulosen Ermordung der griechischen Söldnerführer an das verratene Griechenheer die Frage herantrat, was zu beginnen sei, übernahm er zusammen mit seinem Freunde Cheirifophos inmitten der allgemeinen Ratlosigkeit und Verzweiflung den Oberbefehl und führte trotz aller Hindernisse die Aufgabe seine Landsleute in die Heimat

zurückzuführen so glänzend durch, daß er nicht nur in der Kriegsgeschichte aller Zeiten sich einen bleibenden Namen gemacht, sondern auch die Ohnmacht des Perferreiches so überzeugend dargethan hat, daß in Griechenland der Plan reifen konnte den allmächtigen Gebieter Asiens im eigenen Lande anzugreifen. Gleich scharfblickend in der Beurteilung der Schwierigkeiten wie glücklich in der Wahl geeigneter Abhilfe, lieferte er nicht nur den Beweis, wie unzulänglich und verbesserungsbedürftig die bisherige, nur mit der Verwendung der Hopliten rechnende Kriegsführung seiner Zeitgenossen gewesen sei, sondern gab auch durch sein eigenes Verfahren die Fingerzeige an, in welcher Richtung die Umänderungen sich zu bewegen hatten.

Bis dahin war man gewohnt gewesen in mehr oder weniger breit entwickelter Front den Angriff zu beginnen oder zu erwarten und sich dazu eine geeignet erscheinende Ebene auszuwählen; in den Alpenländern Vorderasiens galt es eine Kampfesart zu erfinden, die auf steilen Gebirgspässen und in engen Schluchten zum Erfolge führen sollte. Da erfand Xenophon die tiefen Lochen mit einer Front von sechs und einer Tiefe von sechzehn Mann, deren Vorstoß wie ein fester Keil selbst bergan die feindlichen Scharen aus ihren vorteilhaft gewählten Stellungen auf den Höhen oder an den Thalsperren vertrieb. Zwischen den einzelnen Kolonnen waren Zwischenräume gelassen, welche durch Leichtbewaffnete ausgefüllt wurden; aber selbst wo diese fehlten, konnte es der Gegner nicht wagen, in die Lücken einzudringen, ohne sich der Gefahr auszusetzen erdrückt zu werden.

Auch die Marschordnung wußte der Führer der Beschaffenheit des Geländes anzupassen. Fortwährend wurde der Heereszug durch verfolgende Perfer oder feindliche Gebirgsvölker angegriffen. Das in solchen Fällen gebräuchliche Hoplitenviereck mit dem Troß in der Mitte war nur

in der Ebene von Nutzen, mußte aber sofort in Verwirrung geraten, wenn der zu wählende Weg nicht so breit war als die Seiten des vom Heere gebildeten Quadrates oder Rechteckes. Deswegen ordnete man sich in langer Marschfäule mit Hoplitern auf beiden Seiten, während die Abteilungen der Front oder der Nachhut zum Schutze voraus-eilten oder zurückblieben, bis sich wieder die Möglichkeit bot zur ursprünglichen Form zurückzukehren.

Diese Deckung durch Schwerbewaffnete war zwar gegen einen Angriff aus nächster Nähe ausreichend, aber zu einem solchen wagten sich die Perfer wohlweislich nicht heran, sondern umschwärmten und beunruhigten die zurückziehenden Griechen nur mit ihren weittragenden Fernwaffen. Zur Abwehr dieser Belästigung wies Xenophon dem leichten Fußvolke eine bedeutendere Rolle zu, als ihm bei den bisherigen Kämpfen in Hellas zugeteilt gewesen war. Er bildete selbständige Abteilungen von Schleuderern mit Steinen und Bleikugeln, von Bogenschützen, denen namentlich die erbeuteten langen Perferbogen zu statten kamen, und von Speerwerfern. So hielt man den Feind durchgehends mit Erfolg in so großer Entfernung, daß die Hauptmasse des Heeres unbehelligt weiter ziehen konnte. Gute Dienste leistete dabei auch die neu errichtete kleine Reitertruppe von fünfzig Mann in Koller und Brustharnisch.

Auch die Verwendung von Reserven ist eine Schöpfung Xenophons. War es noch im peloponnesischen Kriege Brauch gewesen, alle verfügbaren Truppen vor den Feind zu führen — höchstens hatte man an einem geeigneten Punkte eine Abteilung in den Hinterhalt gelegt — so blieb von nun an eine Abteilung des Heeres zurück, um im entscheidenden Augenblicke einzugreifen und dem Kampfe zu Gunsten der Unterliegenden oder hart Bedrängten eine entscheidende Wendung zu geben.

Derart war die Anordnung der Streitkräfte vor dem

Gefechte mit dem Satrapen Pharnabazos. Am Morgen des Schlachttages macht Xenophon den übrigen Anführern den Vorschlag, drei Abteilungen von je zweihundert Mann im Rücken der Phalanx, je eine hinter den beiden Flügeln und dem Centrum, aufzustellen, damit die Feinde bei siegreichem Vorrücken auf geordnete und frische Gegner stießen. Der Bericht über jenen Kampf zeigt ferner unverkennbar eine planmäßige Verwendung der einzelnen Truppengattungen. Leichtbewaffnete eröffnen den Kampf, ziehen sich zurück, als die Hoplitennacht heran gerückt ist, um die Entscheidung zu geben, und schließlich nutzt die Reiterei den Sieg aus, indem sie die zurückgehenden Reihen des Gegners vollends auflöst.

Die günstigen Erfahrungen, die während des Feldzuges der Zehntausend mit der Einführung selbständiger, aus Leichtbewaffneten (Peltasten) bestehender Plänklerabteilungen gemacht worden waren, blieben auch in der Folgezeit nicht unbeachtet und unbenutzt. Um aber diese Truppen in den Stand zu setzen, erforderlichen Falls mit erschüttertem schweren Fußvolke einen Zusammenstoß aushalten zu können, ohne ihre Beweglichkeit einzubüßen, erfand der Athener Iphikrates eine zweckmäßige, jenen Anforderungen entsprechende Bewaffnung für die leichten Truppen. Als Schild erhielten sie die sogenannte Pelta aus Rohrgeflecht, an der nur Gestelle und Rand aus Metall gefertigt war, als Stoßwaffen einen langen Degen und einen langen Speiß (Fig. 33); daneben führten sie noch für den Fernkampf, wie früher, eine Anzahl Wurfspeiße, welche sie mittelst einer ungefähr in der Mitte befestigten Lederschlinge warfen. An Stelle des mit Eisenplatten gepanzerten Kollers aus Leder trat ein linnener, weichgefütterter. Beinschienen und Sandalen zugleich wurden durch eine Art hoher Stiefel, nach ihrem Erfinder Iphikratiden genannt, ersetzt, der Metallhelm durch eine eisenbeschlagene Kappe aus Filz oder Leder.

Wie man nach Einführung der neuen Bewaffnung über die Aufgabe der damit ausgerüsteten Kämpfer dachte, bezeugt ein dem Iphikrates zugeschriebener, wenn auch nicht wahrer, so doch wenigstens gut erfundener Ausspruch, die Phalanx sei der Panzer, die Leichtbewaffneten die Hände, die Reiter die Füße, der Feldherr das Haupt des Heeres, eine Auffassung, aus der zugleich hervorgeht, daß die endgültige Entscheidung der Schlacht nach wie vor auf dem Kampfe der Hopliten beruhte.

So blieb es auch, namentlich als durch Anwendung der sogenannten schiefen Schlachtordnung Epameinondas der Hoplitenphalanx, deren Ansehen namentlich nach dem Siege

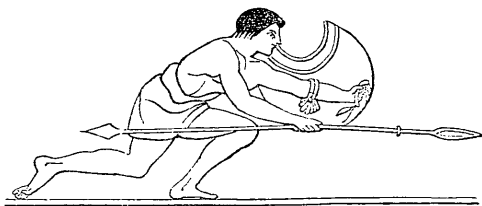


Fig. 33. Peltäst. Athenisches Vafenbild.

des Iphikrates über die Lacedämonier bei Lechaion zu schwinden drohte, neue bedeutungsvolle Aufgaben zugewiesen hatte. Das Wesentlichste an seiner Neuerung bestand darin, daß die beiden Flügel des Heeres, ihrer verschiedenen Bestimmung gemäß — der linke hatte anzugreifen, der rechte sich zu verteidigen — in ganz ungleicher Tiefe Gefechtsaufstellung nahmen. Der Angriffsflügel stand bei schmaler Front fünfzig, der Verteidigungsflügel wahrscheinlich höchstens acht Mann hoch. Ersterer durchbrach mit unaufhaltbarem Drucke die ihm gegenüberstehende feindliche Linie, rollte diese vollständig auf und wandte sich dann gegen das Centrum der Gegner und deren linken Flügel, die beim Vorgehen durch die boiotische, der atheni-

schen und spartanischen überlegene Reiterei und durch Leichtbewaffnete aufgehalten worden waren, während gleichzeitig durch die seitwärts aus den hintersten Gliedern der Phalanx hervorbrechende heilige Schar der Thebaner eine gefährliche Bedrohung in der Flanke zurückgewiesen wurde. Dies war der Verlauf der Schlacht bei Leuktra, die mit einer noch nie dagewesenen Niederlage und bisher unerhörten Verlusten für die Lacedämonier endete und daher den Glauben an ihre Unüberwindlichkeit dauernd erschütterte. Auch bei Mantinea, neun Jahre später, wurden sie vor vollständiger Vernichtung nur dadurch bewahrt, daß die Thebaner in Bestürzung über den Tod ihres Führers die errungenen Vorteile zu verfolgen unterließen und den Besiegten dadurch einen ungehinderten Rückzug ermöglichten.

Der frühzeitige Fall des Epameinondas inmitten seiner Siegeslaufbahn vernichtete ebenso dauernd die erst seit kurzem errungene Großmachtstellung Thebens, wie er den weiteren Aufschwung seines Kriegswesens lähmte. Ohne daß aber der Schöpfer der schiefen Schlachtordnung es ahnen konnte, hatte er hochbegabte Schüler und Nachfolger, freilich nicht auf griechischem Boden, den als Geißel in Theben erzogenen nachmaligen König Philipp von Makedonien und dessen Sohn Alexander.



IV.

Persien.

Bei einer Darstellung des griechischen Kriegswesens dürfte es kaum zu umgehen sein, auch einen flüchtigen Blick auf den Gegner von Hellas zu werfen, mit dem es seine schwersten, aber auch seine ruhmvollsten Schlachten geschlagen hat. Nicht nur zeigen bei einem Vergleiche mit den östlichen Nachbarn die Griechen ihre Überlegenheit im vorteilhaftesten Lichte, sie haben auch jenen durch Jahrhunderte immer von neuem auflebenden Kämpfen die fruchtbringendsten Anregungen für den Ausbau ihres eigenen Kriegswesens zu verdanken. Die Schöpfung einer für jene Zeiten zahlreichen Reiterei und die Entwicklung des Seewesens in Athen, der Aufschwung der Taktik seit Xenophon, selbst die Ungeheuerlichkeiten und Verirrungen in der Kampfweise der Nachfolger Alexanders, der Diadochen, stehen in mehr oder minder deutlich erkennbarem Zusammenhange mit den Erfahrungen, welche in den Feldzügen gegen Persien gesammelt worden waren. Wenn fast alle Begegnungen zwischen Griechenland und seinem Feinde siegreich endeten, so ist jedoch der Grund für die Erfolge nicht lediglich in der Überlegenheit hellenischer Geisteskraft über orientalische Schlawheit zu erblicken. Ein ebenso

hilfreicher Bundesgenosse im Kampfe gegen das asiatische Weltreich war die Zerfahrenheit in der Verwaltung und Regierung des gewaltigen Völkerkolosses, ein Mißstand, durch welchen auch die Leistungsfähigkeit der Unterthanen im Felde empfindlich beeinträchtigt wurde.

Die ungeheure Monarchie zerfiel in zwanzig Satrapien (Provinzen) unter Satrapen (Unterkönigen). Dem Oberhaupte des gesamten Reiches nur zur Einlieferung der Gefälle und nötigenfalls zur Heeresfolge verpflichtet, geboten jene Vasallen in ihren Machtbezirken als nahezu unumschränkte Paschas, führten sogar unter einander Krieg, ohne daß ein Machtspruch des Großkönigs ihnen Einhalt gebot. Innerhalb ihrer Regierungsbezirke gelang es ihnen indes nicht durchgängig, für sich oder ihren Herren eine Anerkennung der Oberhoheit durchzusetzen. In schwer zugänglichen Alpenländern hausten immer noch Völker, die sich erfolgreich ihren Unterthanenpflichten zu entziehen wußten, sogar Entschädigungen beanspruchten, wenn ein Heer des Königs ihr Gebiet berührte.

Unter solchen Verhältnissen war eine Einheit in den Heereseinrichtungen unmöglich durchführbar. Eine Truppe, deren Organisation und Ausrüstung einen Vergleich mit griechischen Streitkräften aushalten konnte, waren höchstens die eigentlichen Perfer, unter ihnen besonders die Hausmacht des Königs, die zehntausend „Unsterblichen“, so genannt, weil ihr Bestand immer dadurch auf der genannten Zahl erhalten blieb, daß entstandene Lücken rasch wieder ausgefüllt wurden. Aber auch diese Garde konnte unmöglich den griechischen Hoplitenlandwehren gewachsen sein. Schon ihre Bewaffnung verriet den weichlichen Asiaten. Den Helm, dessen Last drückte, ersetzte eine Art Turban (Fig. 34); den Panzer trugen nur die Vornehmsten unter dem langen Kaftan, niedere Krieger bloß einen Rock mit Ärmeln. Der leichten Tracht des Kämpfers entsprachen

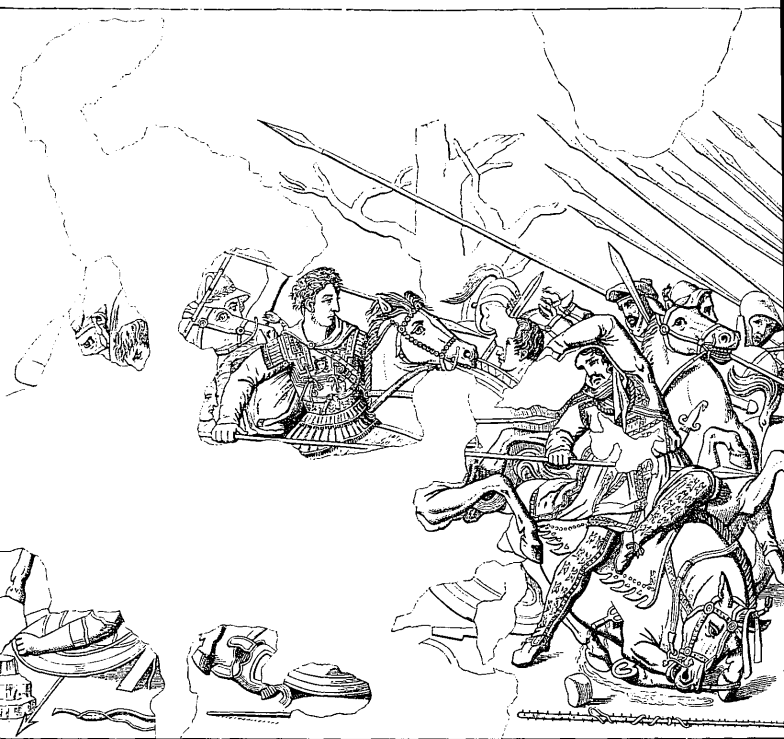


Fig. 34. Alexanderschlacht. Mosaik aus Ca...



nt. Mofaik aus Cafa del Fauno, Pompeji. Zu Seite 66.

auch minder wuchtige Waffen: ein dolchartiges Messer, der Akinakes, kurze Wurflanzten aus dem Holze der Kornelkirsche, Bogen mit Köcher und ein Schild von Rutengeflecht, den man im Gefecht mittelst einer Spitze am Fuße oder mittelst eines Spießes in die Erde steckte, um beim Abschießen des Bogens Ddeckung zu finden. Taufend der Unsterblichen trugen als Auszeichnung goldene Granatäpfel am Schaftende der Lanzen, bei den übrigen neuntaufend bestand der Zierat aus Silber. In ihrer Mitte und unter ihrem Schutze befand sich wahrscheinlich auch das Feldzeichen des Heeres, ein goldener Adler mit ausgespannten Flügeln (Fig. 34 rechts oben).

Von der Bewaffung der übrigen Völkerschaften des mächtigen Reiches giebt uns Herodots anschauliche Schilderung vom Heere des Xerxes ein farbenreiches Bild. Da jeder Haufe zu Fuß oder Roß in seiner heimatlichen Kriegsrüstung erschien, so wies die ganze versammelte Streitmacht eine bunte Musterkarte aller nur denkbaren Waffen auf, wie sie das Menschengeschlecht von den ersten Anfängen an erfunden und vervollkommnet hatte: Pfeile mit Steinspitzen, übermännshohe Bogen, Streitäxte, Lanzen, deren Spitzen nur im Feuer angekohlt und gehärtet waren oder aus geschärften Tierhörnern bestanden, Schleudern, sogar eine Art Laffos, eine Wurfchlinge zum Fange des Feindes. Vereinzelt findet auch schon der im Orient später so beliebte Krummfäbel Erwähnung (Fig. 35).

Nicht weniger mannigfach waren die Kopfbedeckungen, unter welchen alle Entwicklungsstufen zwischen der ursprünglichsten Form, der abgezogenen Haut eines Tierkopfes — die Äthiopier trugen die Stirnhaut eines Pferdes mit Ohren und Mähne auf dem Haupte — und dem ehernen Helme vertreten waren. Fügen wir dem noch hinzu, daß auch die Bekleidung des Körpers alle Übergänge von beinahe paradiesischer Nacktheit und Bestreichung mit einer Farbenkruste bis zum Pelzrocke (Fig. 36: Mittelfigur) aufwies, so

genügen diese wenigen Striche, um ein Bild von der Vielgestaltigkeit jener Heeresmassen zu entwerfen, zu denen die Steppenländer am kaspischen Meere wie die Wüsten des Nillandes, die Niederungen des Indus wie die Alpenländer Vorderasiens ihre Scharen stellten.

Die Sammlung der herbeiziehenden Streitkräfte in große Standlager, wie sie an geeigneten Plätzen im Perferreiche

ingerichtet waren, dauerte fünf volle Jahre trotz der vortrefflichen Landstraßen, die für Post- und Heereszwecke den Verkehr zwischen den Provinzen und der Hauptstadt vermittelten. Zugleich mit dem Heere sammelte sich auch ein endloser Troß von Frauen und Kindern, Kebsweibern und zahlreicher Dienerschaft der Vornehmen, welche zu einem Verzicht auf die gewohnte Üppigkeit und Bequemlichkeit orientalischen Wohllebens auch im Felde sich nicht verstehen konnten und die prunkvollsten Einrichtungen mit sich führten. Auch beträchtliche Mengen von Zimmerleuten und sonstigen Handwerkern für nötig werdende Brücken-

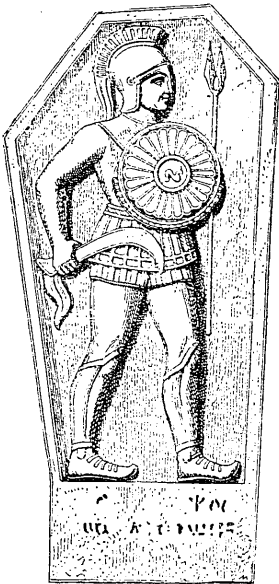


Fig. 35. Afiatischer Krieger.

bauten waren zum Dienst im Heere befohlen worden. Nur schwerfällig und langsam setzte sich darum der Kriegszug, eine Art Völkerwanderung, in Bewegung, zumal schon die Rücksicht auf die Verpflegung der Millionen nur ein schrittweises Vorrücken gestattete.

Als Befehlshaber der einzelnen Völker wurden über je zehntausend vornehme Perfer gesetzt; Unterabteilungen von

je tausend und hundert Mann behielten als Anführer ihre eigenen Landsleute. Mit der Gliederung in kleinere Verbände scheint jedoch eine Durchbildung für die Bewegungen im Kampfe nicht verbunden, nicht einmal beabsichtigt worden zu sein. Nur mit Massen wollte man wirken und den Feind erdrücken, unbekümmert darum, ob der einzelne Mann an Feldtuchtigkeit dem Gegner gewachsen war. Darum fehlte aber auch dem Asiaten jenes freudige Bewußtsein seiner Kraft im Gefecht, wie es der vollständig ausgebildete Krieger empfindet; unwillig und unselbständig rückten die Scharen in die Schlacht, immer den Blick auf den König oder den



Fig. 36. Skythische Tracht und Bewaffung. Von einer Metallvase aus der Krim.

Anführer gerichtet, dessen Tod, Flucht oder Verschwinden für seine Leute das Signal zu unaufhaltsamem, ungeordnetem Rückzuge wurde, in den auch die noch im Anmarsche befindlichen, bisher am Kampfe unbeteiligten Truppenteile mit fortgerissen wurden. Peitschenhiebe waren daher ein notwendiges Zuchtmittel, um die Feigen den Feinden entgegenzutreiben; selbst Enthauptung wurde vom Könige verhängt, sobald er von Lässigkeit oder Mangel an Mut bei den Seinen Kenntnis erhielt. Trotzdem zeigte sich Neigung zur Unbotmäßigkeit selbst bei den höchsten Würdenträgern des Reiches. Aus Eiferfucht gegen den Oberfeldherrn Mardonios zog

Artabazos vor der Schlacht bei Plataiai mit seinen hundertvierzigtausend Mann ab, unbeforgt um das Schickfal des im Stiche gelassenen Heeres und den Ausgang des Feldzuges.

Dieselben Beobachtungen konnten die Griechen jedesmal machen, wenn sie der Streitmacht des Perferreiches gegenüber traten: jedesmal dieselbe Zerfahrenheit, dieselbe Unselbständigkeit der Massen, jedesmal auch die Unfähigkeit einem kampfgewöhnten Heere dauernd Widerstand zu leisten. Das zeigen schon die Verluste auf persischer Seite in den Thermopylen, wo das Häufchen von Spartanern und Thespiern seine Aufgabe, den zurückgehenden Landsleuten vor den feindlichen Reitermassen einige Tage Vorsprung zu schaffen, durch heldenmütige Aufopferung glänzend löste und gewiß noch glänzender gelöst haben würde, wenn der tausend Mann starke Reiterposten der Phoker den Gebirgsübergang gegen das vom Verräter Ephialtes geführte Umgehungsheer kräftiger verteidigt hätte und nicht beim Erscheinen der Feinde, ohne Widerstand zu versuchen, geflohen wäre. Noch niedererschlagendere Erfahrungen machte Mardonios bei Plataiai, wo nicht einmal die Aufstellung in der weiten, für Entfaltung großer Heeresmassen günstigen Ebene zum Siege gegen das Bundesheer von Hellas unter Pausanias und Aristides verhelfen konnte. Auch die treffliche Haltung der zehntausend Söldner im Heere des jüngeren Kyros, welche der Schlacht bei Kunaxa eine entscheidende Wendung gaben, und ihr unter fortwährenden Kämpfen gegen die Scharen des Großkönigs und seiner Satrapen glücklich bewerkstelligter Rückzug, vor allem aber die Erfolge Alexanders auf seinem Eroberungszuge gegen Asien sind ehrende Zeugnisse für die gewaltige Überlegenheit Griechenlands im Kampfe gegen die Orientalen. Wie geringschätzig darum einflussvolle Perfer selbst über die Leistungen ihrer eigenen Truppen dachten, beweisen die Worte des Kyros vor dem Zusammenstoß mit seinem Bruder Artaxerxes: er schäme sich

schon jetzt vor der Schlacht darüber, eine wie klägliche Rolle seine Landsleute im Kampfe gegen Griechen spielen würden.

Daran änderte sich auch in der Folgezeit nichts. Die Einführung längerer Speiße nach macedonischem Vorbilde durch Dareios Kodomannos vor der Schlacht bei Arbela und Gaugamela vermochte seine Niederlage ebenso wenig aufzuhalten als alle sonstigen Anstrengungen der Technik sein Heer unwiderstehlich zu machen. Weder mit gepanzerten Rossen gelang es nennenswerte Erfolge zu erzielen noch auch mit den furchtbaren Sichelwagen. Letztere, deren Erfindung in die Zeit nach den Perserkriegen fällt — nach Griechenland wenigstens wurden keine mitgeführt, — waren Gefährte, an deren Achsen und Radreifen abwärtsstehende oder nach außen gerichtete Sicheln oder Senfen befestigt waren. Sie mußten jedesfalls im Kampfgewühle von entsetzlicher Wirkung sein und haben gelegentlich auch eine solche erzielt. Die Soldaten Alexanders aber schützten sich vor ihnen dadurch, daß sie bei ihrem Herannahen rasch eine Gasse bildeten und durch Speerwürfe Rosse und Lenker töteten oder durch lärmendes Schlagen an die Schilde die Zugtiere scheu machten und in die Reihen der Gegner zurücktrieben.

Ebenso nutzlos erwiesen sich die gewaltigen Festungsbauten, die zum Schutze der wichtigsten Städte oder eines ganzen Landstriches angelegt worden waren, wie die sogenannte medische Mauer, die in einer Länge von beinahe hundertundzwanzig Kilometern, hundert Fuß hoch und zwanzig Fuß breit, sich vom Euphrat bis zum Tigris zog und ohne Widerstand, ja ohne den Versuch eines solchen, vor dem heranziehenden Kyros geräumt wurde. Nur die von Griechen oder Semiten verteidigten Städte, wie Milet und Tyros, wußten durch hartnäckige Gegenwehr den Belagerer aufzuhalten und ihm in seinem Siegeslaufe ein unwillkommenes Hemmnis zu bereiten.



V.

Macedonier und Diadochen.

U ngefähr um die Mitte des vierten Jahrhunderts vor Christus erstand den Griechen im macedonischen Könige Philipp ein Gegner, dessen Überlegenheit im Heerwesen und in der Kriegskunst ihnen nur zu bald empfindlich fühlbar werden, fogar den Verlust ihrer Selbständigkeit herbeiführen sollte. Wie bereits erwähnt, hatte er als junger Prinz die Jahre seines unfreiwilligen Aufenthaltes in Theben nicht ungenützt verbracht; er hatte die Gelegenheit sich nicht entgehen lassen, sowohl griechische Bildung sich anzueignen, als besonders das verdienstliche Wirken des Epameinondas für die Größe seines Vaterlandes in Krieg und Frieden kennen und würdigen zu lernen. Als er sich dann in den Besitz einer bestrittenen Herrschaft gesetzt hatte und an die Aufgabe herantrat sein in der Auflösung begriffenes Reich nicht nur aufzurichten und zu festigen, sondern auch zur Großmacht zu erheben, da war es sein erstes Bestreben, zur Verwirklichung seiner Pläne die Streitmacht seines Landes zu einer Höhe zu erheben, wie sie bis dahin in Griechenland noch nicht erreicht worden war. Die Wehrverfassung, die er nun schuf, ist ein glänzendes Zeugnis für seine Begabung als Regent wie als Feld-

herr. Es war sicherlich nichts Leichtes für ihn, jeden Stand seiner Unterthanen, den Adel wie Bürger und Bauern, in dauernder und treuer Ergebenheit an sich zu fesseln. Es genügte nicht, einen jeden nach seiner Verwendungsfähigkeit und seinen Neigungen in das neu zu schaffende Heer einzureihen, er mußte persönlich sich die Anhänglichkeit der Seinen gewinnen und — erkämpfen. Darum unterzog er sich gleich dem geringsten seiner Krieger allen Strapazen, gleich unempfindlich gegen Sommerhitze und Winterfrost, wie gleichgültig gegen die Gefahren der Feldschlacht. Nach dem Zeugnisse seines Gegners Demosthenes hatte er Stichwunden durch Hand und Oberschenkel erhalten, das Schlüsselbein einmal gebrochen und sogar ein Auge verloren, ohne deswegen an kriegerischem Ungefühme nachzulassen.

Solche Eigenschaften haben von jeher auf Unterthanen mit niedriger Bildung einen hinreißenden Zauber ausgeübt und das Band zwischen ihnen und dem Herrscher enger und fester geknüpft. Freudig scharten sich daher Edle und Volk um den König. Die Ritterschaft des Landes wurde zu einer glänzenden berittenen Garde des Königs, dem *Agema*, vereinigt, in welcher die vornehmsten Jünglinge anfänglich als Pagen dienten und allmählich zu immer höheren Ehren aufstiegen. Denn diese Truppe war zugleich die Pflanzschule für die Feldherren aller übrigen Heeresteile, aus der auch fast sämtliche Heerführer Alexanders hervorgegangen sind. Außerdem wurde auch eine leichte Reiterei mit langer Pike (*Sarissa*), die sogenannten *Sarissenreiter* (Fig. 34: die Begleiter Alexanders links auf dem Bilde) geschaffen, sowie ein nach Art der griechischen Peltaisten bewaffnetes leichtes Fußvolk, die *Hypaspisten*, aus denen gleichfalls eine stehende Elitetruppe, die sogenannten *Genossen*, als Umgebung des Königs gebildet wurde. Weit aus die wichtigste Neuerung Philipps war die Einrichtung der macedonischen Phalanx, in welcher die kräftigsten seiner Unterthanen als Schwerbewaffnete Verwen-

dung fanden. Ihre Ausrüstung bestand in dem kleinen Rundschilde und der Sarissa, jener gewaltigen Pike, deren Länge zwar oft in den Berichten alter Schriftsteller übertrieben wird, aber immerhin etwa fünf und ein halbes Meter betragen haben mag; denn über die Schultern des ersten Gliedes ragten noch die Lanzen des zweiten bis sechsten hervor. So wurde eine unangreifbare Front gebildet, deren Vorücken jeden Widerstand brach, zumal die Tiefe der Aufstellung eine beträchtliche war und wohl selten unter zwölf bis sechzehn Mann betrug, die Hintermänner aber durch Druck nach vorn, die Piken gegen heranfliegende Geschosse nach oben gerichtet, die Wucht der vordersten Linien steigerten.

Die Stärke dieser Phalanx war je nach dem Aufgebote verschieden. Den gesamten Sollbestand machten sechs Regimenter aus, jedes zu viertausend Mann. In dieser Zahl wird aber schwerlich jemals das macedonische Heer ausgerückt sein. Alexander führte nach Teilung seiner Streitkräfte nur neuntausend Mann Schwerbewaffnete mit sich; größer wird ihre Zahl auch kaum in den Feldzügen seines Vaters gewesen sein. In solcher Stärke erfüllte diese Truppe vollkommen ihre Aufgabe, den festen Stützpunkt der Schlachtordnung zu bilden. Eine Angriffsrolle wurde ihr weder von Philipp noch seinem Nachfolger zgedacht, sondern lediglich der auf den Flügeln vordringenden Reiterei, deren Bestand im macedonischen Heere von bedeutender Stärke gewesen sein muß. Schon beim Tode Philipps betrug sie nicht unter dreitausend Mann; allein zweitausend davon kämpften bei Chaironeia.

Um diese Streitkräfte kriegstüchtig zu machen, unterließ ihr Schöpfer weder Anstrengungen noch Geldopfer: überall her wurden Exerziermeister berufen, um in großen Standlagern die Mannschaften auszubilden; weite Feldmärsche und Manöver im Sommer sollten auf die Anstrengungen der

Feldzüge gehörig vorbereiten; durch Anlegung großartiger Gefütte wurde der Bedarf an Pferden für die Reiterei gedeckt, außerdem alle neu erfundenen Kriegs- und Belagerungsmaschinen in stattlichen Mengen angeschafft.

Die Früchte feiner Arbeit genoß Philipp schon selbst, indem er die barbarischen Nachbarvölker zu Boden warf und zinspflichtig machte, dann aber den durch allmähliche Eroberungen und Machterweiterungen auf Kosten der Griechen längst vorbereiteten Schlag gegen diese führen konnte. Noch mehr aber sein Sohn Alexander, dem er zwar einen leeren Staatschatz, aber ein mit allen Kriegsbedürfnissen reichlich versehenes, wohl geschultes Heer hinterließ, an dessen Spitze der jugendliche Held im unaufhaltsamen Siegeslaufe Asien bis zum Indus durcheilte. Dazu genügte ihm schon eine Hälfte der macedonischen Streitmacht; die andere blieb in Europa zurück, um ihm für alle Fälle den Besitz seines Erbreichs zu sichern. Als Verstärkung traten zur Feldarmee die Aufgebote der griechischen Staaten, zu deren Bundesfeldherrn gegen Persien sich Philipp nach der Schlacht bei Chaironeia hatte ernennen lassen, die der Theßalier, Paionier und Thraker, sowie fünftausend Söldner, so daß das ganze Heer beim Übergange nach Asien etwa dreißigtausend Mann Fußvolk und viertausend Reiter zählte.

Eine Geschichte des nun folgenden Feldzuges zu geben würde hier zu weit führen. Es ist zur Genüge bekannt, wie der jugendliche Held, sein eigenes Leben gering achtend, an der Spitze seiner Kerntruppe, der Reiterei, seitwärts gedeckt von der Phalanx, mit zerfchmetterndem Stoße die persischen an Zahl weit überlegenen Heeresmassen durchbrach und wie er nachdrücklicher als bisher den Sieg bis zur völligen Auflösung und Vernichtung des Gegners verfolgte, nach der Schlacht bei Arbela sogar durch einen Gewalttritt bis Mitternacht. Dabei waren seine eigenen Verluste un-

verhältnismäßig gering. Weit mehr Opfer forderten sicherlich der Marfch durch unwirtliche Gegenden und die Krankheiten, von welchen die Soldaten befallen wurden. Andere nicht unbedeutende Abgänge vom Hauptheere bildeten die Besatzungen, welche zur Behauptung der wichtigsten festen Plätze oder zur Sicherung der Etappenstraße nach Europa in die eroberten Städte gelegt wurden. Den erforderlichen Ersatz lieferten anfangs Macedonien und Griechenland, doch konnte bei weiterem Vorrücken in Asien dieser Nachschub nicht mehr genügen. Deshalb wurden soviel wie möglich Söldnercharen angeworben, bei denen Sehnsucht nach der Heimat und der Wunsch zu geordneter Lebensweise zurückzukehren nicht zu befürchten war, demnach auch kein des Anführers Pläne durchkreuzender Widerstand. Auch die Bewohner erobelter Gebiete, deren Anhänglichkeit an ihren bisherigen Herrn ohnehin nicht unerfchütterlich fest gewesen war, verpflichtete er zur Heeresfolge, wie er auch früh darauf bedacht war, die heranwachsende Jugend des besiegten Reiches für seinen Dienst heranzuziehen. Schon im Jahre 331 wurde von ihm der Anfang damit gemacht. Dreißigtausend persische Knaben wurden ausgewählt und erhielten Unterricht im Griechischen, um dereinst dem macedonischen Heere einverleibt zu werden. Namentlich wurden auch die Soldatenkinder aus Mischehen zwischen Europäern und Asiatinnen zur späteren Ergänzung für die Armee bestimmt. Gleich ihren Müttern erhielten die Knaben Sold und waren zum Besuche der Feldschule unter griechischen Lehrern verpflichtet.

Bald verzichtete Alexander darauf, weitere Hilfstruppen von den hellenischen Staaten zu verlangen, auch aus seinem Vaterlande bezog er keinen Nachschub mehr, so daß von den Macedoniern, mit denen er über den Hellespont gezogen war, schließlich nur noch ein geringer Rest vorhanden war, lediglich gehalten durch den reichen Sold und die großartigen

Gefchenke, durch welche der König ihre Ergebenheit zu belohnen und sie an seine Person zu fesseln wußte. Aus den bei ihm gebliebenen Hypaspisten errichtete er eine Garde mit silberüberzogenen Schilden, die Argyraspides (Silberschildner), ersparte aber zugleich den alten Kampfgenossen die Kränkung nicht, daß er auch Asiaten in seine unmittelbare Nähe als Leibwachen zu ziehen anfing und sogar kurz vor seinem Tode den Gedanken faßte nur in den vier ersten Gliedern die Phalanx aus Macedoniern zu bilden, die zwölf übrigen aus Persern. Unzufriedenheit äußerte sich daher nicht nur bei den Generalen, auch bei den Soldaten in mehr oder weniger scharfen und gehässigen Urteilen über den König. Zur Abschreckung wurden die Mißvergnügten entweder hingerichtet oder zu Strafkompagnien vereinigt, die vom übrigen Heere abge sondert, wie es scheint, nicht der Ehre gewürdigt wurden vor dem Feinde Verwendung zu finden, wohl meist zum Besatzungsdienste befehligt und vermutlich auch bei den Schenkungen ausgeschlossen wurden. Gewiß die härteste Strafe für die habgierigen Soldaten! Denn Alexander belohnte königlich, nachdem ihm die unermesslichen Schätze der persischen Herrscheritze zugefallen waren. Nicht nur wurden hervorragende Leistungen einzelner durch hohe Belohnungen und goldene Kränze ausgezeichnet, auch das Heer erhielt Mann für Mann reiche Geschenke, deren für jene Zeit hoher Betrag, bis zu sechs Minen (etwa 450 Mark), deutlich das Bestreben des Königs zeigte die Genossen seiner Kämpfe und Gefahren dauernd an sich zu fesseln. Die zehntausend entlassenen Veteranen erhielten sogar nach dem Berichte Arrians bei ihrer Rückkehr in die Heimat von ihm jeder ein Talent, andere durch Verwundungen kampfunfähige Krieger siedelte er öfter in eroberten Städten an. Auch sonst zeigte er sich um das Wohlbefinden der Seinen im Felde bemüht. Der Verpflegung wandte er unausgesetzt seine Aufmerksamkeit zu, ebenso waren für das

Obdach der Soldaten lederne Zelte vorhanden, deren Decken mit Nägeln am Boden befestigt wurden. Solche Fürforge ist um so höher anzuschlagen, als durch den Transport des Zeltmaterials eine bedeutende Menge von Wagen erforderlich wurde, deren langsames Fortrücken in unwegsamen Gegenden die Beweglichkeit des Heeres sehr beeinträchtigte, und als ohnehin ein ansehnlicher Geschütz- und Belagerungspark auf allen Zügen mitgeführt wurde. Die Wurfmaschinen verwandte Alexander übrigens bereits nicht bloß gegen Städte, sondern aus gedeckter Stellung auch im Felde. Es wird wenigstens berichtet, daß er die Skythen jenseits des Tanais mittelst einer Strandbatterie erfolgreich beschoß und zum Zurückgehen genötigt habe.

Auf Flußübergänge war bis dahin die Kriegswissenschaft nur ungenügend eingerichtet, da in Griechenland wenig bedeutende Ströme zu überschreiten waren. Das macedonische Heer half sich, wenn Wasserläufe von größerer Tiefe den Weg sperrten, meist damit, daß zusammengenähte Zelthäute mit Heu ausgestopft wurden und auf der dadurch gewonnenen Unterlage eine Brücke gebaut wurde. Erst im späteren Verlaufe des Feldzuges benutzte man auch Schiffbrücken; ein regelmäßiger Pontonpark scheint aber auch von da an nicht dauernd dem Heere gefolgt zu sein.

Ebenso wenig brauchte Alexander die Elefanten für die Schlacht, obwohl er große Mengen derselben erbeutet und ihre Verwendung und Furchtbarkeit im Kampfe kennen gelernt hatte. Möglich, daß er bereits erfahren hatte, wie unzuverlässig ihre Hilfe war, wie sie verwundet oder scheu Freund und Feind ohne Unterschied niedertraten, und daß er deshalb in seiner und seines Heeres Tüchtigkeit eine bessere Bürgschaft für den Erfolg erblickte als im unvernünftigen Wüten jener Tierkolosse. Nur als Erinnerung an seine Siege oder als Paradestücke führte er sie in seinen

letzten Lebensjahren mit sich, als eine weitere Belebung des abwechslungsreichen Bildes, welches der immer mehr anschwellende Heereszug darbot.

Um unter solchen Völkermassen einigermaßen geordnete Zustände in Verwaltung und Verpflegung zu schaffen, machte sich ein ausgedehntes Beamtenpersonal aller Art für die Kriegskasse und die Auszahlung des Soldes, für den Verkauf der Beute, Führung der Soldatenlisten u. a. notwendig. Vor allem zahlreich aber war die Umgebung des Königs. Hofgeschichtsschreiber besorgten die Tagebücher des Königs und setzten die amtlichen Schlachtberichte auf, Dichter hatten diese in poetischer Darstellung auszufschmücken und zu erklären, Bildhauer formten die Standbilder der gefallenen Edlen zum dauernden Gedächtnis, Geheimschreiber besorgten den Briefwechsel mit fremden Fürsten und unterworfenen Staaten, Kammerherren führten auswärtige Gesandtschaften beim König ein, und Leibärzten war die Sorge um sein und seiner Umgebung körperliches Wohl anvertraut, wie dem durch die glückliche Heilung Alexanders in Tarfos berühmten Philippos oder dem durch sein unglückliches Ende bekannten Glaukias, der seine angeblichen Mißgriffe in der Behandlung Hephästions am Kreuze büßen mußte. Auch war für die nach allgemeiner griechischer Sitte im Felde stattfindenden Opfer die nötige Priesterchaft vorhanden, obgleich der Braufekopf Alexander nicht immer geneigt war ihren Bescheiden vom Willen der Gottheit einen bestimmenden Einfluß auf seine Entschlüsse einzuräumen. Eher verstand er sich noch dazu, nach erfolgter glücklicher Entscheidung seiner Dankbarkeit gegen die Himmlischen Ausdruck zu geben, so namentlich gegen den von ihm adoptierten Vater Ammon, der durch seinen Orakelspruch bekanntlich den ersten Keim zu dem im Eroberer immer fester wurzelnden, durch die orientalische Unterwürfigkeit genährten Größenwahn sinn gelegt hatte, vor dessen vollständigem Ausbruche

seine Freunde und Unterthanen nur durch den frühen Tod des Helden bewahrt wurden.

In den Kriegen, welche die Nachfolger Alexanders, die Diadochen, jahrzehntelang in Asien und Europa unter einander führten, behielt man zunächst die bewährte Kampfweise der macedonischen Könige möglichst bei. Da jedoch nun auf beiden Seiten gleich gut geübte und felddtchtige Soldaten sich gegenüber standen, so mußte man darauf sinnen, durch anderweitige Mittel sich das Übergewicht über den Gegner zu sichern. Riesenheere, wie sie bis dahin noch nie von Griechen aufgestellt worden waren, wurden geschaffen — bei Ipsos betrugten beide Heere zusammen über hundert- undfünfzigtausend Mann —, immer gewaltiger wurden die Schiffsbauten, immer mächtiger die Maschinen zur Bezwingung feindlicher Festungen. Nunmehr fanden auch die Kampfmittel des Orients, die Sichelwagen und Elefanten ausgedehnte Verwendung. Die plumpen Dickhäuter erscheinen selbst auf europäischen Feldzügen, sogar in der Peloponnes bei der Belagerung von Megalopolis, konnten aber dort nicht viel ausrichten, da ein ehemaliger Soldat Alexanders zur Anlage von Fallgruben mit Eggen auf dem Boden riet, in denen viele der Tiere ihren Tod fanden oder schwere Wunden davontrugen. Noch origineller war das Auskunftsmittel der Megareer, die ihnen pechbestrichene, brennende Schweine entgegengetrieben haben sollen. In der Schlacht wurden die mächtigen Tiere in größeren Abständen von einander aufgestellt und die Lücken durch Leichtbewaffnete ausgefüllt. Im Kampfe zwischen Antiochus von Syrien und Ptolemäus von Ägypten wurden die Elefanten sogar gegen einander gehetzt, während die Infanten der Türme auf ihrem Rücken einander mit den langen macedonischen Sarissen angriffen. Bei dieser Gelegenheit wurde übrigens die Wahrnehmung gemacht, daß die libyischen Elefanten weder den Geruch noch die Stimme der indischen

aushalten konnten und nicht dazu zu bringen waren, jenen standzuhalten. Daß man überhaupt diesen Tieren so großen Wert beimaß, kann nur als Verirrung bezeichnet werden. Man überließ dadurch mehr als je die Entscheidung der Schlachten dem Walten des Zufalls, nicht der Tapferkeit und der Feldherrnkunst. Die Aufstellung zur Schlacht verlor an Planmäßigkeit, weil das Ineinandergreifen der einzelnen Truppenteile nicht mehr so leicht durchführbar war als in den Alexander Schlachten. So verlernte man mehr und mehr die großartigen Gedanken jenes Meisters zu erfassen und sich zu eigen zu machen. Statt dessen verfiel man auf eine Menge taktischer Spielereien, die in ihren Einzelheiten sehr verwickelt und schwierig waren, daher höchstens auf dem Exerzierplatze klappten, im Ernstfalle aber sich nicht bewährten und darum wertlos waren. Selbst die macedonische Phalanx büßte unter unfähigen Heerführern in der Folgezeit ihre Bedeutung ein, wie namentlich die Kämpfe mit den Römern bewiesen, die trotz ihrer anfänglichen Furcht vor der undurchdringlich scheinenden Speermasse diese schließlich durchbrachen und zertrümmerten.

Auch in Griechenland selbst verfiel das Kriegswesen immer mehr. Zu nachhaltig war durch die Einführung von Söldnerheeren die Wehrhaftigkeit der Bürgeraufgebote geschwächt worden, als daß ein Wiederaufleben der früheren Tüchtigkeit möglich gewesen wäre. Selbst großartig angelegte Feldherrntalente, wie der Arkadier Philopomen vermochten nicht auf die Dauer den Verfall aufzuhalten und aus den entarteten Zeitgenossen eine Kriegsmacht zu schaffen, die befähigt gewesen wäre ihren Unabhängigkeitskampf gegen Rom siegreich zu bestehen.



VI.

Griechisches Geschützwesen.

Seit dem vierten Jahrhundert vor Christus gehörte zur Ausrüstung eines Heeres auch eine Anzahl Geschütze, Wurfmaschinen für Pfeile oder Steine, die Katapelten (Fig. 37 und 38). Zuerst unter den Griechen soll sie Dionysios der Ältere von Syrakus haben bauen lassen, als er ums Jahr 400 großartige Rüstungen gegen Karthago betrieb. Ob indes ihm oder den in seinem Dienste thätigen Technikern das Verdienst der Erfindung gebührt, ist bezweifelt worden. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß Phönizier oder Karthager zuerst auf den Gedanken gekommen sind, ein Kriegswerkzeug zu schaffen, das in seinen Leistungen die Menschenkraft weit zu überbieten befähigt war, und daß von Karthago aus der sicilische Tyrann von der neuen Waffe Kunde erhielt. Bald bemächtigte man sich auch im Osten des wirkfamen Kampfmittels, so namentlich Philipp von Macedonien bei seinen zahlreichen Belagerungen. Zu solchem Zwecke waren die Geschütze des Altertumes auch im wesentlichen bestimmt, seltener zum Gebrauch im Gefechte, und dann nur in einer gedeckten Stellung hinter Feldschanzen oder am Ufer eines Flusses als Strandbatterie. Nur einmal sind sie vor der Front aufgestellt worden, von

Machanidas in der Schlacht bei Mantinea gegen Philopoimen, mit welchem Erfolge, wird nicht berichtet.

In ihrer Gestalt lassen sie sich am besten mit großen Armbrüsten vergleichen. Nur bestand der Bügel nicht wie bei diesen aus einem Stücke, sondern aus zwei getrennt von einander befestigten Armen. Als Triebkraft brauchte

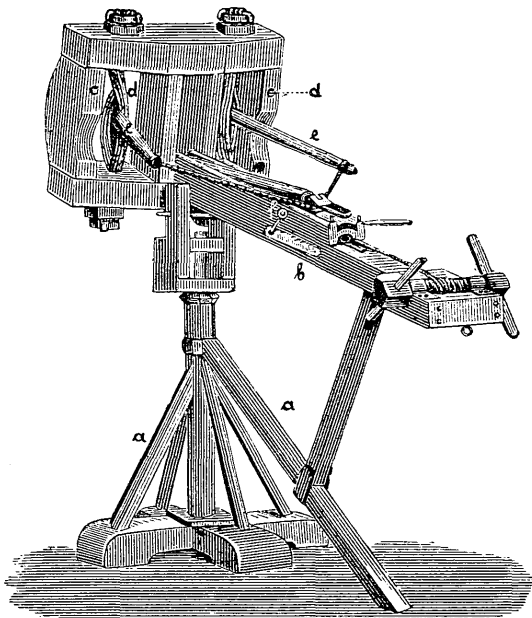


Fig. 37. Horizontalgeschütz (Euthytonon).

man die Torsionselastizität, welche dadurch erzielt wird, daß man mehrere an ihren Endpunkten dicht neben einander befestigte Schnüre oder Stricke mittelst eines dazwischen gesteckten Pflöckes zusammendreht.*) Im Altertum be-

*) Die Spannvorrichtung am Rahmen der Zimmermannsäge mit dem kräftig zurückschnellenden Bolzen in der Mitte des gedrehten Stranges veranschaulicht im kleinen jene Kraft am deutlichsten.

nutzte man zu diesem Zwecke zwei aus langen, ölreichen Frauenhaaren oder auch aus Tiersehnen geflochtene starke Taue, die Spannerven genannt (d)*), welche oberhalb und unterhalb des Spannkastens (c) mittelst eiserner, auf einer viereckigen Unterlage, dem Spannkopfe, ruhender Bolzen befestigt wurden, nachdem sie durch die sogenannte Spannleiter bis zu zwei Drittel der ursprünglichen Dicke straff ausgereckt und eingezogen worden waren. Die zwischen den Enden der Bogenarme (e) befestigte Sehne (e₁) bestand gleichfalls aus geflochtenem Haare und wurde auf dem verschiebbaren Läufer (f) im Schlosse befestigt, beim Spannen zugleich mit diesem durch Kurbeln auf der Geschoßbahn (b) zurückgezogen und mittelst eines hebelartigen Abzuges abgedrückt.

Nach der Lage der Geschoßbahn unterschied man Horizontalgeschütze, Euthytona, (Fig. 37), welche geradeaus oder mit nur geringer Erhebung, und Winkelgeschütze, Palintona, (Fig. 38), welche unter einem Winkel von 45° schoffen. Erstere schleuderten Pfeile, letztere große bis fünfundsiebzig Kilogramm schwere Steine, Eisenkugeln, wohl auch gespitzte Balken. Das Kaliber wurde durch die Länge des Pfeiles und die Schwere des geworfenen Steines bezeichnet. Außer in dem Gewicht des Geschosses bestand namentlich in der Bauart des Gestelles zwischen beiden Formen der wesentlichste Unterschied. Das leichte Geschütz, die Euthytona, für die man vor jedem Schusse das Ziel suchte, ruhte mit drehbarem Gestelle (Fig. 37: a) auf einem Pfeiler, das schwere, die Palintona, welche ihre zerstörende Thätigkeit namentlich gegen die Befestigungen richteten und da-

*) Die Buchstaben beziehen sich auf beide Figuren. Letztere (aus Müllers Handbuch der klaff. Altertumswissenschaft Bd. IV) sind moderne Rekonstruktionen. Die aus dem Altertume erhaltenen Darstellungen beschränken sich auf Andeutung der den Feinden zugewandten Aufsenseite und geben gerade über die wichtigsten Fragen, die Einzelheiten der Schußvorrichtung, keinen Aufschluß.

her nicht vor jedem Wurf nach einer anderen Richtung gestellt zu werden brauchten, auf einem vierfüßigen, unbeweglichen Balkengerüste von bedeutender Stärke (Fig. 38: a).

Wie weit und mit welcher Kraft die Geschosse geschleudert worden sind, läßt sich aus den zerstreuten Angaben der Alten nur sehr unvollkommen und höchstens annähernd er-

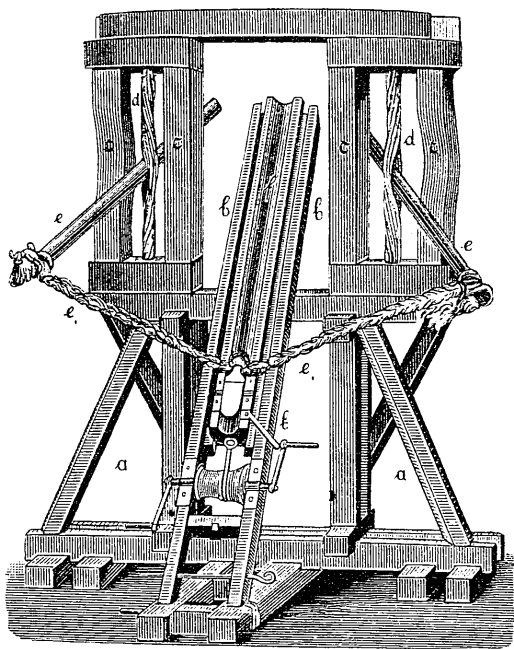


Fig. 38. Winkelgeschütz (Palintonon).

mitteln. Die Wurfweite des leichten Geschützes scheint reichlich 400 Meter betragen zu haben und auch die Wucht des Pfeiles nicht unbedeutend gewesen zu sein. Alexander dem Großen wurde bei Gaza nach dem Berichte Arrians durch einen Katapeltenpfeil Schild und Panzer durchbohrt, außerdem eine nicht unbedeutende Wunde zugefügt; ein Skythe

wurde jenseits eines breiten Stromes trotz seiner Rüstung tödlich getroffen, und als Beweis für die übermenschliche Körperkraft des indischen Königs Porus wird angeführt, daß er die Wurffpieße beinahe ebenso wuchtig geschleudert habe, als die Katapelten die Pfeile. Noch furchtbarer muß die Wirkung der schweren Palintona gewesen sein, wenn sie zum Brescheshießen oder zur Zerstörung feindlicher Mauertürme in Thätigkeit traten. Freilich glichen sie in ihrer Größe fast kleinen Gebäuden, waren schwierig zu transportieren, kostspielig herzustellen und darum auch nur in verhältnismäßig geringer Anzahl vorhanden. Auch konnten sie nur in längeren Zwischenräumen ihre Schüsse abgeben, obgleich ihre Bedienungsmannschaften zahlreicher waren als die der Euthytone und mit Hilfsmaschinen arbeiteten. Daß diese Leute, welche, gleich unserer Artillerie, eine besondere Truppe bildeten, technisch geschult waren, ist deshalb anzunehmen, weil die größeren Geschütze sicher für den Transport auseinandergenommen wurden und jedesmal vor dem Gebrauche von neuem zusammenzusetzen und zu spannen waren. Dabei wurde sehr genau und peinlich verfahren: beide Spannervenpaare mußten so gleichmäßig eingezogen werden, daß sie wie die Saiten musikalischer Instrumente denselben Ton ergaben; auch die Arme mußten gleich lang einander genau gegenüberliegen, weil jede Abweichung die Treffsicherheit geschädigt hätte.

Im Frieden lagerten die Geschütztheile in den Arsenalen. Welch bedeutende Vorräte davon bei den kriegführenden Völkern vorhanden waren, ist vielfach bezeugt. Im Jahre 149 v. Chr., unmittelbar vor dem dritten punischen Kriege, lieferten die Karthager, um den Kampf mit den Römern abzuwenden, ihnen gegen zweitausend Katapelten aus. Diese Zahl mag im Hinblick auf die heutigen Verhältnisse auffallend hoch erscheinen, indes ist zu berücksichtigen, daß man zur Ausrüstung der Flotten vieler Geschütze bedurfte

und daß dieselben leichter der Abnutzung und den Einflüssen der Witterung ausgesetzt waren als die Gußstahlskanonen der Gegenwart.

Jene Unvollkommenheiten wurden übrigens schon im Altertum wohl empfunden. Die alexandrinischen Mechaniker, welche zuerst die Lehre vom Bau der Wurfmaschinen wissenschaftlich begründet und für die zweckmäßigsten Größenverhältnisse zwischen den einzelnen Bestandteilen und dem Geschoße die mathematischen Formeln berechnet haben, stellten vielfache Versuche an, um die fühlbar gewordenen Mängel abzustellen. In erster Linie suchte man für die Spannerven, welche bei starkem Feuchtigkeitsgehalte der Luft ihren Dienst veragten oder nur unvollkommen verrichteten, nach einem geeigneten Ersatz. Einen solchen glaubte man in der Federkraft des Stahles oder auch in dem Widerstande stark zusammengepreßter Luft gefunden zu haben. Eine lebensfähige Neuerung wurde indes, wie es scheint, durch jene Versuche nicht geschaffen, da weder Griechen noch Römer von der bisherigen Herstellungsweise abwichen. Ebenfowenig fand das Magazingeschütz Verbreitung, welches Dionysios von Alexandria für die Rhodier erbaute, eine Art Katapelte mit einem über der Läuferbahn befindlichen, trichterförmig zulaufenden Pfeilbehälter, aus dessen unterer Mündung durch eine zur Aufnahme des Geschoßes tief geriefte Welle nach jedem Schusse ein neuer Pfeil auf die Geschoßbahn befördert wurde, während man inzwischen mittelst einer sinnreich konstruierten Kurbel die Sehne von neuem schnell spannte.

Außer den Euthytona und Palintona waren auch große Armbrüste mit elastischem Bügel in Gebrauch, die „Bauchspanner“, in welchen wir vielleicht die Urform erblicken können, von welcher die Geschützbaukunst ausgegangen ist.



VII.

Festungen und Belagerungswesen.

Ebenso uralt wie der Städtebau ist auch das Bestreben der Menschen ihren Wohnsitz, ihre mit Mühe und Kosten erbauten Behaufungen vor feindlichen Angriffen nach Kräften zu schützen. Im Orient wie in Griechenland begegnen wir Bauten, die Zeugnis davon ablegen, mit welchem Aufgebote von Menschenkraft sich namentlich die Herrscher ihre Burgen befestigen. Wahrhaft unglaublich klingen die Berichte Herodots über die Festungswerke Babylons, ein Quadrat von zwölf geographischen Meilen Umfang, mit Mauern von zweihundert Fuß Höhe und fünfzig Fuß Breite, wenn wir nicht wüßten, daß der treuherzige Geschichtschreiber das, was er gesehen, mit großer Gewissenhaftigkeit erzählt hat, und wir nicht an andern Riesenbauten des Altertums, den Pyramiden Ägyptens und den kyklopischen Mauern von Tiryns und Mykenai in Griechenland, noch heutzutage uns überzeugen könnten, über welche Mengen von Arbeitern die Herrscher in vorhistorischer Zeit verfügten. Namentlich die Burg (Akropolis) auf einer Anhöhe befestigten sie noch stärker als den Ort zu deren Füßen, um im Falle feindlichen Angriffs einen letzten Rückhalt zu besitzen oder unter Umständen sich gegen ihre eigenen Unterthanen schützen zu können.

Jene ältesten Reste griechischen Mauerbaues bestehen aus mächtigen Felsstücken, die ursprünglich unbehauen

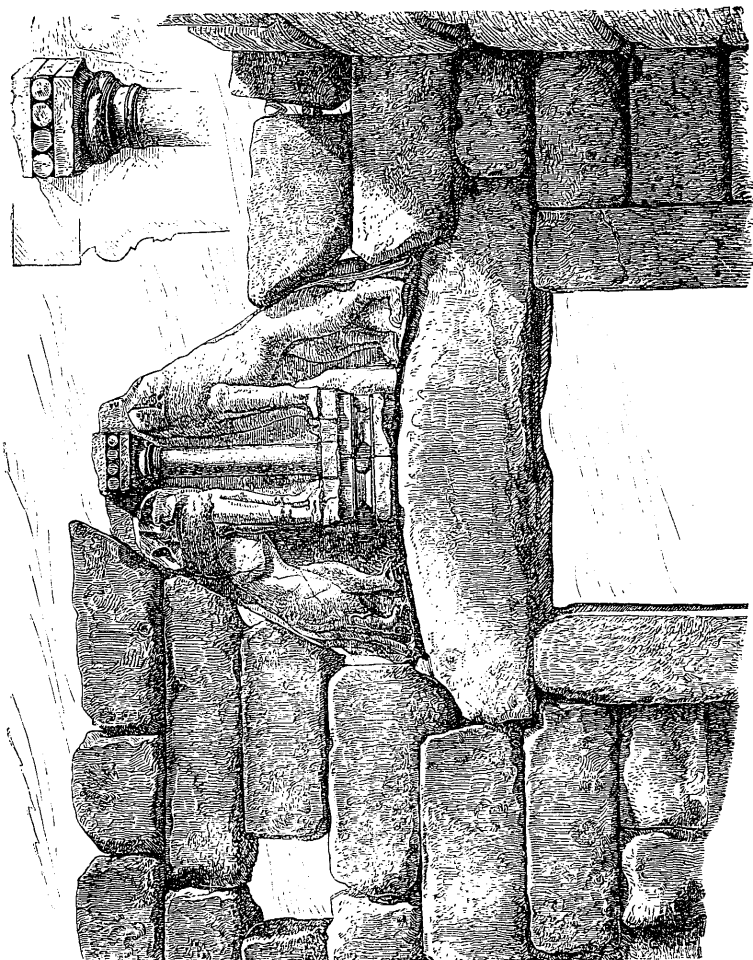


Fig. 39. Löwenthor von Mykenai.

blieben, und aus kleineren Steinen, mit welchen man die Lücken ausfüllte, wie in Tiryns, später aus bearbeiteten

Blöcken mit regelmäßiger Vorderseite, wie am Löwenthor von Mykenai (Fig. 39).

Auch die Befestigungen von Troja mit stattlichen Thoren und hohen Türmen, nach der Sage ein Werk Poseidons und Apollons, erscheinen in der Beschreibung Homers ziemlich stark, so daß ein Sturmangriff wenig Aussicht auf Erfolg haben konnte.

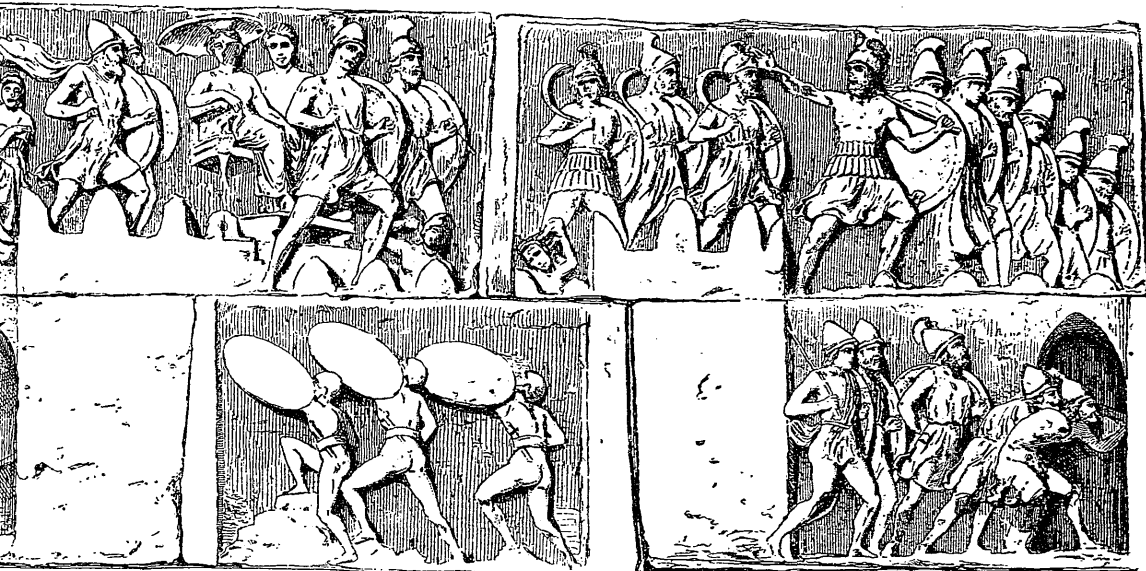
So gewaltigen Bollwerken gegenüber erwies sich in den ältesten Zeiten die Belagerungskunst ziemlich machtlos. Nur ausnahmsweise mochte es gelingen, unter der Deckung des Schildes gegen Steinwürfe von oben herab, durch gewaltfames Erbrechen der Thore oder durch Übersteigen der Mauern auf Leitern zum Ziele zu gelangen, wie es in alten Darstellungen abgebildet ist (Fig. 40 u. 41). Für eine regelrechte Einschließung aber, bei welcher der feindliche Platz von allen Verbindungen abgeschnitten und schließlich durch Hungersnot zur Ergebung gezwungen worden wäre, verfügte der Angreifer nicht immer über die erforderliche Anzahl von Kriegeren. Daher sehen wir auch in den ältesten Beschreibungen von Belagerungen, der von Troja und der Feste auf dem Schilde des Achilleus, die Gegner nicht ringsherum sondern nur der Stadt gegenüber gelagert. Die Troer bebauen ungefört ihre Äcker auf der den Griechen abgewandten Seite von Ilios und verstärken sich ungehindert durch Zuzug von Bundesgenossen aus dem Hinterlande. Nur durch List gelingt es endlich den Achaiern, nach beinahe zehnjähriger Belagerung und schweren Kämpfen die verhaßte Stadt zum Fall zu bringen. Auch aus den Berichten über die Eroberung der gewaltigen Königsitze Asiens geht hervor, daß weit weniger oft gewaltfamer Angriff zum Siege führte, als Trug und Verrat. Ebenso waren die Lacedämonier lange Zeit nicht im Stande die Burgen der Messenier, deren letzte Zufluchtsstätten, zu bezwingen. Erst als die zusammengeschmolzene Besatzung von Ithome ihren Abzug bewerkstelligt hatte,



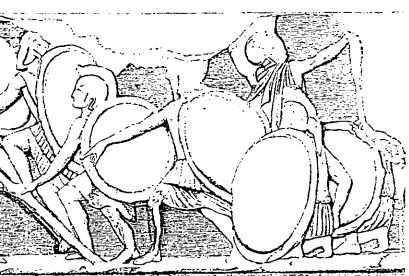
Fig. 40. Belagerungsscenen. Friesteile de



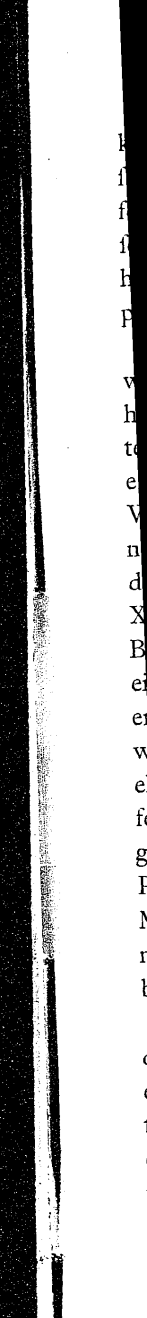
Fig. 41. Erfürmung der feindlichen Stadt. Vom



des Heron zu Gjölbafchi. Zu Seite 90.



im Nereidendenkmal in Xanthos. Zu Seite 90.



konnten sich die Belagerer in den Besitz des Bollwerkes setzen; die Felsenburg Eira erfürmten sie erst, als der Befehlshaber in derselben, Aristomenes, infolge einer Verwundung seinen nächtlichen Rundgang bei den Wachen nicht abhalten konnte und diese in regnerischer Nacht ihren Posten pflichtvergeffen verlassen hatten.

Überhaupt waren die Spartaner im Festungskampfe wenig geschickt, wie sie auch selbst im Vertrauen auf die hohen Gebirgswälle an den Grenzen ihre Stadt ohne Verteidigungswerke gelassen hatten. Daß sie aber den Wert eines festen Platzes wohl zu schätzen wußten, beweist ihr Widerspruch gegen das Vorhaben der Athener, als diese nach dem Abzuge der Perfer ihre Stadt und ihre Häfen durch Ringmauern vor einer Wiederholung der durch Xerxes erlittenen Verwüstung zu schützen unternahmen. Bekanntlich gelang es dem gewandten Themistokles, die eiferfüchtigen Nebenbuhler zu überlisten und die Vollendung des begonnenen Werkes zu ermöglichen, durch welches sowohl Athen in einem Umkreise von etwa elf Kilometern als auch seine Hafencität gegen einen feindlichen Angriff ausreichend gesichert wurden. Einen großartigen Abschluß erhielten diese Befestigungen durch Perikles, der drei lange Mauern von der Stadt bis zum Meere aufführen ließ und es so einem Gegner unmöglich machte, die Verbindung zwischen beiden zu unterbrechen.

Wie massiv diese Bauten waren, beweist die Angabe, daß auf den Mauern des Peiraieus zwei Wagen neben einander fahren konnten. Auch ihre Höhe muß sehr beträchtlich gewesen sein, denn bis auf Sulla wurde nie von einem Feinde ein Sturmangriff auf die Befestigungen Athens und seiner Häfen gewagt.

Gleich gewaltig waren die Profile der Festungsanlagen bei den übrigen Städten Griechenlands, da man

namentlich das Augenmerk darauf richtete, vor dem Gegner den Vorteil einer erhöhten Stellung voraus zu haben. Deshalb waren in die Mauern, einen Pfeilschuß von einander entfernt, noch mehrstöckige Türme eingebaut, häufig über oder zu beiden Seiten der Thore. Auf dem Wallgange zwischen ihnen waren die Verteidiger durch Zinnen geschützt und

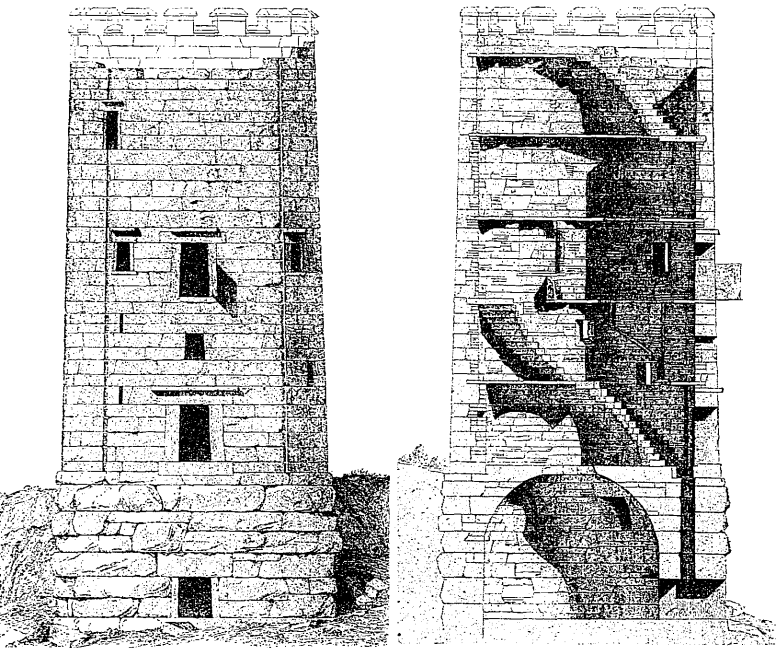


Fig. 42. Wachturm zu Andros.

Treppen führten von hier hinab nach der Stadt. Gräben rings um die Befestigungen scheinen jedoch nur ausnahmsweise angelegt worden zu sein, da man meist mit Steinen baute und deshalb keine Erde zum Auffchütten auszufächten brauchte.

Festungsbauten zu rein militärischen Zwecken kannten

die Griechen nicht; höchstens hatte man an den Grenzen kleine Forts als Beobachtungsposten angelegt, wie Phyle in Attika, oder an besonders wichtigen Punkten Wachttürme errichtet (Fig. 42), in welche bei unvermuteten Raubeinfällen die Umwohnenden sich und ihre Habe flüchteten, und von denen aus verdächtige Wahrnehmungen nach der Hauptstadt, dem Mittelpunkte der Landesverteidigung, gemeldet wurden. Nur in vereinzeltten Fällen erlag auch diese der Berennung der Feinde und meist nur dann, wenn sie von so geringem Umfange war, daß eine vollständige Absperrung durchgeführt werden konnte. Dann suchte man zunächst womöglich das Quellwasser den Belagerten abzuschneiden, führte mächtige Dämme bis zur Höhe der feindlichen Werke auf, um durch Pfeilschüsse oder Lanzenwürfe die Verteidiger von ihren Posten zu vertreiben und schließlich an einer ungeschützten Stelle auf Leitern emporzuklimmen. Häufig grub man auch Minengänge, um unbemerkt in den angegriffenen Platz zu gelangen, oder auch nur, um den Zusammensturz der Mauern zu bewirken. War man bis unter diese gelangt, so zündete man die Zimmerung der Stollen an. Dadurch nahm man dem Erdreiche darüber den Halt, so daß es dem Drucke der Mauern nachgab. Diese stürzten nach, und so entstand eine Bresche, durch welche der Belagerer eindrang.

Die Bewohner der eingeschlossenen Stadt ließen inzwischen auch ihrerseits kein Mittel unversucht. Lange unterirdische Gänge, dem Gegner unbekannt, vermittelten nicht selten den Verkehr mit der Außenwelt und ermöglichten die Herbeischaffung von Lebensmitteln und Wasser. Hatte man die Richtung der feindlichen Minengänge erkundet, so trieb man Gegenminen, in welchen man beim Herannahen des Gegners Wespenschwärme losließ oder Stoffe verbrannte, welche erstickenden Qualm entwickelten. War der Belagerer unaufmerksam oder erschöpft, so suchte man ihn

durch Ausfälle zu schädigen und die von ihm aufgeführten Angriffswerke zu zerstören.

Eine ganz neue Gestalt erhielt der Festungskrieg durch die Einführung der Belagerungsmaschinen, welche zuerst Perikles bei der Belagerung von Samos durch Artemon von Klazomenai anfertigen ließ und in Anwendung brachte. Bei jener Gelegenheit sollen namentlich der sogenannte Widder (Fig. 43) und die Schildkröten erfunden worden sein. Ersterer war ein Mauerbrecher aus einem oder mehreren aneinander gefügten eisenbeschlagenen Balken, der an Ketten oder Tauen in der Schwebe hing und durch eine größere Anzahl Leute in Bewegung gesetzt wurde, um durch die Stöße seiner festen Eisenspitze die feindlichen

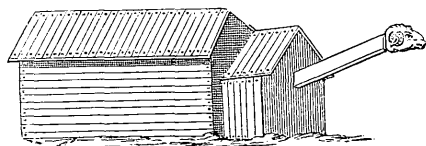


Fig. 43. Widder Schildkröte.

Bollwerke zu erschüttern. Vermutlich um dieselbe Zeit oder nicht lange nachher kam auch der Mauerbohrer auf, mit

dem man eine Menge tiefer Löcher in die Mauern grub. Dann wurden die Öffnungen mit Holz ausgefüllt und dieses angebrannt, was den Einsturz des Gesteins herbeiführte.

Zur Deckung bei allen diesen Arbeiten dienten die sogenannten Schildkröten (Fig. 43), Schutzdächer aus starkem Gebälk, welche auf Rädern gingen und gegen den belagerten Ort vorgeschoben wurden. Man unterschied besonders zwei Arten: Breschschildkröten, unter denen Widder und Mauerbohrer in Thätigkeit waren, und Schüttschildkröten, welche die zum Ausfüllen des Grabens vorgeschickten Mannschaften zu decken bestimmt waren.

Seitdem wurden diese Belagerungsmaschinen, wie früher die Leitern, regelmäßig von einem ins Feld ziehenden

Heere mitgeführt, ebenso wie die zu ihrer Herstellung notwendigen Zimmerleute und sonstigen Handwerker. Sogar die Lacedämonier machten bei der Belagerung von Plataiai sich die neue Erfindung zu nutze. Nachdem sie in siebzigtägiger ununterbrochener Arbeit einen doppelten Wall gegen die Belagerten und gegen ein von Athen zu erwartendes Entsatzheer aufgeführt hatten und die von den Gegnern ihrem Damme zugefügten Schäden durch Körbe mit gestampftem Lehm wieder ausgebessert hatten, begannen sie durch Widerstöße die Stadtmauern zu erschüttern, aber ohne den gewünschten Erfolg. Denn die Plataier brachen dem Sturmbocke durch herabgelassene Balken die Spitze ab oder fuchten ihn durch Schlingen emporzuziehen und dadurch den Stoß wirkungslos zu machen. Ebenfowenig glückte es dem Einschließungsheere, durch ein großes Feuer von außen die Stadt anzuzünden, weil ein starker Regenguß den Brand löschte. Erst nach zweijährigen Mühen und Anstrengungen gelang es, die infolge des Durchbruchs von zweihundertundzwanzig Mann in ihrem Bestande erheblich geschwächten Verteidiger zu bezwingen und die Stadt auf Leitern zu ersteigen.

Wenige Jahre nachher bedienten sich die Thebaner bei ihrem Angriffe auf Delion eines eigentümlichen Mittels, um die feindlichen Werke in Brand zu setzen. In nächster Nähe derselben stellten sie einen mit brennendem Schwefel und Pech gefüllten Kessel auf. In diesen reichte eine eisenbeschlagene Röhre hinein, durch welche mittelst eines Blasebalges ein starker Luftstrom in das Feuer getrieben wurde. Die emporschlagende Flamme setzte bald die Holzteile der in Eile aufgeführten Befestigungen in Brand, der Aufenthalt auf der Mauer wurde den Verteidigern unerträglich, und die Stadt fiel in die Hände der Belagerer. Doch scheint es nicht, daß dieses Verfahren anderwärts Nachahmung gefunden hat.

Wohl die großartigste und ausgedehnteste Belagerung während des peloponnesischen Krieges war die von Syrakus, deren Mißglücken so verhängnisvoll für Athen werden sollte. So rasch auch der Anführer Nikias seine Maßregeln traf, die Stadt vollständig einzuschließen, so gelang ihm doch sein Vorhaben nur unvollkommen. Denn die Belagerten wußten durch hohe, senkrecht gegen die Längenrichtung der Umwallungslinie aufgeführte Dämme, deren Eroberung erst viel Zeit und Menschenleben kostete, die Belagerungsarbeiten so zu hindern, daß sie bei Ankunft des lacedämonischen Entsatz heeres noch nicht zum Abschluß gediehen waren und den Angriffen desselben erlagen, zumal es auch an den nötigen Mannschaften fehlte, um die weit ausgedehnten Linien dauernd zu behaupten. Das Unternehmen war daher für die Athener nicht nur erfolglos, sondern endete auch mit vollständiger Vernichtung ihrer unter schweren Opfern ausgerüsteten Streitmacht.

Über die Einzelheiten des Besatzungsdienstes in den eingeschlossenen Städten und die zu wirksamer Verteidigung derselben notwendigen Maßregeln belehrt uns ein nicht lange nach dem peloponnesischen Kriege entstandenes Schriftchen, ein Bruchstück eines größeren Werkes über die Belagerungskunst, als dessen Verfasser ein gewisser Aineias, mit dem Beinamen Taktikos, genannt wird. Er beginnt seine Vorschriften mit der Forderung, bei allgemeiner Bedrängnis der Vaterstadt alle inneren Zwistigkeiten ruhen zu lassen und auf Erhaltung von Frieden und Ordnung bedacht zu sein. Deswegen sollen die Reichen durch Schuldenerlaß und freigebige Schenkungen aus ihren Vorräten die ärmeren Bürger bei guter Stimmung erhalten und zu entschlossenem Widerstande begeistern. Dann soll eine Art Belagerungszustand eingeführt werden, während dessen der heimliche Besitz von Waffen, Versammlungen und Zusammenrottungen aller Art, Gastmähler, außer

den besonderer Genehmigung unterliegenden Leichen- und Hochzeitsfchmäufen, unterfagt, das Verhalten von Ausländern, der Thorverkehr und fogar der Briefwechfel von Privatperfonen genau überwacht werden foll. Alle wehrfähigen Einwohner werden, nach Stadtvierteln eingeteilt, unter den Befehl eines Quartiermeifters gefteht, welcher feine Leute auf freien Plätzen verfammelt und ihre Verwendung zum Wacht-, Runden- und Patrouillendienfte oder als Referven anordnet. Zur Unterfcheidung von Freund und Feind wird eine Lofung beftimmt, meift der Name einer Gottheit, wie Artemis, Hermes, Herakles, außerdem eine Nebenlofung, die bei heller Nacht in einem Zeichen, wie Auf- und Abnehmen des Helmes, Bewegung des Speeres u. f. w., bei größerer Dunkelheit in einem hörbaren Laute, Pfiff oder Huften befteht. Die Ablöfungen beim nächtlichen Wachtendienfte werden nach der Wafferuhr geordnet und finden zweimal ftatt.

Ift der Feind noch im Anmarsche begriffen, fo werden Vorposten bei Nacht oder in der Morgendämmerung, meift zu dreien, weit vorgeschoben. Sie geben durch optifche Zeichen von jeder auffälligen Wahrnehmung nach der Stadt Nachricht oder eilen, wenn fie felbst gefährdet find, rafch dahin zurück.

Weitere Anweifungen betreffen den Verſchluß der Thore, welchen der Platzkommandant felbst jeden Abend prüfen foll, den Bau von Gegenwiddern, welche den Stößen des feindlichen Mauerbrechers begeben follen, das Wiederauflefen der tagsüber heruntergeworfenen Steine durch Leute, welche an Seilen herabgelaffen werden, die Anlegung von Fallgruben hinter den Stadthoren, von Fallgattern in denfelben u. a. m. Befonders ausführlich verweilt der Schriftfteller bei den verfchiedenen Mitteln, von der Festung aus einen vor den Feinden geheimzuhaltenden Briefwechfel mit Chiffrefchrift zu führen. In einem bei Polybios er-

haltenen Bruchstücke aus einem verlorenen Teile feines Werkes empfiehlt er fogar an Stelle der fonft üblichen, feit den älteften Zeiten gebrauchten Feuerzeichen eine Art Telegraphie, welche ähnlich wie die Wafferuhren eingerichtet war. An den beiden mit einander korrespondierenden Orten wurden gleich große, durch einen Spund verfchließbare Gefäße voll Waffer aufgestellt. Auf letzterem schwamm eine Korkfcheibe, durch welche ein Stab gebohrt war. Auf diefem fanden in Abftänden von einander die verabredeten Worte, wie „Reiter“, „Kreter“, „Hopliten“, „Schiffe“. Hatte der Beobachter eine Mitteilung zu machen, fo öffnete er das Spundloch und gab dem Empfänger durch ein Fackelzeichen die Weifung ein Gleiches zu thun. Sobald das Waffer fo weit gefunken war, daß das zu meldende Wort mit dem Rande des Gefäßes in gleicher Höhe fand, fo wurde ein zweites Signal zum Schließen der Abflußöffnung gegeben, und dadurch erhielt z. B. der Empfänger die Nachricht, daß Reiter im Anzuge feien.

So finnreich diefe Erfindung war, fo unvollkommen mußte fie fich doch erweifen, weil nur eine Anzahl verabredeter Worte ohne jeden weiteren Zufatz gemeldet werden konnte, für andere Mitteilungen aber die Einrichtung verflagte. Deshalb erfanden Kleoxenes und Demokleitos einen alphabetifchen Telegraphen, der zwar einer weit fpäteren Zeit angehört, aber an diefer Stelle kurz befchrieben werden foll.

Man ftellte innerhalb einer Verzäunung fünf Tafeln auf, auf deren jede fünf Buchftaben des Alphabets gefchrieben wurden, auf die erſte A-E, auf die zweite die nächften fünf, u. f. w. Wollte man mit einer Mitteilung beginnen, fo hob man zur Linken foviel Fackeln empor, als nötig waren, um die Tafel zu bezeichnen, auf welcher der Buchftabe zu fuchen war. Ein zweites Zeichen zur Rechten gab diefen felbft an. Wollte man z. B. K telegraphieren, den fünften Buchftaben der zweiten Tafel, fo hob man zwei Fackeln zur Linken

dann fünf zur Rechten in die Höhe. Der Empfänger zeichnete sich dann Buchstaben für Buchstaben auf und konnte so, wenn er und der Absender die nötige Übung besaßen, rasch jede beliebige Nachricht in einem vollständigen Satze erhalten. Eine Vereinfachung der eben geschilderten Telegraphie hält Polybios zwar immer noch für wünschenswert, doch wird nirgends berichtet, ob es später gelungen ist, mit weniger Mitteln und geringerem Zeitaufwande auszukommen.

Um so eifriger waren seit dem vierten Jahrhundert die griechischen Techniker in der Erfindung von Bauten und Werkzeugen für den Festungskrieg, besonders als man seit Einführung der Geschütze über viel wirksamere Mittel zum Angriffe und Schutze besetzter Plätze verfügte als zuvor. Namentlich Philipp von Macedonien verfolgte aufmerksam alle Fortschritte im Belagerungswesen und wußte sie wirksam zu verwerten. In seinem Dienste stand der Thessalier Polyeidus, unter dessen Leitung die Belagerungen von Perinthos und Byzantion stattfanden, nebst seinen Schülern Chaireas und Diades, den Ingenieuren Alexanders des Großen in Asien.

Da die genannten Städte gleich den Macedoniern weittragende Wurfmaschinen besaßen welche den ganzen Raum vor den Mauern mit ihren Geschossen beherrschten, so war es für die Belagerer unmöglich, Geschützstände im Schußbereiche der Feinde zu bauen. Polyeidus erfand deshalb die Wandeltürme, hohe hölzerne Gebäude, die auf Rollen bis an die feindlichen Werke herangeschoben wurden und in ihren oberen Stockwerken das leichte, in den unteren das schwere Geschütz hinter Schießcharten bargen. Ihre Vorderseite wurde zum Schutze gegen feindliche Brandpfeile mit frischgerbten Häuten behangen oder mit Metallblech beschlagen.*)

*) Der grausame sicilische Tyrann Agathokles hing sogar Gefangene aus der angegriffenen Stadt an die Belagerungstürme, um deren Beschädigung zu verhindern.

Schon vor Perinthos hatte Philipp derartige Bauten in der Höhe von über hundert Fuß im Gebrauch. Trotzdem er die Brustwehren der Stadt unaufhörlich mit Gefchoßen bestrich, den Mauerbrecher Tag und Nacht unter regelmäßigen Ablösungen der Bedienungsmannschaften wirken ließ und bereits durch Bresche und Sturmangriff sich in Besitz der Außenwerke gesetzt hatte, konnte er doch nichts Entscheidendes ausrichten, weil die Belagerten, begünstigt durch die terrassenförmige Lage des Ortes, nach Preisgabe der ersten Mauer hinter dieser eine zweite neue aufgeführt hatten und entschlossen waren jede weitere Stufe ebenso hartnäckig zu verteidigen.

Auch der Angriff auf Byzantion blieb wegen des von Athen der Stadt geleisteten Beistandes erfolglos. Immerhin hatte die Belagerungskunst für die Folgezeit durch jene Unternehmungen Philipps wichtige Fingerzeige erhalten. Gleich ihm richtete man in Zukunft alle seine Kräfte gegen einen Punkt, um hier den Durchbruch zu erzwingen. „Früher hatten der Belagerte und der Angreifer mit einander in langer Umarmung gerungen, bis einem von ihnen der Atem ausging; jetzt fließ der Angreifer an wohl gewählter Stelle das Schwert durch den Panzer.“

Daselbe Verfahren befolgte auch Alexander gegen die starken, uneinnehmbar scheinenden Festungen Afiens. Nachdem er bereits im Beginn des Krieges die Bewohner von Halikarnassos so hart bedrängt hatte, daß sie ihre Stadt preisgaben und anzündeten, erwarb er sich den Ruf eines unwiderstehlichen Gegners namentlich durch die Erstürmung von Tyros. Hier waren ungewöhnliche Hindernisse zu bewältigen; hier rang die Zähigkeit und der verzweifelte Todesmut der Semiten bei der Verteidigung der geliebten Heimat — wie später in Karthago und Jerusalem — mit dem vor keiner Schwierigkeit zurückschreckenden Ungeftüm eines jugendlichen Eroberers, dem schon der Gedanke unerträglich war, durch Verzicht auf weiteren Kampf die Überlegenheit

eines Gegners anerkennen zu müssen. Andere würde der Anblick der rings vom Meere umgebenen Feste und der nach der Landseite hundertfünfzig Fuß hohen Mauern entmutigt haben. Nicht so Alexander; er ließ durch den etwa siebenhundertfünfzig Meter breiten Meeresarm zwischen dem Festland und der Insel einen Damm führen, der trotz aller Gegenmaßregeln der Belagerten, welche namentlich von der Flotte aus die Arbeiter beschoffen, und trotz zahlreicher Verluste zum Abschluß gebracht und durch die Geschütze der auf der vollendeten Strecke erbauten Wandeltürme wirksam verteidigt wurde. Aber auch die Tyrrier, unter denen sich viele geschulte Waffenhandwerker befanden, ließen nichts unversucht. Sie rüsteten Brandschiffe aus, polsterten ihre Mauern gegen die Steinwürfe der feindlichen Palintona mit ausgestopften Säcken, setzten gegen die Pfeilschüsse auf den Zinnen Räder in Bewegung, welche die Geschosse ablenkten, harpunierten mit Dreizacken die Schilde der Macedonier auf den gegenüberstehenden Türmen und zwangen den Träger, um nicht hinabgerissen zu werden, die Waffe fahren zu lassen, warfen Netze über die auf den Fallbrücken vorrückenden Feinde und zogen sie herab oder zer schnitten mit Sichel die Taue der Mauerbrecher. Ihre Wurfmaschinen schleuderten glühende Eisenklumpen oder stark erhitzte Schilde voll Sand in die Reihen der Stürmenden, dessen Körnchen in alle Fugen der Rüstungen drangen und schwere Brandwunden verursachten. Auch mit der Flotte suchte man dem Belagerer auf alle Weise Abbruch zu thun, weil dieser von den Schiffen aus sein schweres Geschütz gegen die Stadt richtete und keinen Teil der Werke mit seinen Angriffen verschonte. Man durchhieb die Anker taue der feindlichen Fahrzeuge, versenkte Felsstücke rings um die Mauern, um das Landen zu erschweren, und durchbrach die Sperrkette, mit welcher die Gegner den Hafen abgeschlossen hatten.

Trotz dieses heldenmütigen Widerstandes gelang es endlich Alexander, von den Schiffen aus mittelst herabgelassener Fallbrücken Fuß auf den Werken von Tyros zu fassen und im Straßenkampfe die Bewohner der Stadt nach verzweifelter Gegenwehr zu bezwingen. Wenige Monate später fiel auch Gaza in die Hände der Macedonier. Da gegen die hochgelegene Stadt mit den Wandeltürmen allein nichts auszurichten war, so mußte für diese durch einen Damm von zweihundertfünfzig Fuß Höhe eine Unterlage geschaffen werden. Dann erst wurde die Berennung eröffnet, welcher der Platz nach zwei Monaten erlag.

Mit gleichem Erfolge führte Alexander alle Belagerungen in Asien durch. Meist selbst an der Spitze der Stürmenden bezwang er die Festen, die bisher als uneinnehmbar gegolten hatten. Den sogenannten Sogdianischen Felsen, auf dem der Baktrerkönig Oxyartes sich so sicher wähnte, daß er nur von geflügelten Menschen einen Angriff befürchtete, erklimmen, durch hohe Belohnungen angefeuert, dreihundert für das Felsenklettern eingeübte Soldaten, indem sie eiserne Zeltnägel in die steile schneebedeckte Felswand schlugen und sich an Stricken emporzogen. Gegen dreißig stürzten bei dem Wagnis ab, die übrigen erreichten das Ziel und erschreckten durch ihr Erscheinen auf der Höhe den ahnungslosen Gegner so sehr, daß er bestürzt jeden Gedanken an Widerstand aufgab.

Waren die örtlichen Schwierigkeiten nicht so außergewöhnlich groß, so leitete in der Regel der Geschützkampf den Sturm ein. Sobald ein Teil der Mauer eingestürzt war, rückte man durch die Bresche vor. In vielen Fällen vermochte man schon durch unausgesetzte Beschießung der Zinnen mit Pfeilen und Schleudern eine Strecke der Werke von Verteidigern zu säubern und dann auf Fallbrücken in die angegriffene Festung zu steigen, um im Nahkampfe die Überlegenheit gegen die Asiaten weiter auszubeuten.

Immer aber befolgt Alexander das Verfahren gegen einen Punkt mit konzentrierter Kraft feine Stöße zu führen. Wo er abweicht und von verschiedenen Seiten zugleich angreift, geschieht es entweder nur, wenn besonders zwingende Veranlassung vorliegt, wie vor Tyros, oder wenn beabsichtigt wird die Belagerten einzuschüchtern und mutlos zu machen.

In den Festungskriegen der Diadochenzeit machte sich namentlich Demetrios der Städtebezwinger (Poliorketes) durch seine Erfindungen einen Namen. Am berühmtesten unter diesen ist die Helepolis, ein Belagerungsturm von riesigen, noch nie dagewesenen Größenverhältnissen, in Form einer abgestumpften Pyramide, deren Seitenkanten sich über vierzig Meter hoch über einer quadratischen Grundfläche von ungefähr zwanzig Meter Seitenlänge erhoben. Der ganze Bau bestand aus neun nach oben kleineren Stockwerken, von denen die untersten als Stände für die schweren, die obersten für die leichten Geschütze bestimmt waren. Die drei den feindlichen Geschossen ausgesetzten Seiten der Helepolis waren zum Schutze gegen Brandpfeile mit Eisenblech beschlagen, die Schießcharten durch Läden von Tierhäuten verschließbar. Der Verkehr zwischen den einzelnen Stockwerken wurde durch zwei Leitern vermittelt, von welchen die eine den Herauffsteigenden, die andere den Herabsteigenden zum Gebrauche angewiesen war. Der ganze Bau aber ruhte auf acht drei Fuß starken, mit Eisenreifen beschlagenen Rädern und beanspruchte zur Fortbewegung die Kraft von dreitausendfünfhundert Männern, welche theils im Innern, theils von außen schoben; letztere fanden Deckung durch die vom Lager aus angelegten, vermutlich gleichzeitig mit dem Riefenturme vorwärts bewegten überdachten Gänge.

Auch die übrigen Belagerungswerkzeuge soll Demetrios in gewaltigen Verhältnissen hergestellt haben. So berichtet Diodor, er habe einen Mauerbrecher gebaut, der von tausend Mann in Bewegung gesetzt werden mußte. Überhaupt sei

keine Mauer fest genug gewesen, die gegen ihn den Belagerten habe Schutz gewähren können.

Mit der Kunst Städte zu zwingen hatte aber auch die Kunst sie immer kräftiger zu schützen Schritt gehalten. Unverkennbar zeigt sich dieser Aufschwung bei der Anlage der seit dem vierten Jahrhundert vor Christus geschaffenen Festungswerke. Schon bei der Gründung von Messene, nach der Schlacht bei Leuktra, hatte man nicht nur durch hohe und feste Mauern das neu angelegte Bollwerk gegen Lacedämon geschützt, man hatte auch den am meisten gefährdeten Punkten des Befestigungsgürtels, den Thoren, ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet (Fig. 44 a u. b).

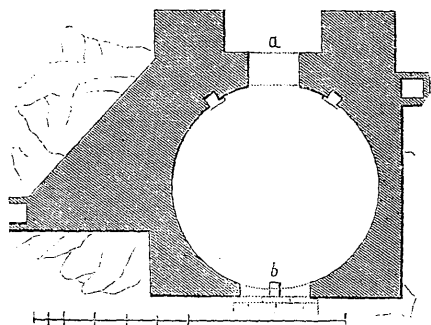


Fig. 45. Grundriß eines Thors zu Messene.

Auf beiden Seiten derselben erhoben sich mehrstöckige, starke Türme mit Schießcharten, von denen aus der Feind vor den Mauern beschossen werden konnte. Besonders aber hatte der eingedrungene Gegner im kreisförmigen

Hofe (Fig. 45) zwischen den beiden Ausgängen (a und b) einen vernichtenden Hagel von Wurfgeschossen, Steinen und Balken oder Ströme siedender Flüssigkeiten zu erwarten, namentlich wenn ein starkes inzwischen von den Belagerten herabgelassenes Reservegatter den Rückweg versperrte und auch die Pforte nach der Stadt zu fest verrammelt war.

Bei anderen Festungsbauten legte man das Thor an der rechten Seite der zwischen beiden Türmen befindlichen Mauerstrecke an, so daß die vordringenden Gegner auf der vom Schilde ungedeckten Seite den Würfeln der Belagerten

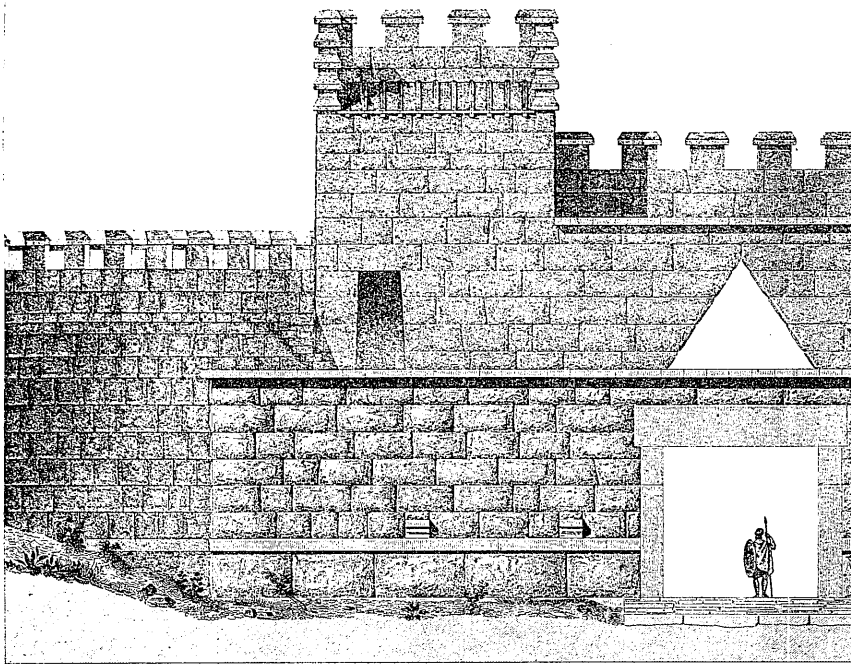


Fig. 44a. Stadthor von Meffene (von innen)

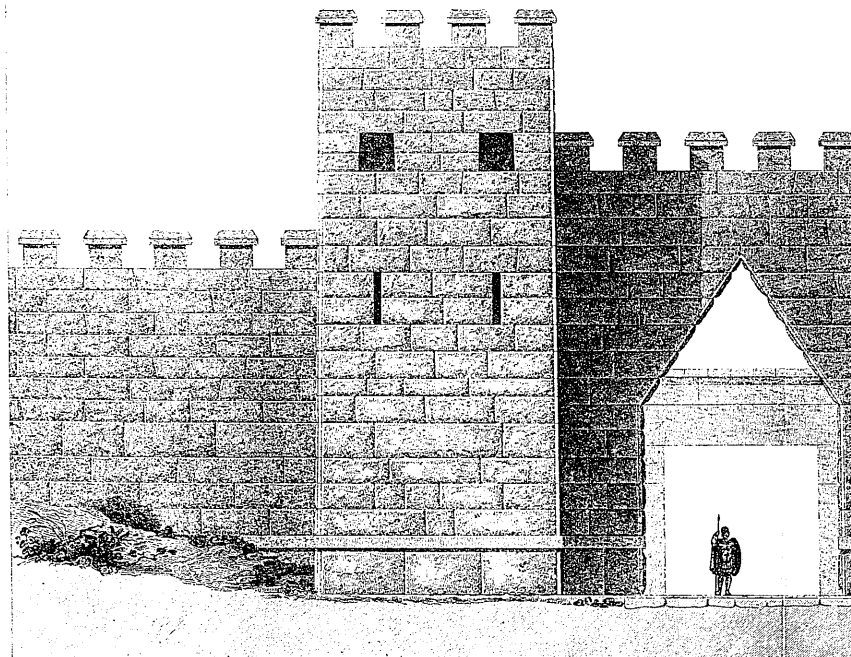
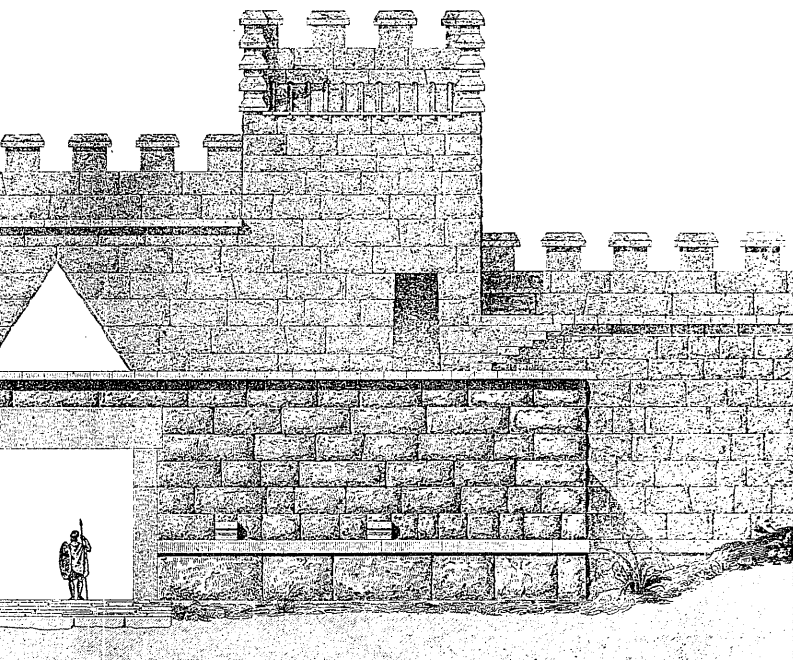
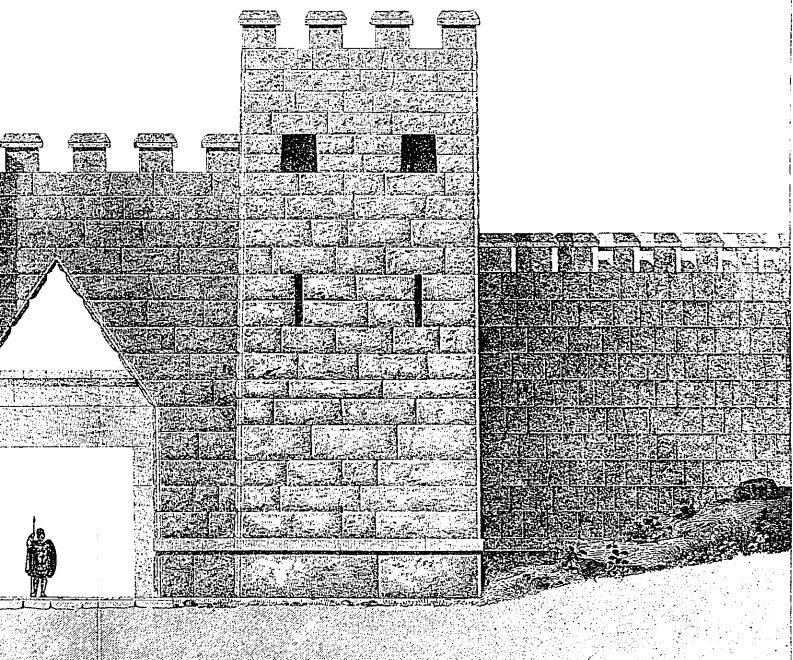


Fig. 44b. Stadthor von Meffene (von außen)



Meffene (von innen). Zu Seite 104.



Meffene (von aussen). Zu Seite 104.

am meisten ausgesetzt waren. So verfuhr beispielsweise Antigonos bei der Gründung der Stadt Nikaia in Kleinasien

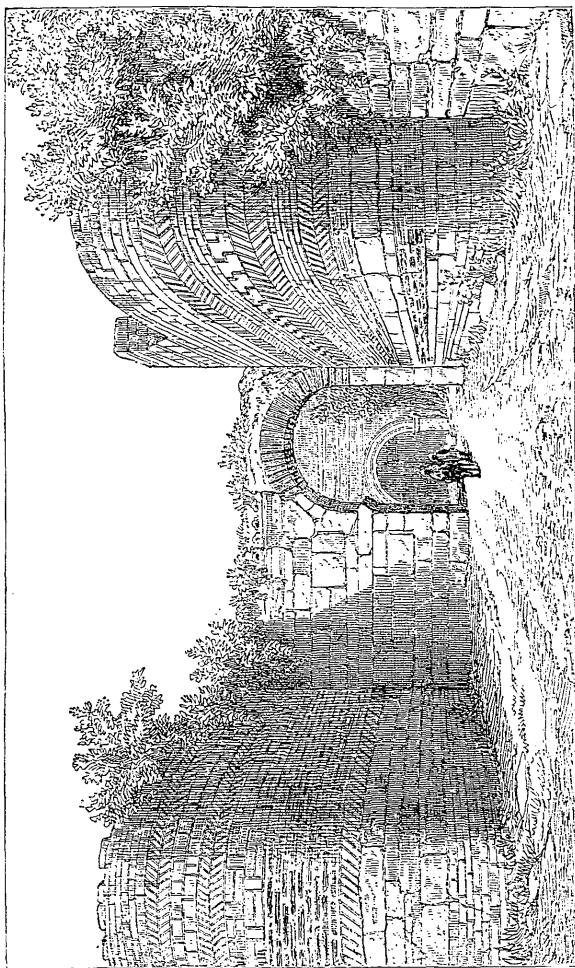


Fig. 46. Stadthor von Nikaia.

(Fig. 46). Bei der Anlage von Alexandria machte man sich die Vorteile, welche ein Neuaufbau nach einheitlichem

Plane gewährte, namentlich auch dadurch zu nutze, daß für die Bewegungen größerer Heeresabteilungen im Innern der Festung breite gerade Straßen geschaffen wurden.

Weitere nennenswerte Fortschritte hat die Befestigungswissenschaft der Griechen nicht zu verzeichnen. Nirgends findet sich eine Spur davon, daß man auch nur den Anfang damit gemacht hätte, durch tiefere Gliederung des Grundrisses hervorspringende Werke zu schaffen, um den Gegner beim Vorrücken auch von der Seite zu fassen, wie es bei den Festungsanlagen der neueren Zeit beabsichtigt wird. Ebenfowenig dachte man daran, die Grenzen durch eine Kette fester Plätze zu sichern, hinter denen der Aufmarsch eines Heeres für den Feldzug gedeckt zu werden pflegt und denen vom Gegner nicht ungestraft die Beachtung versagt werden kann. Die Hauptaufgabe der Festungen war in Griechenland Leben und Habe der Bewohner zu sichern, die ihrem Schutze anvertraut waren. Zugleich mit den Mauern stand und fiel die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Staates, welcher das Bollwerk geschaffen hatte.



VIII.

Griechisches Seewesen.

Ob die Griechen in ihrem Seewesen alle Entwicklungsstufen vom kanoartigen, aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehenden Boote bis zum Segelschiffe nach einander selbständig durchgemacht haben oder eine bereits bis zu einer gewissen Vollkommenheit ausgebildete Form der Fahrzeuge von den Nachbarvölkern überkommen haben, läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit entscheiden. Die ältesten Urkunden hellenischer Kultur, die homerischen Gedichte, kennen die Schifffahrt bereits großartig entwickelt. Handel zur See treiben neben den Phönicern auch Kreter und andere griechische Staaten, schon wird von weiten abenteuerlichen Zügen in ferne Länder berichtet, wie von der Argonautenfahrt nach Kolchis, schon bewegt man nicht mehr die Schiffe lediglich mit Rudern, man kennt bereits den Gebrauch der Segel, des Mastes sowie des Steuerruders. Fast jeder Staat verfügt über eine Flotte; die der gesamten Griechen vor Troja giebt der Schiffskatalog im zweiten Buche der Ilias zusammen auf 1186 Fahrzeuge an, von denen die größten mit hundertundzwanzig Kriegern besetzt sind, also von bedeutender Größe gewesen sein müssen. Das zum Heereszuge aufgebotene Gefolge der

Fürsten wird zugleich als Ruderer verwendet, die der Reihe nach auf den Bänken sitzen und die mit Lederschlingen an die Pföcke befestigten Ruder bewegen.

Wie man damals beim Baue der Schiffe verfuhr, berichtet uns das fünfte Buch der Odyssee. Von Kalypso losgegeben und in seinen Vorbereitungen zur Heimkehr unterstützt, zimmert sich der Held ein Fahrzeug, unter dem wir nicht nach der landläufigen Annahme ein Floß, vielmehr einen sogenannten Prahm uns vorzustellen haben. Er fügt die Spanten (Rippen) dicht an einander, verbindet sie durch Langhölzer längs der Seiten, erhöht diese durch Weidengeflecht, errichtet im Boden den Mast, giebt diesem in der Höhe des Deckes durch einen Querbalken größeren Halt, zimmert das Steuerruder, befestigt Segel und Taue, sichtet Laubwerk als Lager auf und rollt zuletzt das fertige Schiff auf Stämmen in die Salzflut.

Wie bei dem Fahrzeuge des Odysseus war auch sonst in der homerischen Zeit das Verdeck offen; nur unter dem hoch emporragenden Hinter- und Vorderteile mochte sich ein Verschlag befinden, in dem man Lebensmittel und sonstige Habseligkeiten vor der Nässe schützte. Um das Eindringen des Wassers in den unteren Raum zu verhüten, wurde der Rumpf mit Pech bestrichen, was zu der Bezeichnung „schwarze Schiffe“ den Anlaß gegeben hat. Daneben braucht der Dichter häufig auch das ausschmückende Beiwort „purpurwangig“, um die Bemalung des Vordertheiles, des Antlitzes, mit bunten Farben anzudeuten.

Der Tiefgang scheint selbst bei größeren Fahrzeugen sehr gering gewesen zu sein: beim Landen an flacher Küste laufen sie bis zur Hälfte ihrer Länge auf den Strand auf. Wollte man nur kurze Zeit Halt machen, so warf man schwere durchbohrte Steine, in deren Öffnung das Tau befestigt war, an Stelle der erst später erfundenen Anker aus. War dagegen ein längerer Aufenthalt beabsichtigt, so wur-

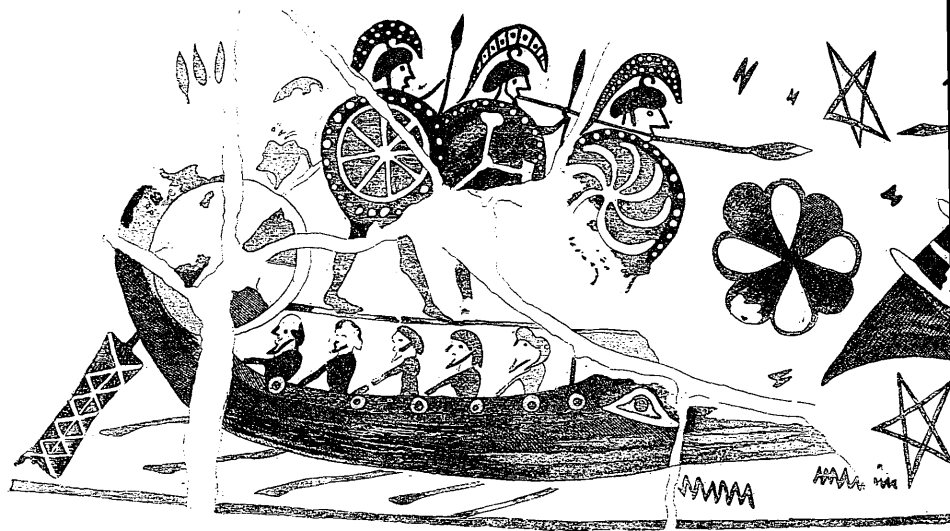
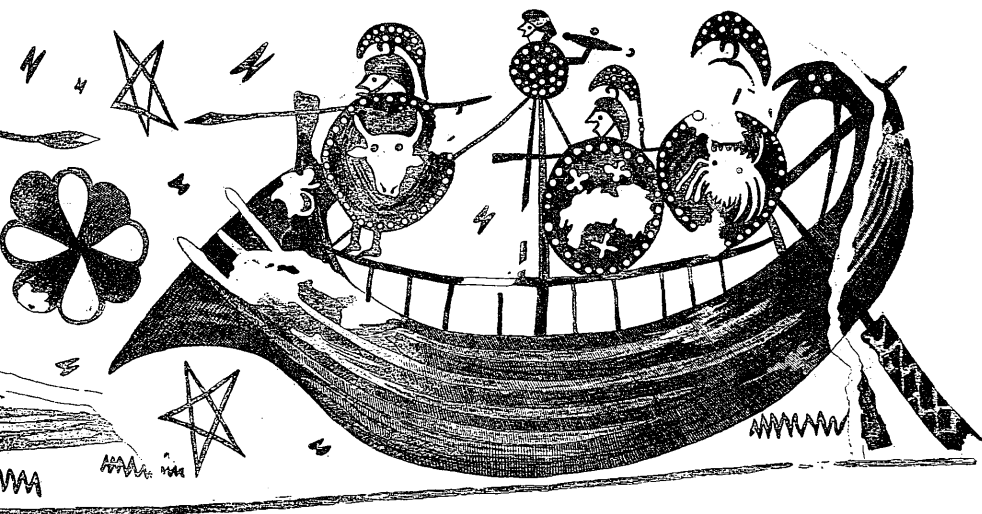


Fig. 47. Seeräuber im Kampfe gegen ein Handelsschiff



fe gegen ein Handelschiff. Vase aus Caere. Zu Seite 109.

den die Schiffe ans Land gezogen und durch Stützen gehalten, wie die Flotte der Griechen vor Troja.

So weit verbreitet nun auch damals die Kenntnisse im Seewesen waren, so blieb doch die Schifffahrt im wesentlichen eine Küstenschifffahrt. Nur ungern, bisweilen erst auf göttliches Geheiß, entschloß man sich den Weg über das offene Meer einzuschlagen. Zwar kannte der griechische Seemann die wichtigsten Sternbilder: der Himmelswagen und Orion dienten als Wegweiser in der Nacht; aber bei bewölktem Himmel und stürmischem Wetter verfasten diese Wahrzeichen, also gerade dann, wenn das Bedürfnis sich zurechtzufinden am dringendsten empfunden wurde.

Trotzdem war der Handel zur See zu hoher Blüte gelangt und mit ihm auch die Kaperei. Begegnete man einem fremden Fahrzeuge, so wurde dieses sofort als willkommenere Beute angesehen und angegriffen, indem man durch Speerwürfe oder Pfeilschüsse die Bemannung angriff, nahe herangekommen enterte und im Nahkampfe Mann gegen Mann die Entscheidung herbeiführte. Zur Abwehr suchten die Bedrohten das Schiff der Gegner mittelst langer spießartiger Stangen zurückzustoßen. Eine solche riesige, aus mehreren Stücken zusammengefügte Lanze ergreift Ajas, als er die siegreich vordringenden Troer von den Schiffen der Achäer zurückstößt.

Ob damals schon ein Unterschied zwischen Handels- und Kriegsfahrzeugen bestanden hat, läßt sich wenigstens nicht durchgängig behaupten. In geschichtlicher Zeit jedoch tritt der Gegensatz zwischen beiden Formen schon in der Bauart deutlich hervor. Während den Kauffahrern zur Bergung der Ladung eine möglichst bauchige Gestalt gegeben wurde (Fig. 47 rechts), trug man der Bestimmung der Kampfschiffe dadurch Rechnung, daß man ihren Bug nicht mehr ebenso hochragend und geschweift baute, wie das Hinterteil, sondern in einen spitzen Balken auslaufen ließ,

deffen Stöße das Angriffsobjekt an der Wasserfläche trafen und zum Sinken brachten (Fig. 47 links, 48 und 49). Mit je größerer Schnelligkeit und je stärkerer Ruderkraft der Angreifer heranfuhr, um so furchtbarer mußte die Wirkung des



Fig. 48. Stachelschiff auf einer Dipylonvase.

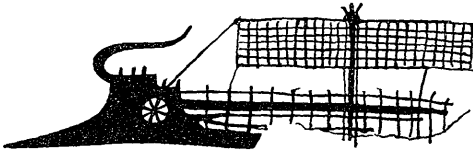


Fig. 49. Stachelschiff auf einer Dipylonvase.

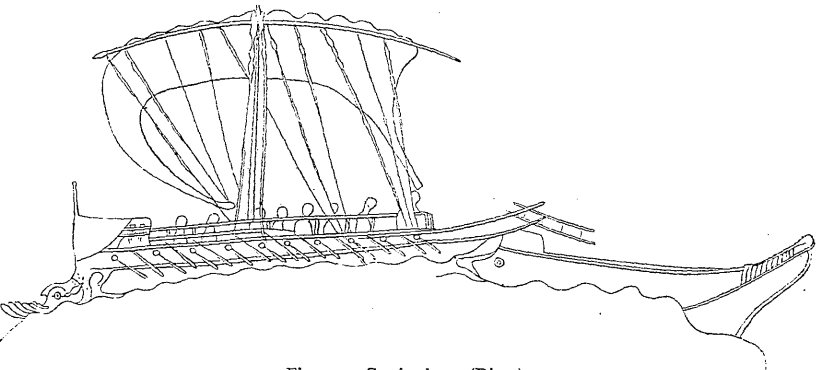


Fig. 50. Zweiruderer (Diere).

Rammens und um so klaffender das entstandene Leck fein. Deshalb baute man lange, schmale Fahrzeuge, die von dreißig bis fünfzig Mann gerudert pfeilschnell das Wasser durchschnitten. Später verdoppelte man durch Anlage einer zwei-

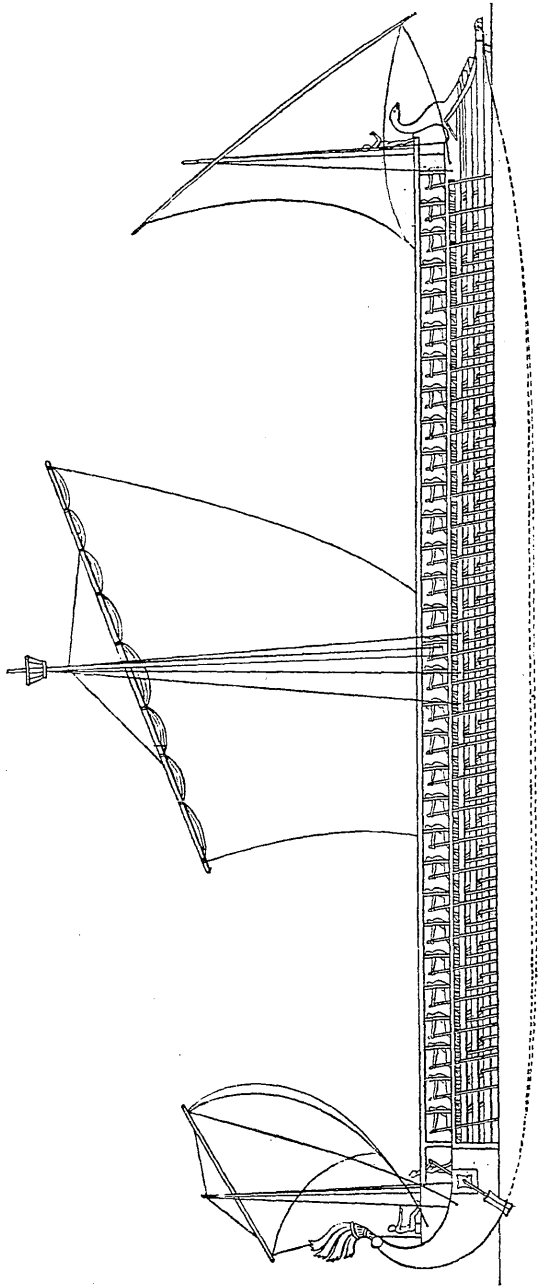


Fig. 51. Attische Triere, Gefamtanficht.

ten Reihe die Zahl der Ruder (Fig. 50) und Mannschaften und schließlich erfand man — der Überlieferung nach um das Jahr 700 v. Chr. in Korinth — den Dreiruderer, die Triere (Fig. 51 und 52), welche jahrhundertlang das Schlachtschiff für die Seekämpfe der Griechen wurde*). Wie der Name besagt, bestand der Fortschritt der neuen Erfindung darin, daß nunmehr drei Reihen von Rudern über einander angebracht waren, deren jedes von einem Manne bedient wurde. Zu oberst in einem aus der Schiffswand hervorragenden Gange saßen die zweiundsechzig Thraniten, wenig tiefer innerhalb des Bordes die vierundfünfzig Zygiten, unter

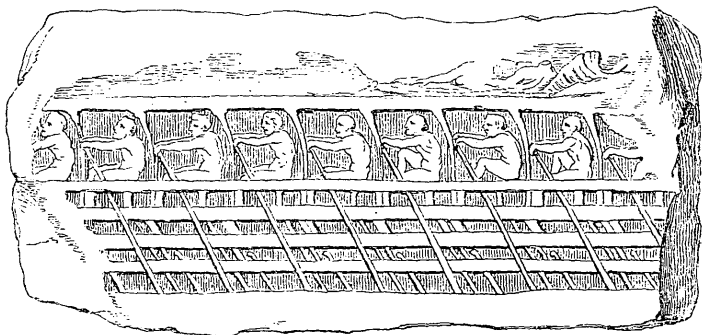


Fig. 52. Relief mit einer Triere, beim Erechtheion gefunden.

diesen im Innern die vierundfünfzig Thalamiten, so daß die Gesamtzahl des Ruderpersonals hundertundsiebzig Mann betrug. Dazu kamen der Kapitän (Trierarch), die Matrosen, der Steuermann und der Keleustes, Obmann der Ruderer,

*) In der beigegebenen Rekonstruktion einer vollständigen Triere (Fig. 51) befinden sich mehrere Unrichtigkeiten: Das Segel am Hinterschiff hat niemals existiert; ebensowenig kannten die Griechen eine dreieckige Form desselben; ferner ist die Vorrichtung zu vermischen, mittelst welcher die Segelfläche während der Fahrt vermindert werden konnte (Fig. 50). Auch hat der kleine Mast nicht senkrecht, sondern schräg gestanden.

welcher während der Fahrt, unterstützt von einem Flötenspieler, den Takt angab, sowie eine kleine Abteilung von Schwebewaffneten und Pfeilschützen, in der Regel wohl selten mehr als zwanzig Mann, so daß sich als Zahl der gesamten Besatzung etwa zweihundert Mann ergibt. Soviel nennt auch Herodot in seinem Berichte über die Schlacht bei Salamis.

Trotz ihrer Größe scheinen die Trieren durchaus nicht von so festem und widerstandsfähigem Baue gewesen zu sein, wie man bei der Vorstellung von einem Schlachtschiffe unwillkürlich annimmt. Es wird berichtet, daß in wagerechter Richtung rings um den Rumpf starke Taue gelegt waren, daß nach zweijährigem ununterbrochenen Dienste die Dreiruderer nicht mehr seetüchtig waren, daß man sie sogar über Landengen in das jenseitige Meer transportierte. Auch ihr Tiefgang scheint nicht sehr bedeutend gewesen zu sein. Während der Fahrt waren neben den Rudern auch die beiden Segel in Thätigkeit, das große am Mast in der Mitte und ein kleineres am Vorderteile. Um die nicht allzu feste Leinwand widerstandsfähiger zu machen, waren sie gitterförmig mit Riemen benäht. Am Hinterschiffe befand sich der Wimpel an einem Flaggenstocke, die beiden Steuerruder zum Lenken und hoch emporragend meist in der Form eines Fischschwanzes das sogenannte Aphlaston, lateinisch Aplustre, (Fig. 52).

Am Buge sprang der starke eiserne Schiffsschnabel zum Rammen weit hervor, auf beiden Seiten desselben Balken, um den feindlichen Stoß zu parieren und abzulenken. Darüber waren auch die Anker mit dem nötigen Tauwerke befestigt, aber nicht hart an der Schiffswand, sonst würde diese beim Fallenlassen und Aufwinden Beschädigungen erlitten haben, sondern an einem wagerecht über Bord ragenden Balken (Fig. 53).

Vorn am Buge befand sich außerdem ein metallenes

Bildnis — meist das einer Gottheit (Fig. 54), wie der Pallas bei den Athenern oder des Poseidon mit dem Dreizacke (Fig. 55) — und dahinter an der Seite die Tafel mit dem Namen des Schiffes. Denn der Brauch die Fahrzeuge zu benennen war ebenso durchgängig durchgeführt wie heutzutage, nur wählte man zur Bezeichnung meist weibliche Substantiva, wie „Freiheit“, „Hoffnung“, „Hilfe“, „Demo-

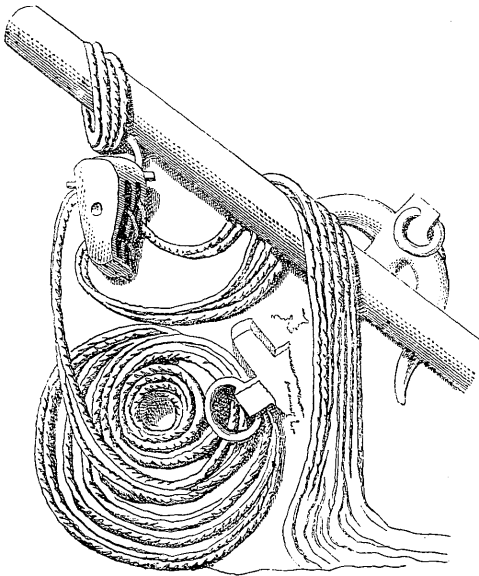


Fig. 53. Anker und Tauwerk. Relief vom Triumphbogen zu Orange.

kratie“, „Tapferkeit“, „Einsicht“; auch Tiernamen kommen vor, wie „Taube“, „Pantherkatze“ u. a. m.

Längs des Bordes lief ein Geländer, das bei hohem Gange der See oder im Gefechte zum Schutze der Thraniten und der Mannschaften auf dem Verdecke eine Schanzbekleidung aus Planken, Decken oder Häuten erhielt. Beim Landen bediente man sich einer am Hinterteile befestigten Treppe.

Vor der Schlacht wurden die Segel gereift und die Masten gefenkt, weil alle Bewegungen und Wendungen des Schiffes im Kampfe nur durch die Ruder ausgeführt wurden. Dabei wären die Segel nicht nur nicht förderlich, sondern sogar ein unbequemes Hindernis gewesen. Selbst bei völliger Windstille hätten sie ausgepannt einen Gegendruck der Luft hervorgerufen, welcher durch die Ruderkraft hätte überwunden werden müssen.

Namentlich durch zwei Angriffsweisen suchte man dann die feindlichen Kriegsschiffe in den Grund zu bohren

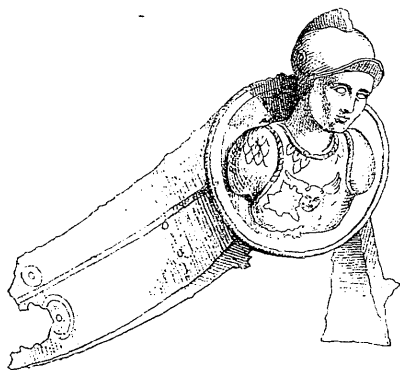


Fig. 54. Bronzenes Bugbild eines antiken Fahrzeuges. Gefunden bei Actium.



Fig. 55. Bronzemünze des Hadrian.

oder wehrlos zu machen: dadurch, daß man sie mit dem Schiffsschnabel anrannte und durch das gestoßene Leck zum Sinken brachte, oder dadurch, daß man mit voller Wucht hart am feindlichen Schiffe vorüberfuhr, in nächster Nähe die eigenen Ruder rasch einzog, mit dem Rumpfe die des Feindes abbrach und dann enterte.

Bei Ausführung dieser Bewegungen erwiesen sich namentlich die Athener außerordentlich geschickt, wie sie überhaupt mit ihrer Flotte seit den Perserkriegen die Hauptrolle in den Seekämpfen auf griechischen Meeren gespielt haben.

Vorher war die bedeutendste Seemacht von Hellas Korinth gewesen, das durch seine Lage zwischen zwei Meeren von Natur zum Handelsplatz ersten Ranges bestimmt schien und außer einer zahlreichen Kauffahrerflotte eine so bedeutende Anzahl von Trieren besaß, daß es mit denselben sogar ein Leihgeschäft treiben konnte. Wenigstens wird erzählt, daß die Athener gegen eine tägliche Miete von fünf Drachmen (gegen vier Mark) sich von ihnen Dreiruderer zum Kampfe gegen die Aigineten geborgt haben, zu einer Zeit, als sie selbst noch über geringe Bestände von Kriegsschiffen verfügten.

Zur Bedeutung als Seemacht gelangten sie erst, als Themistokles seinen Flottengründungsplan durchgeführt hatte. Seinem Scharfblicke war nicht entgangen, welche Aufgabe in dem bevorstehenden Rachekriege des Xerxes gegen Griechenland der von den seetüchtigen Phöniciern und kleinasiatischen Griechen gestellten Flotte zugeordnet war, daß in ihr ein weit gefährlicherer Gegner zu bekämpfen sei als in der Landmacht. Nicht minder umsichtig wußte er auch zur Verwirklichung seiner Gedanken die nötigen Mittel ausfindig zu machen. Bisher hatte jeder Bürger aus dem Ertrage der fiskalischen Silberbergwerke im Lauriongebirge eine jährliche Dividende von zehn Drachmen (gegen acht Mark) bezogen, einen Betrag, durch dessen Ausfall den einzelnen keine erhebliche Einbuße traf, während der Staat eine beträchtliche Summe innebehalten konnte. So gewann man die Mittel, jährlich zwanzig Kriegsschiffe zu bauen. Bis dahin waren achtundvierzig Abteilungen der Bürgerschaft, die sogenannten Naukrarien, jede zur Herstellung und Instandhaltung einer Triere verpflichtet gewesen. Diese Einrichtung wurde, vermutlich auf Anraten des Themistokles, aufgegeben und man betraute mit der Ausrüstung der Flotte reiche Bürger, welchen der Staat einen Betrag zur Anschaffung von Rumpf und Mast überwies, dafür aber die Verpflichtung auferlegte ein seetüchtiges

Fahrzeug zu liefern, die gezahlte Summe aber zurückzuerstatten, wenn daselbe bei der angestellten Prüfung durch Sachverständige sich als mangelhaft herausstellte. Außerdem hatten diese Männer, Trierarchen genannt, das gesamte Takelwerk und alles sonstige Gerät für das ihnen überwiesene Schiff aus eigenen Mitteln zu liefern. Besonders opferfreudige Reiche erbauten sogar in Fällen besonderer Not einen Dreiruderer vollständig auf ihre Kosten, so Kleinias, der Vater des Alcibiades vor der Schlacht bei Salamis. Im allgemeinen aber war die Unlust für das Vaterland ein so bedeutendes Opfer zu bringen ebenso verbreitet als heutzutage die Abneigung gegen das Steuerzahlen. So kam es, daß im Laufe der Zeit die Anforderungen des Staates an die Trierarchen immer mehr ermäßigt und diese schließlich nur verpflichtet wurden nach Beendigung des Feldzuges oder spätestens nach einem Jahre an den Staat, beziehentlich ihren Nachfolger Ausrüstung und Zubehör des Dreiruderers in demselben Zustande wieder abzuliefern, wie sie es von den Staatswerften erhalten hatten. Auch jetzt waren die Kosten für den Trierarchen immer noch bedeutend, nach unserem Gelde mindestens dreitausend Mark. Da von einer gewissen Höhe des Vermögens an anfänglich alle gleichmäßig zu dieser Leistung herangezogen worden waren, hatten sich manche Härten fühlbar gemacht, bis Demosthenes das Gesetz durchbrachte, daß nur je zehn Talente Vermögen zur Ausrüstung einer Triere verpflichteten, so daß von nun an manche Bürger nur zu einem Bruchtheile mit andern gemeinsam den Aufwand für ein Schiff bestritten, reiche für mehrere zugleich.

Trotz aller dieser Erleichterungen hatte der Staat noch sehr viel Unannehmlichkeiten mit den zur Trierarchie Verpflichteten: manche prozessierten erst mit einem nach ihrer Meinung Wohlhabenderen, um auf diesen die Leistung abzuwälzen; andere gewannen einen Unternehmer, der für

möglichst geringe Bezahlung sie in ihren Obliegenheiten meist ungenügend vertrat; am meisten aber hatten die Marinebehörden ihre Not mit denen, die für fehlende Ausrüstungsstücke aufzukommen hatten. Nach Ausweis der erhaltenen Rechnungsurkunden schleppten sich Namen solcher säumiger Schuldner jahrelang in den Listen fort, und selbst strenge Gesetze vermochten solchem Unwesen nicht auf die Dauer zu steuern.

Ärmere Bürger dienten neben Sklaven und angeworbenen Fremden als Ruderknechte auf der Flotte; als besonders lohnend war der Dienst auf der Paralos und der Salaminiä gefucht, den beiden Staatschiffen, die als Schnellsegler zu Bottschaften an auswärtige Staaten verwendet wurden oder auch den Verkehr zwischen der Heimat und dem Kriegsschauplatze besorgten. Ihre Bemannung erhielt doppelt so hohen Sold als die auf den übrigen Trieren, mochte allerdings auch bisweilen besonders hohen Anforderungen zu genügen haben, wenn Gefahr im Verzuge war.

Außer für das Kriegsgeschwader benötigte man für einen überseeischen Feldzug noch zahlreiche Mannschaften für die begleitenden Transportschiffe, meist einreihige Fünfigruderer, die Lebensmittel, Hopliten, Handwerker, zum Teil auch Pferde nachführten. Im Jahre 415 v. Chr. waren im Heereszuge nach Sicilien allein hundert- undsiebzig derartige Fahrzeuge.

So großartig und riesig wie die Flotten Athens waren auch die Werften und Arsenale in seinen Häfen, wo die Schiffe gezimmert und für den Verwendungsfall aufbewahrt wurden. Rumpf, Ruder, Masten und Raaen befanden sich in den Schiffshäusern, Segel, Taue und sonstiges Gerät in den Zeughäusern, den Skeuotheken. Welch stattliche Bauten dies waren, lehrt das inschriftlich erhaltene Submissionsauschreiben, das für die Ausführung eines solchen Gebäu-

des, der Skeuothek im Hafen Zea, erlassen wurde. Aus dem sehr ausführlichen und eingehenden Bauprogramme sei an dieser Stelle nur mitgeteilt, daß das Zeughaus vierhundert Fuß lang, fünfzig breit und siebenundzwanzig hoch war. Das Innere bestand aus drei durch zwei Säulereihen getrennten Schiffen; das mittelfte derselben diente in einer Breite von zwanzig Fuß als Durchgang für das Volk, in den andern zu beiden Seiten waren drei Lagerböden über einander angelegt, in denen das Tauwerk aufbewahrt wurde, während die Segel und das leinene Schutzzeug in großen Schränken oder Kästen zu ebener Erde lagerten. Auch für ausreichende Ventilation in allen diesen Räumen wurde geforgt, was in einem Zeughause für Schiffsgerät besonders notwendig erscheint.

Die Oberaufsicht über alle dem Seewesen dienenden Gebäude und Anlagen sowie über den Bau der Schiffe führten die zehn Aufseher über die Werften mit ihren zahlreichen Unterbeamten. Sie hatten namentlich auch den Geschäftsverkehr mit den Trierarchen zu besorgen und etwaige Streitigkeiten unter diesen zu erledigen. In den Krieg selbst scheinen sie nicht mitgezogen zu sein; dort befehligten die Flotte die Strategen, jedes einzelne Schiff die Trierarchen oder deren Stellvertreter.

Im Vergleiche mit der Seemacht Athens erscheint lange Zeit die Sparta nur unbedeutend. Erst im peloponnesischen Kriege entschlossen sich die Lacedämonier ihren bis dahin unbedeutenden Bestand an Schiffen zu vermehren und größere Geschwader unter dem Oberbefehle eines Nauarchen und seines Stellvertreters, des Epistoleus, ins Feld zu senden. Doch hatten sie öfter Mißerfolge als Erfolge in ihren Kämpfen zur See zu verzeichnen; in vielen Fällen verdankten sie die Siege ihren Bundesgenossen, weniger der eigenen Geübtheit und Tüchtigkeit. Deshalb waren sie schon nach den Perferkriegen ihrer Führerrolle in Grie-

chenland verluſtig gegangen, als Athen die zahlreichen Inſelſtaaten des ägäiſchen Meeres unter ſeiner Oberhoheit zu einem Seebunde vereinigte, der über weit bedeutendere Mittel verfügte als die Peloponneſier mit Sparta an der Spitze, zumal da die meiſten Mitglieder des Verbandes die Verpflichtung, Schiffe und Bemannung zu ſtellen, durch Zahlung eines jährlichen Tributes abgelöst batten. Denn ſo war Athen nicht nur in der Lage die ganze Flotte in ſeinen Häfen immer kampfbereit zu halten, es befaß auch eine wohlgefüllte Kriegskaffe ſowie einen nur im Falle der höchſten Not angreifbaren Reſervefonds und erzielte ſo bedeutende Überſchüſſe, daß es ohne eigene Opfer die glanzvollen Bauten ausführen konnte, welche den Hügel der Akropolis für alle Zeiten zu einer Weiheſtätte der Kunſt, zu einem noch in ſeinen Trümmern ehrwürdigen Wallfahrtsort für die Bewunderer antiker Schönheit geſchaffen haben.

Leider hatte das glänzende Bild auch eine recht häßliche Kehrſeite. Die Athener verſtanden es nicht, durch weiße Maßhalten das Vertrauen ihrer Bundesgenoſſen zu gewinnen und dadurch ihre Machtſtellung dauernd zu feſtigen. Über ihre Härte und Habſucht wurde nicht bloß von den untergebenen Staaten bittere Klage geführt, auch einſichtsvolle Mitbürger empfanden deren Berechtigung. Kein Wunder, daß in Zeiten der Bedrängnis, wie im peloponneſiſchen Kriege, die Gegner bei ihren Beſtrebungen, durch Abtrünnigmachung der Bundesmitglieder deren Oberhaupt vernichtend zu treffen, vielfach ein bereitwilliges Entgegenkommen fanden, und daß ſchon vor dem Friedensſchluffe von 404, durch welchen Athen formell ſeiner Hoheit über die Inſelſtaaten entſagen mußte, die meiſten abgefallen waren.

Wie hart Sparta außerdem gegen den überwundenen Nebenbuhler damals verfuhr, daß es deſſen Flotte bis auf zwölf Schiffe herabſetzte und das Bollwerk ſeiner Macht,

die langen Mauern, schleifen ließ, ist bekannt. Um so bewundernswerter ist es, daß es dem so tödlich getroffenen Staate in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang, von seinen Wunden zu genesen und aus der Ohnmacht Spartas nach der Niederlage bei Knidos Nutzen zu ziehen. Ein neuer Seebund wurde gegründet, der freilich nicht dieselbe Ausdehnung wie der frühere gewann und auch den Athenern nicht dieselbe Machtstellung wiedergab. Nicht „Tribute“, nur noch „Beiträge“ zu den gemeinsamen Kosten zahlten die Mitglieder des neu geschaffenen Verbandes, dem ohnehin keine lange Dauer beschieden war. Schon erhob sich Macedoniens Macht drohend im Hintergrunde, und bei dem Verluste seiner Selbständigkeit mußte der führende Staat auch in die Auflösung des Bundesverhältnisses willigen.

Immerhin blieb die Flotte Athens noch bedeutend. Man hatte bereits damals angefangen größere Schiffe als die Trieren zu bauen: in den amtlichen Listen begegnet uns schon eine stattliche Zahl von Vier- und Fünfruderern (Tetreren und Penteren), deren Erfindung vermutlich von den Karthagern ausgegangen und über Sicilien auch den Griechen des Ostens bekannt geworden war.

In der Diadochenzeit, als die kriegführenden Parteien einander in der Riefigkeit der Kampfesmittel zu überbieten trachteten, konstruierte man sogar Zehn- bis Sechzehnrunderer. Ja, der König Ptolemäus Philopator soll einen Vierzigrunderer haben herstellen lassen, ein Experiment, das allerdings mehr auf kostspielige Spielerei hinauslief, als von praktischer Bedeutung war. Auch ohne die ausdrücklichen Zeugnisse der Alten begreifen wir leicht, daß die Anordnung der Ruderreihen bei einem solchen Gebäu so schwierig sein mußte, daß alle Bewegungen desselben nur schwerfällig und unbeholfen sein konnten.

Schon die Sechzehnrunderer waren mehr Schaustücke als Schlachtschiffe. Als die Römer den geschlagenen König Philipp von Macedonien zwangen seine Flotte auszuliefern,

ließen sie ihm gern das unschuldige Vergnügen das prächtigste Stück seiner Kriegsrüstung, sein sechzehnradriges Admiralschiff, zu behalten, „weil es von unbeholfener Größe war.“ Derartige Kolosse mochten höchstens als schwimmende Batterien für die schweren Geschütze, namentlich bei Belagerungen, von einigem Werte sein. Später errichtete man auf ihnen auch Türme, von denen aus Schleuderer und Pfeilschützen das feindliche Verdeck bestrichen, oder koppelte mehrere zusammen, um Belagerungstürme oder Fallbrücken gegen die angegriffene feindliche Stadt vorzuschieben. Für den Kampf zur See erwiesen sich die Drei- bis Fünfruderer nach wie vor am verwendbarsten.



IX.

R o m.

Vorbemerkungen.

Über das Kriegswesen der Römer erfahren wir etwas Zuverlässiges erst aus den letzten Jahrhunderten vor Christus, aus einer Zeit, als sie den größten Teil der Apenninhalbinsel bereits unbestritten besaßen und durch Erwerbung außeritalischen Gebietes den ersten Grund zu ihrer Weltherrschaft gelegt hatten. Die frühere Geschichte der Stadt ist wegen Mangels an zeitgenössischen Berichten in ein Dunkel gehüllt, welches vollständig aufzuhellen wohl kaum jemals möglich sein wird. So viel aber geht unzweifelhaft aus jenen sagenhaften Berichten über Roms Vorzeit hervor, daß die anfänglich unbedeutende Bauerngemeinde am Tiber ihren allmählichen Zuwachs an Besitz nur unter schweren fortwährenden Kämpfen erwerben und behaupten konnte. Nur Schritt für Schritt wurde die Stadtmark vergrößert, jede Gebietsvermehrung aber sofort durch geeignete Maßregeln dem festen Gefüge des Staatskörpers dauernd einverleibt. Während in Griechenland der Bevölkerungsüberschuß in fernern Kolonien sich ansiedelte, die meist ohne staatlichen Zusammenhang mit der Mutterstadt blieben, zwar noch die Götter der Heimat verehrten, auch die Feste in der Vaterstadt durch Abgesandte beschickten, sonst aber von dieser unabhängig waren, nicht selten sogar ihre erklärten

Feinde wurden, verfahren die Römer wie besonnene Landwirte, die nur soviel von wüstem Grunde urbar machen und bebauen, als sie erfolgreich bewirtschaften können. Jede neue Kolonie wurde als neuer Stein in das stolze Gebäude der Weltherrschaft fest und dauernd eingefügt und war in erster Linie dazu bestimmt, das frisch erkämpfte Gebiet mit Waffen nachdrücklich und für immer zu behaupten. Ein immer weiter sich ausspannendes Netz fest angelegter Straßen, mit der Hauptstadt im Mittelpunkte, diente dem Verkehre zwischen dem Sitze der Gesamtverwaltung und den äußersten Grenzbezirken und ermöglichte es, einem bedrohten Punkte im Falle der Not rasch ausgiebige Hilfe zu bringen. Denn was einmal römisch geworden war, wieder aufzugeben entschloß man sich nicht einmal im Falle höchster Bedrängnis, ja, gerade in schwerer Zeit zeigte sich die Kraft und Opferfreudigkeit der Bürgerschaft am ungebrochensten. „Dann sind die Römer am furchtbarsten“, sagt Polybios, „wenn sie eine wirkliche Gefahr bedroht“; und in einem seiner Lieder zum Preise der Weltstadt vergleicht Horaz sein Volk mit der Hydra, der immer neue Köpfe anstatt der abgeschlagenen wuchsen, mit der Eiche, aus deren Wurzelstock, wenn der Stamm gefällt ist, wieder lebenskräftige Schößlinge treiben, und fährt fort:

„Zu Boden wirf's, nur stolzer erhebt es sich,
 Verwund' es, ruhmvoll streckt es die frische Kraft
 Des Siegers hin und liefert Schlachten,
 Die noch die Frauen der Enkel preisen.“

Oft kam es vor, daß ein Feind durch eine bisher noch nicht gekannte Kampfweise den Römern gegenüber bei den ersten Begegnungen im Vorteile war und ihnen schwere Niederlagen zufügte; sie ließen sich aber nicht entmutigen, vielmehr suchten sie gelehrig vom Sieger zu lernen und ruhten nicht, bis sie ihrem bisherigen Meister überlegen waren und ihm die erlittene Schlappe mit Zins und Zinseszins

heimgezahlt, zugleich aber durch sehr wirkfame Mittel die Luft zu neuem Kriege für lange Zeit benommen hatten. Durch entsetzliches Morden wurde der Sieg über den weichenden Feind vollständig gemacht, und mögen auch die Zahlen der gefallenen Gegner in den Angaben der Chronisten meist auf Übertreibung beruhen, jedenfalls beweisen sie, daß die Mähnung Vergils:

„Schonen die Unterworfenen und niederwerfen die Stolzen“

höchstens in ihrer zweiten Hälfte stets getreulich befolgt wurde, in der ersten nicht viel mehr als fromme Redensart war und blieb. Noch graufamer verfahren Roms Krieger in eroberten Städten. Polybios erzählt, nach Einnahme Neukarthagos sei der Befehl ergangen, nicht eher zu plündern, als das Zeichen dazu gegeben werde, bis dahin aber alles niederzuhauen. „Ich glaube“, fährt er fort, „dies thun die Römer, um Schrecken zu verbreiten. Deshalb kann man oft sehen, daß nach der Eroberung von Städten von den Römern nicht nur alle Menschen hingeschlachtet, sondern auch die Hunde in Stücke gehauen werden und daß losgetrennte Glieder von Tieren in Menge umherliegen.“

Auf Vertrauen und Ergebenheit konnte darum der Sieger bei den Unterworfenen nicht rechnen, eher befürchten, daß diese jede Gelegenheit, ihrem graufamen und unerbittlich strengen Herrn zu schaden, bereitwillig ergreifen würden. Darin sah aber der römische Staat nicht eine Mahnung zur Milde und Menschlichkeit, sondern nur eine Aufforderung, die Leistungsfähigkeit seiner Heere bis aufs höchste zu steigern. Fast unglaubliche Strapazen wurden den Kriegern zugemutet, schwere, unter der Glut italienischer Sonne fast unerträgliche Lasten ihnen während des Marsches aufgebürdet. Die Folge davon war ihre Widerstandsfähigkeit gegen jedes Klima, in den rauhen Wäldern Germaniens wie im Wüstenlande Afrikas und Asiens. Nicht minder hart war die Zucht

im Heere. Ungehörfam oder voreiliges Handeln gegen die Befehle des Vorgesetzten wurden ungewöhnlich streng, meist mit dem Tode, bestraft. Selbst gegen den eigenen Sohn gestattete das Staatsgebot dem Vater keine Nachsicht. Was galt auch das Leben des einzelnen gegenüber den Vorteilen, die dem Gemeinwesen durch eine starre, rücksichtslose Durchführung seiner Forderungen erwuchsen? Nicht nur für die kriegslustigen Alleinherrscher in der sagenhaften Königszeit, auch für den Senat war bei Beginn eines Feldzuges oft nur die eine Erwägung ausschlaggebend, es möchten in zu langer Friedenszeit die Unterthanen das Waffenhandwerk verlernen und künftig als Gegner nicht mehr gefürchtet werden. Vor solcher Erschlaffung konnte nur der Krieg bewahren, der in harter aber heilsamer Schulung die Volkskraft frisch, das Pflichtgefühl lebendig erhielt, zugleich aber zu unermüdlichem Weiterarbeiten an den Heereseinrichtungen die fruchtbarsten Anregungen gab. Mit den Waffen in der Hand haben die Römer die Mittel kennen gelernt, welche der Scharfsinn der Hellenen und Karthager für den Seekampf und zur Bezwingung feindlicher Bollwerke erfunden, und mit praktischem Blicke haben sie ausgewählt, was ihnen am vorteilhaftesten und nachahmungswertesten erschien. Auch die Einteilung und Aufstellung der Legion, die Ausrüstung und Verwendung der einzelnen Truppenteile, die Einführung neuer Waffengattungen sind mehr oder minder erkennbar durch die Erfahrungen veranlaßt, welche man im Laufe der Zeit gegen die verschiedenartigsten Feinde gesammelt hatte.



X.

Das Heer der Königszeit und Republik.

a) Einteilung.

Die älteste Formation der römischen Bürgerwehr muß eine Truppe von tausend Mann gewesen sein; dies beweist der lateinische Name für Soldat, miles, Tausender (von mille, tausend). Soviel stellte jede der drei Tribus, Ramnes, Titius und Luceres zu der Legion (soviel wie Aufgebot oder Aushebung), an deren Spitze der König in den Kampf zog. Die Hauptwaffe dieses ältesten Heeres war vermutlich die lange Stoßlanze; seine Aufstellung erfolgte in einer geschlossenen Phalanx. Gleichzeitig soll auch eine Reiterchar von dreihundert Mann und eine ebenso starke Leibgarde (Celeres) des Königs vorhanden gewesen sein. Mit der Zunahme der Bevölkerung behielt man für die neu gebildeten Truppenkörper die alte Einteilung bei. Jeder Legion von dreitausend Mann wurden dreihundert Reiter beigegeben, denen auf beiden Flügeln ihr Platz während des Kampfes angewiesen wurde.

Die Wehrpflicht erstreckte sich auf alle Mitglieder der Geschlechtertribus und dauerte vom siebzehnten bis zum sechzigsten Jahre, wie in den griechischen Staaten. Wie dort hatte jeder Krieger seine Ausrüstung aus eigenen Mitteln anzuschaffen.

So blieb es bis zur Einführung der Servianischen Verfassung, durch welche die Dienstpflicht und Bewaffnung nach der Größe des Grundbesitzes geregelt und jeder Anfällige in das Heer eingereiht wurde, als Entgelt für seine Leistungen aber auch das Recht an allen wichtigen, dem Volke zustehenden Abstimmungen teilzunehmen zugestanden bekam.

Nach der übereinstimmenden Darstellung der Alten teilte Servius Tullius die wehrfähige Bevölkerung, gleichviel ob Bürger oder Schutzverwandte, nach der Größe und dem Ertrage ihres Grundbesitzes in hundertunddreiundneunzig Centurien (Hundertchaften). Die ersten achtzehn, welche aus den Reichsten bestanden, bestimmte er zum Reiterdienste. War das Vermögen im Besitz einer Witwe, so mußte diese wenigstens ein Pferd unterhalten und im Falle des Bedarfes dem Staate zur Verfügung stellen. Die übrigen hundertfünfundsiebzig Centurien teilte er in sechs Klassen ein. Die erste Klasse von achtzig Centurien war verpflichtet mit Helm, Panzer und Beinschienen sich auszurüsten; die zweite von zwanzig Centurien führte dieselben Waffen, war aber von der Anschaffung des Panzers befreit; die dritte mit gleichviel Centurien trug weder diesen noch Beinschienen; die vierte und fünfte Klasse von zwanzig, beziehentlich dreißig Centurien waren nur mit Schleudern und leichten Speießen versehen.

Die sechste Klasse, die Besitzlosen, bildete eine einzige Centurie, war vom Dienste mit der Waffe befreit und nur zum Ersatz Gefallener in deren Rüstung verpflichtet.

Außerdem wurden noch zwei Centurien Handwerker, Zimmerleute und Schmiede, und zwei von Musikern, Hornbläsern, errichtet.

Jede der sechs Klassen zerfiel in zwei Aufgebote, das der Jüngeren und das der Älteren. Das erste umfaßte alle Wehrmänner bis zum vollendeten sechsundvierzigsten Jahre und stellte die Feldarmee; das zweite bestand aus allen,

welche diese Altersgrenze überschritten hatten, und blieb in der Regel zum Schutze der Stadt zurück. Der Anführer einer Hundertschaft hieß Centurio; alle hundertundsiebzig wurden in vier Legionen eingeteilt, von denen zwei in der Regel ins Feld rückten, zwei als Besatzung zurückgelassen wurden.

Die Aufstellung zur Schlacht erfolgte in der Weise, daß die vier ersten Glieder von den vollständig ausgerüsteten Kriegern der ersten Klasse, das fünfte und sechste von denen der zweiten und dritten gebildet wurden. Die Leichtbewaffneten der vierten und fünften hatten entweder als siebentes und achttes Glied hinter der Phalanx ihren Platz oder schwärmten seitwärts von derselben aus.

Den Oberbefehl über das Heer im Felde führte der König, über die Reiterei ein Oberst, nach der Abschaffung der Monarchie die höchsten Beamten der Republik, die Konfuln, wie auch ihr ältester Name Prätores (von *praeire*, voranziehen, wie das deutsche „Herzog“) befaßt, später, als viele Heere gleichzeitig im Felde standen, Prätores, Prokonfuln und Proprätoren. Schwebte der Staat in großer Gefahr, so wurden die Machtbefugnisse aller Behörden aufgehoben und alle Gewalt in die Hand eines Diktators gelegt, der unumschränkt und unverantwortlich in seinem Oberbefehle sich selbst in einem Reiterobersten einen Stellvertreter ernannte.

Um einen Mißbrauch so außerordentlich weitgehender Rechte zu verhüten, wurde die Dauer der Diktatur auf höchstens sechs Monate festgesetzt. Häufig legte der Inhaber sein Amt schon früher freiwillig nieder, wenn er die ihm gestellte Aufgabe als erfüllt ansah oder mit Einbruch des Winters der Feldzug ohnehin ein Ende genommen hatte. Denn auch die Römer kannten in der ältesten Zeit nur Kriege im Sommer. Erst seit der langjährigen Belagerung von Veji durch Camillus blieb das Heer während des ganzen

Jahres unter Waffen. Bis dahin hatte der Kriegsdienst unentgeltlich geleistet werden müssen, was für die minder Bemittelten ein schweres Opfer bedeutete und ihnen wiederholt Grund zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Nunmehr erhielten die Krieger Sold. War derselbe auch gering, so scheint doch die Neuerung weittragende Veränderungen im Gefolge gehabt zu haben. Infolge der gleichmäßigen Bezahlung im Felde wurden zwischen den unteren Vermögensklassen die Unterschiede auch in der Bewaffnung mehr und mehr verwischt; allem Anscheine nach ist damals die vierte bisher leicht bewaffnete Klasse zum Dienst unter dem schweren Fußvolk herangezogen worden. Ob neben einigen, später darzustellenden Verbesserungen in der Bewaffnung Camillus damals auch die Manipularstellung eingeführt hat, erscheint fraglich. Mit größerer Wahrscheinlichkeit verlegt man jene Umgestaltung in die Zeit der Kriege mit den Samniten. In dem gebirgigen Lande dieses tapferen, erst nach zähem Widerstande zu Boden geworfenen Stammes war die geschlossene Phalanx in langer Front unmöglich verwendbar. Man gliederte daher die Legion in eine größere Anzahl von Truppenhaufen, von acht Mann Front und ebensoviel Tiefe, die klein genug waren, um auch bei den ungünstigsten Bodenverhältnissen den Zusammenhang beizubehalten, und getrennt von einander kämpften, um nicht durch einreißende Verwirrung bei benachbarten Abteilungen in Unordnung zu geraten.

Diese festgeschlossenen Haufen oder Bündel von Soldaten nannte man Manipel*). Im Laufe der Zeit bildete man sie in einer Stärke von je hundertundzwanzig Mann aus zwei Centurien zu sechzig Mann, deren jede von

*) Die vielfach zu findende Angabe, dieser Name stamme von dem als Feldzeichen in den einzelnen Abteilungen geführten Bündel Heu oder Stroh, ist ebenso unwahrscheinlich als geschmacklos.

einem Hauptmann (Centurio) befehligt wurde. So wenigstens schildert der Grieche Polybios, der Zeitgenosse und Freund des jüngeren Scipio, der Augenzeuge der Zerstörung Karthagos, in ausführlicher, für seine Landsleute berechneter Darstellung die damalige Zusammenfassung der Legion.

Nach seinem Berichte gliederte sich diese in drei Treffen von Schwerbewaffneten: Hastati, Principes und Triarii*). Jedes derselben bestand aus zehn Manipeln, die bei den beiden ersten hundertundzwanzig, bei dem dritten nur sechzig Mann zählten. Die einzelnen Abteilungen waren schachbrettartig (in der Form der Quincunx, der Fünf auf dem Würfel) aufgestellt; die Zwischenräume des ersten Treffens entsprachen der Frontlänge der Manipel im zweiten, so daß dieses im Falle der Not zum Einrücken in die vorderste Linie Platz fand. Etwas zurück, als Reserve, standen die Triarier, die noch die Waffe der alten Phalanx, die Stoßlanze führten, während Hastati und Principes bereits mit dem Wurffpieß ausgerüstet waren. So mußte der Feind den Sieg dreimal gewinnen. „Zuerst arbeiten die Hastaten, wenn ohne Erfolg, die Principes mit Wurffpieß und Schwert; gewinnen auch diese keine Entscheidung, so ziehen sich beide in die Intervallen der Triariermanipel zurück und schließen sich an diese fest an; in eine zusammenhängende Phalanx geordnet gehen nun alle, die geschonten Reserven mit gefälltem Spieß, zum letzten Angriff gegen den, wo nicht erschütterten, so doch ermüdeten Feind vor.“

Außer den Schwerbewaffneten gehörten zur Legion noch zwölfhundert Leichtbewaffnete, die mit dem kleinen leichten Schilde, dem Schwerte und sieben leichten Wurf-

*) Die Namen selbst stammen aus früherer Zeit und waren zur Zeit des Polybios, vermutlich aber schon weit früher, mehr Titel als unterscheidende Bezeichnungen für die Bewaffnung oder Obliegenheiten im Kampfe.

lanzen verfehen, auf die einzelnen Manipeln verteilt waren und entweder zwischen diesen fochten und ihre Flanken deckten oder auch vor Beginn der Schlacht feitwärts voringen, um den Gegner zu beunruhigen.

Bei dieser Truppe begann der römifche Bürger feinen Kriegsdienst; dann war er hastatus, fpäter princeps, schließlich, als ergrauter und erprobter Soldat, Triarier.

Die Gefamtstärke der Legion berechnet fich für jene Zeit demnach auf viertaufendzweihundert Mann. Indes fagt Polybios felbft, daß in Zeiten befonderer Kraftanstrengung des Staates die übliche Zahl wefentlich überfchritten und bis auf fünftaufend gebracht worden fei.

Demfelben Schriftsteller verdanken wir eine ausführliche Befchreibung des bei der Aushebung befolgten Verfahrens. Sollten, wie es feit dem zweiten punifchen Kriege die Regel war, vier Legionen ausgehoben werden, fo wählte man zunächft die Staboffiziere für die zu bildenden Truppenteile, die Tribunen, je fechs für jede Legion. Vierzehn von diesen mußten wenigstens fünf, die übrigen zehn mindestens zehn Jahre Dienst hinter fich haben. Unter ihnen wurde der Oberbefehl über die Legion derart geordnet, daß immer je zwei auf die Dauer von zwei Monaten kommandierten und dabei entweder täglich abwechfelten oder jeder die Hälfte der ganzen Zeit ununterbrochen die Führung übernahm.

Die neu ernannten Befehlshaber teilten hierauf die von den Cenforen bestimmten Reiter in vier Schwadronen von je dreihundert Mann jeder Legion zu und verfchritten dann zur Aushebung für die Truppenteile, zu der alle dienftpflichtigen Städter bei Vermeidung fchwerer Strafen, wie Gefängnis, Einziehung des Vermögens, Verkauf in die Sklaverei, fich zu ftellen hatten. Damit nun bei der Auswahl jede Legion gleich brauchbare Mannfchaften zugewiefen erhielt, wurde für alle vier die Mufferung gleichzeitig

vorgenommen. Unter den vier zuerst vortretenden Leuten hatten zuerst die Tribunen der ersten Legion die Wahl, dann die der andern, unter den nächsten vier die der zweiten, dann die der dritten und so fort, bis die gewünschte Stärke der auszuhebenden Truppen erreicht war. Dann folgte die Vereidigung, bei der ein jeder Gehorsam gegen die Oberen und willige Ausführung ihrer Befehle gelobte, und die Wahl der Hauptleute (Centurionen), meist älterer Soldaten, die, wie heutzutage die Feldwebel, von der Pike auf gedient und in früheren Feldzügen Proben ihrer Tüchtigkeit abgelegt hatten, zu höheren Stellen in der Zeit der Republik in der Regel auch nicht gelangen konnten.

Andere Offiziersstellen zwischen den Centurionen und den Führern der Legion gab es nicht. Diese nahm bei ihrer tiefen, geschlossenen Stellung im Kampfe weit weniger Raum ein als in der Jetztzeit ein Regiment oder eine Brigade in der Auflösung zum Gefecht; da größere Unterabteilungen zu selbständigem Handeln nicht ausgeschieden wurden, benötigte man für solche auch nicht besonderer Befehlshaber.

Gleichzeitig mit der Aushebung in Rom fand auch die bei den latinischen Bundesgenossen statt, welche seit dem Jahre 493 v. Chr. zur Feldarmee des Oberhauptes ihre vorgeschriebenen Kontingente zu stellen hatten. Da es unthunlich erschien, ihre Aufgebote zu Legionen zu vereinigen, so wurden aus den Angehörigen der einzelnen Gemeinden nur Kohorten in der Stärke von etwa vierhundert Mann gebildet, welche ihre Befehlshaber aus den eigenen Landsleuten erhielten, zusammen aber den aus Römern gewählten Anführern der Bundesgenossen unterstellt waren. Letztere, zwölf an der Zahl, wechselten, ähnlich wie die Tribunen, mit dem Kommando.

Befonders stark wurden die Gemeinden der Latiner zum Reiterdienste herangezogen, zu dem sie dreimal soviel Mannschaften stellen mußten als die Hauptstadt. Ihre

Schwadronen (alae) zerfielen in fünf Züge zu sechzig Mann und hatten ebenso wie das Fußvolk ihren besondern Anführer und Zahlmeister. Aus beiden Truppengattungen wurde als besondere Kerntruppe die sogenannten Extraordinarii ausgewählt, die ein Drittel der Berittenen, ein Fünftel der Kohorten zu Fuß ausmachten und auf dem Marsche, im Lager und im Gefecht besondere Ehrenplätze innehatten, also ähnlich bevorzugt wurden wie die Leibgarde (Cohors praetoria) des römischen Feldherrn, die dieser in seiner nächsten Umgebung aus Freunden, persönlichen Anhängern, jungen Adligen und ausgedienten Soldaten vereinigte.

Das Gesamtergebnis einer Aushebung in Rom und bei den Bundesgenossen betrug in einem Jahre ungefähr vierzigtausend Mann. In langen Feldzügen, wie in den punischen Kriegen, konnte man an Entlassung der Heere nicht denken, mußte vielmehr das Ersatzgeschäft mehrere Jahre hinter einander vornehmen. So kam es, daß im Verlaufe des hannibalischen Krieges gleichzeitig über zwanzig Legionen mit den dazu gehörigen Kontingenten von Latinern im Felde standen. Sicherlich keine geringe Kraftanstrengung für die Hauptstadt und die Gemeinden der Eidgenossenschaft, wie namentlich deren Klagen über Erschöpfung und Entvölkerung ihrer Gebiete beweisen.

Trotz alledem bestand der Bund gegen Hannibal seine Probe aufs glänzendste. Die Hoffnung des Karthagers, seine gelichteten Reihen mit abtrünnigen Verbündeten der Gegner wieder vollzählig zu machen, erwies sich als ebenso trügerisch wie sein Vertrauen auf rechtzeitige Verstärkung seitens der Vaterstadt, während Rom selbst in trübster Zeit neben den Truppen für den italischen Kriegsschauplatz genug Streitkräfte aufzubringen vermochte, um auch gleichzeitig in Spanien und Sicilien seine Erwerbungen zu behaupten und durch neue Eroberungen zu erweitern.

b) Bewaffnung.

Für eine Darstellung der römischen Bewaffnung liegt zwar in den ziemlich zahlreichen Kriegerdenkmälern mit getreuer Wiedergabe der Ausrüstung und in mehr oder minder gut erhaltenen Waffenresten ein reichhaltiges Quellenmaterial vor, doch reicht daselbe meist nicht weiter zurück, als bis in das letzte Jahrhundert der Republik und kann nur dann für die Schilderung der in früherer Zeit üblichen Formen Verwertung finden, wenn die Beschreibung zeitgenössischer Schriftsteller mit dem Befunde der erhaltenen Darstellungen oder Originale in Einklang gebracht werden kann.

Denn wenn die Römer als gelehrige Schüler ihrer Gegner unablässig an der Vervollkommnung ihres Kriegswesens arbeiteten, so galten solche Bestrebungen nicht zum wenigsten der Einführung neuer Waffen. Gerade diejenigen, denen sie ihre meisten Erfolge zu verdanken hatten, sind nach übereinstimmenden Ausagen der Alten Nachahmungen fremder Formen gewesen. Schon für die Ausrüstung der Krieger in der Königszeit scheinen die Etrusker von vorbildlichem Einflusse gewesen zu sein (Fig. 56). Von ihnen stammt



Fig. 56. Etruskischer Krieger.
Bronze in Florenz.

vermutlich der Rundschild, der Panzer (Fig. 57) und die Beinschienen, welche nach der Bestimmung des Servius Tullius

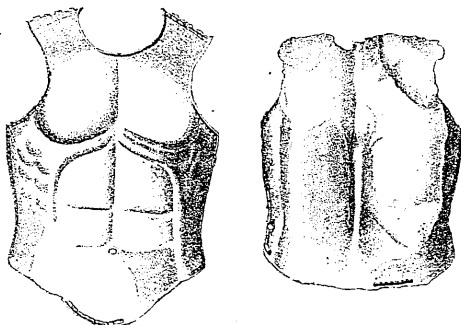


Fig. 57. Brust- und Rückenharisch,
aus einem etruskischen Grabe. Carlsruhe, Großh. Sammlung.



Fig. 58. Marsch im Viereck (Agmen quadratum). Von der Antoninsäule.

die wohlhabendsten Bürger sich anzuschaffen hatten. Später entlehnte man, wie es heißt, von den Samniten den großen Langschild von Holz in der Form eines durchschnittenen

Cylinders (Fig. 58), das Scutum, dessen Eisenbeschläge in der Mitte und am Rande von Camillus eingeführt sein sollen. Anstatt des früher nur einschneidigen Schwertes wurde seit dem zweiten punischen Kriege das zweischneidige sogenanntes hispanische (Fig. 59) gebraucht, das, an der Spitze gut gehärtet, für Hieb und Stich gleich verwendbar war. Mit welchem Erfolge, bezeugt eine Stelle des Livius, der erzählt, die Macedonier seien von Schauder ergriffen worden, als sie die Wunden erblickt hätten, die von römischen Hieben herrührten.

Dabei war die Waffe nicht einmal von bedeutender Länge (etwa 0,50 m) und konnte deshalb an der rechten Seite getragen werden. Die Scheide des Schwertes war bei vornehmen Kriegern reich verziert, wie ein bei Mainz gemachter Fund ausweist (Fig. 60). Man trug es entweder an einem von der linken Schulter nach der rechten Hüfte herabhängenden Bandelier, oder wohl noch häufiger am Gürtel

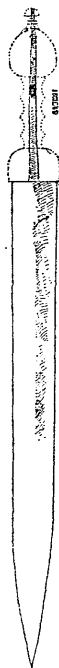


Fig. 59. Römisches Schwert.

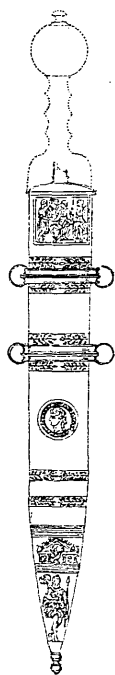


Fig. 60. Römisches Schwert m. Scheide.

(Fig. 61). Dieser bestand aus einem mehrfach um den Leib gefchlungenen Riemen, bisweilen auch nur aus einem einfachen, metallbeschlagenen, breiten Bande (Fig. 62). Vom Schlosse abwärts hingen zum Schutze des Unterleibes vier bis fünf lederne Streifen, die gleichfalls durch einen Überzug mit Blech widerstandsfähiger gemacht wurden

(Fig. 61). An der linken Seite trug man außerdem noch einen kurzen Dolch (Fig. 63) für das dichteste Handgemenge.



Fig. 61. Grabstein des Legionars Q. Petilius. Gef. bei Bonn.

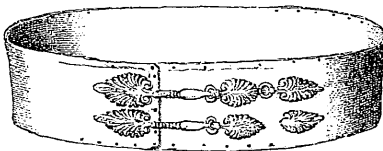


Fig. 62. Gürtel. Gef. bei Neapel.

Als Panzer diente ein Lederkoller, das von den Hüften aufwärts aus einer Anzahl horizontaler Lederstreifen bestand; derselbe Schutz findet sich an den Schulterblättern und am Oberarme. (Besonders deutlich auf Fig. 58.) Der eiserne Harnisch scheint früh in Wegfall gekommen zu sein, Reiche trugen anstatt dessen ein Panzerhemd aus Maschen. Wer ein solches aus seinen Mitteln nicht anschaffen konnte, trug ein kreisförmiges Eisenblech (Pectorale) auf der vom Schilde nicht gedeckten Seite der Brust. (Siehe unten Fig. 67 zu Seite 142). Auch eiserne Beinschienen werden von Polybios noch erwähnt, scheinen aber später wenigstens vom gemeinen Soldaten nicht mehr

getragen worden zu sein. Am Fuße trug man den sogenannten Soldatenschuh aus Riemenwerk (Fig. 64); darüber blieb das Bein

nackt; erst später legte man zum Schutze gegen das rauhe Klima der nördlichen Länder, Germaniens, Britanniens,

Nordgalliens, Beinkleider an, wie die Barbaren. (Siehe Fig. 67.) Bis dahin trug man als Untergewand nur die Tunika, über der Rüstung den deckenartigen Mantel, das Sagum. Der Helm der Legionsfoldaten (Fig. 65) bestand entweder aus Leder mit

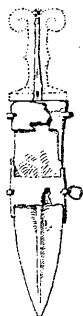


Fig. 63. Römischer Dolch.

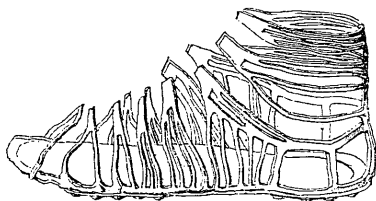


Fig. 64. Soldatenschuh (caliga).

starken Eisenbeschlägen oder seit Camillus ganz aus Metall und war zur Zeit des Polybios mit einem hohen Federbusche geziert, durch den, wie dieser Schriftsteller etwas

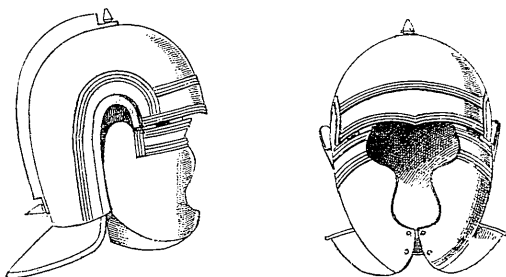


Fig. 65. Römischer Helm.

übertreibend behauptet, der Krieger noch einmal so groß als sonst erschienen sei. In späterer Zeit findet sich jener Schmuck wenigstens nicht durchgängig dargestellt, meist nur bei Gardetruppen oder Anführern. Der gemeine Soldat

trägt die Eisenhaube. Daneben erscheinen Kopfbedeckungen, die mit Backenstücken ausgestattet, den größten Teil des Gesichtes bedecken oder auch nur die Augen freilassen.

Während des Marsches oder der Lagerarbeit wurde der Helm abgesetzt und an einem Lederriemen vorn an der Brust getragen.

Weitaus die wichtigste und zugleich eigenartigste aller römischen Waffen war das übermannshohe (Fig. 61) Pilum (Fig. 66), das etruskischen Ursprunges sein soll. Was diesen Spieß von allen ähnlichen Wurfgeschossen anderer Völker wesentlich unterschied, war die schlanke, leicht sich biegende Klinge, die nicht abgehauen oder abgebrochen werden konnte, wenn sie in den Schild oder Panzer des Feindes eingedrungen war, und von gleicher Länge war wie der hölzerne Schaft. In diesen war sie mit einer zungenförmigen Verbreiterung eingelassen und mittelst eiserner Stifte vernietet. Vermutlich in späterer Zeit wurde die Verbindung zwischen Schaft und Klinge dadurch hergestellt, daß letztere mittelst einer Tülle über jenen geschoben und befestigt wurde (b und c).

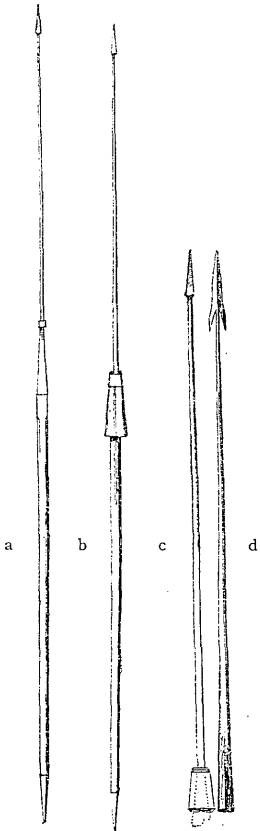


Fig. 66.
Römisches Pilum.

Über die Wirkung des Pilums belehren uns Versuche, die man mit der rekonstruierten Waffe in der Neuzeit angestellt hat: auf dreißig Schritte Entfernung wurde ein

tannees Brett von 3 cm Dicke, fogar eine auf beiden Seiten mit Eisenblech beschlagene Scheibe aus Eichenholz von 1,5 cm Stärke durchbohrt. Die den Einbruch der Legionen in die Reihen des Feindes vorbereitende Salve muß deswegen bei diesem schon furchtbar aufgeräumt und gewaltige Lücken gerissen haben, die sich gegen den Angriff mit dem Schwerte nicht rasch genug schließen konnten.

Kein Wunder, daß die hervorragendsten Neuerer und Verbesserer im römischen Kriegswesen der Vervollkommnung des Pilum ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zuwandten. Marius ersetzte einen der beiden eisernen Stifte zur Befestigung der Klinge im Schaft durch einen hölzernen, der beim Eindringen der Spitze durch die Schwere des Holzes abbrach und es so unmöglich machte, das Geschoß zurückzuwerfen. Denselben Zweck erreichte Cäsar, indem er nur die Spitze der Klinge stählen, den übrigen Teil aus weichem Eisen herstellen ließ, welches sich leicht bog, wenn das Ziel getroffen war. Er erzählt in seinen Kommentarien über den gallischen Krieg, daß die Helvetier in der Schlacht bei Bibracte nach vergeblichen Versuchen das in den Schild gedrungene Pilum loszureißen sich entschließen mußten denselben fahren zu lassen. An einer späteren Stelle seiner Werke erwähnt er eine noch massigere Form des Wurffpießes, das sogenannte Mauerpilum, das aber nicht im freien Felde, sondern nur zur Verteidigung von Befestigungen gebraucht und wahrscheinlich nur von der im Lager zurückbleibenden Reserve geführt wurde.

Obwohl das Gewicht der gesamten Rüstung nicht unbedeutend war, bewegte sich der Legionar ziemlich leicht. „Unfere Krieger“, sagt Cicero, „sehen Schild, Schwert, Helm ebenfowenig als Last an, wie Schultern, Arme, Hände; denn die Waffen nennen sie die Glieder des Kämpfers.“ Weit drückender war die Last des Gepäckes, welches der einzelne auf dem Marsche zu schleppen hatte. Dazu gehörte

ein Korb mit Kleidungsstücken zum Wechseln, Kochgeschirr, der Getreidevorrat, welcher auf siebzehn Tage in natura „gefaßt“ und erst in späterer Zeit durch Brot oder eine Art Zwieback ersetzt wurde, außerdem Schanzgerät, wie Hacken, Schaufeln und Pfähle für den Zaun des Lagers. Seit Marius wurden sämtliche Stücke an einer gabelförmigen Stange auf einem Brettchen festgebunden, eine Vorrichtung, welche nach dem Erfinder vom Soldatenwitz der „Marianische Maulefel“ getauft wurde, und auch auf Bildwerken der späteren Zeit (Fig. 67) sich dargestellt findet, in der Wirklichkeit aber schwerlich so zierlich und nippartig sich ausgenommen haben wird, wie sie aus künstlerischen Rücksichten fast nur andeutungsweise, z. B. auf den Reliefs der Trajanssäule, behandelt worden ist. Viel eher glauben wir den Zeugnissen der Schriftsteller, welche den bepackten römischen Soldaten mit einem beladenen Saumtier vergleichen und ausdrücklich betonen, daß Nicht Römer außer Stande gewesen seien mit einer solchen Last zu marschieren, die auch von den Legionären in Zeiten der Entartung und verfallenden Zucht mit Vorliebe auf Wagen oder Maultieren mitgeführt wurde. Während ferner die Truppen der Jetztzeit mit dem Tornister auf dem Rücken jederzeit befähigt sind in das Gefecht einzugreifen, mußte der römische Soldat sich erst seines Bündels entledigen, ehe er vorgehen konnte. „Bepackt“ heißt daher bei den Lateinern geradezu daselbe wie „am Kampfe behindert.“

Neben dem schwerbewaffneten Fußvolke waren seit dem zweiten punischen Kriege auch leichtbewaffnete Abteilungen auswärtiger Nationen im römischen Heere vorhanden, Bogenschützen aus Numidien, später auch aus Kreta, und Schleuderer, letztere namentlich von den balearischen Inseln, deren Bewohner wegen ihrer Sicherheit im Treffen ganz besonders geschätzt waren. Ihre Waffe bestand aus einem beutelartigen, nach oben in Streifen zerschnittenen Stück Leder

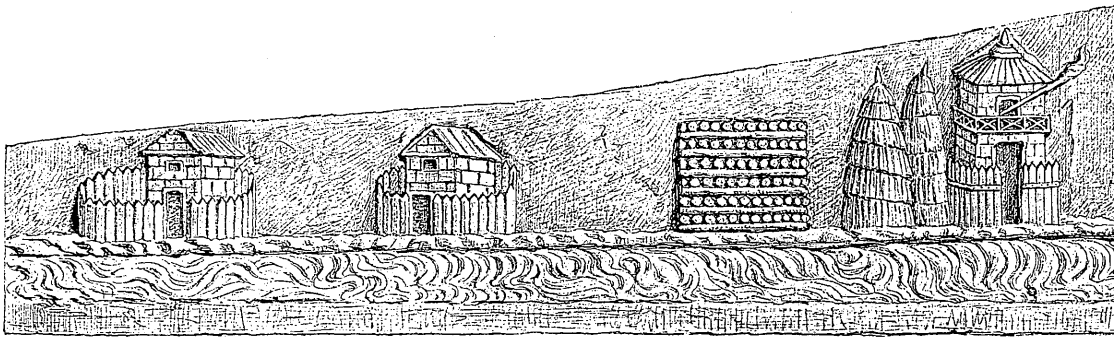


Fig. 100. Römische Wachtposten, Alarmhäuser und Mag

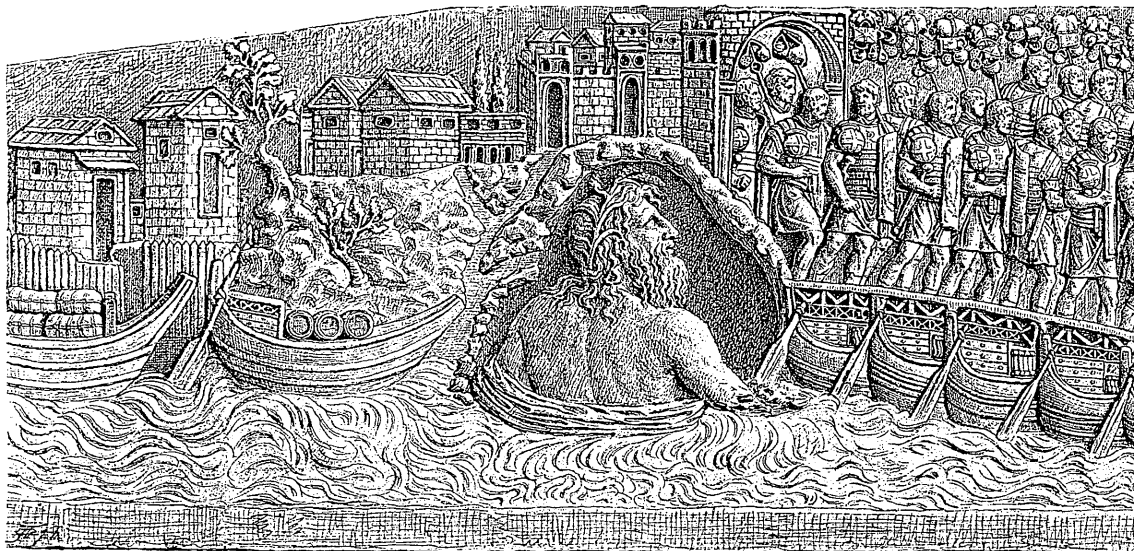
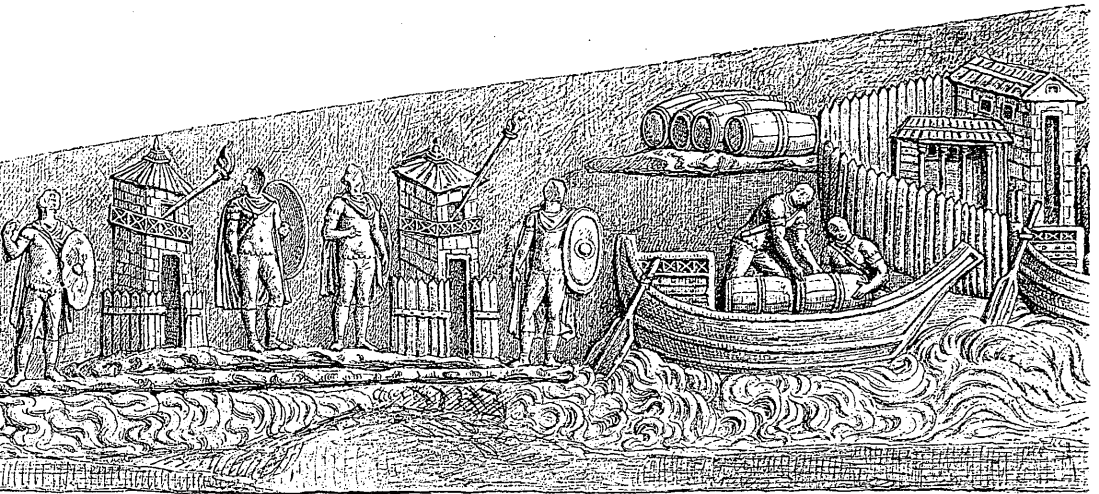


Fig. 67. Auszug des römischen Heeres. Relief



azine. Relief von der Trajanssäule in Rom. Zu Seite 201.



von der Trajanssäule in Rom. Zu Seite 142.

mit einer Öffnung für das Geschoß; den Vorrat an Munition führten sie während des Kampfes in den Falten des mit der linken Hand aufgehobenen Kriegsmantels. Als Wurfmaße dienten geeignete Steine, später meist Bleistücke in Form von Eicheln mit dem Stempel der Legion (Fig. 68) oder Inschriften wie: „Sprich mit Pompejus ein Wörtchen!“ oder „Gieb dem Octavianus eins hinten drauf!“ u. a.

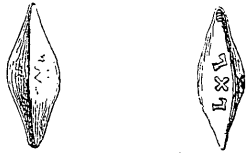


Fig. 68. Schleuderbleie (glandes) aus Italien.

Schließlich ist noch der Bewaffnung der Reiter zu gedenken. Die der Römer und Bundesgenossen trugen einen Panzer von Leder, einen dem Scutum ähnlichen länglichen Schild, die Cetra, und eisernen Helm (Fig. 69) Außer dem langen Spieße zum Stoße führten sie noch eine Anzahl kleinere zum Wurf bei sich. Das Pferd trug in der älteren Zeit weder Sattel noch Steigbügel, sondern nur eine Decke



Fig. 69. Grabstein des C. Marius, gef. bei Bonn.

und wurde mit dem Trensenzügel gelenkt. Hufeisen kannte man nicht; nur in Gebirgsgegenden beschlug man die Hufe mit eisernen Sohlen. Mit so unvollkommenen Mitteln konnte weder Roß noch Reiter etwas Bedeutendes leisten. Meist diente daher die Kavallerie nur in abwartender Stellung zum

Schutze der Flügel oder zur Verfolgung des Feindes. Selbst die Versuche sie durch Mischung mit leichtbewaffnetem Fußvolk verwendungsfähiger zu machen, scheinen zu nennenswerten Ergebnissen nicht geführt zu haben. Als man daher am Beginn des letzten Jahrhunderts v. Chr. die römische Bürgerreiterei ganz eingehen ließ, geschah dies ohne Ein-

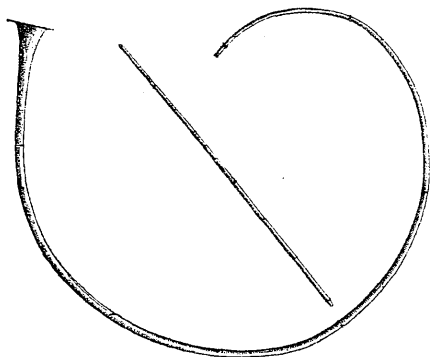


Fig. 70. Buccina.

buße für den Staat, und die Meister der römischen Kriegskunst am Ende der Republik scheinen das Verschwinden der überlebten Einrichtung mehr gebilligt als beklagt zu haben.

Beritten blieb nur der Feldherr mit seinem Stabe. Als Abzeichen trug er eine

purpurrote Schärpe, das Paludamentum, über der Schulter, von sonstigen Waffen nur das Schwert. Begab er sich persönlich ins Kampfgewühl, was später nur ausnahmsweise geschah, so mußten ihn Soldaten mit ihren Schilden decken.

Als Musikinstrumente dienten das gekrümmte, waldhornartige Horn (buccina) (Fig. 70 und 67), die lange Trompete (tuba) und ein kurzes Signalthorn (cornu). Die Spielleute trugen ebenso wie die Träger der Feldzeichen vom Kopfe über die Schultern herab das Fell eines wilden Tieres, dessen Krallen auf der Brust über einander gekreuzt waren.



XI.

Lager- und Marschordnung.

So weit unsere Nachrichten über römische Kriegführung zurückreichen, immer wird der Vorichtsmaßregel, für die Nacht sich genügend durch Wall und Graben zu sichern, Erwähnung gethan*). Sogar wo von den späteren Schriftstellern die Kämpfe der ältesten Zeit geschildert werden, in der man noch nicht die Erfahrung gemacht hatte, von welchem doppelten Nutzen in der Schlacht sowohl für den Angriff als für die Verteidigung ein gut befestigter Stützpunkt sein mußte, wird vom Aufschlagen eines Lagers wie von einer selbstverständlichen, zu jeder Zeit vorhandenen Einrichtung gesprochen. Es wird aber wohl auch kaum ein Volk in der Geschichte zu nennen sein, das mit gleicher Beharrlichkeit, unter Umständen jeden Tag an einem anderen Orte, sein Nachtquartier so ausreichend vor Überraschungen zu bewahren suchte und lieber auf Ausnutzung des Sieges als auf solchen Schutz verzichtete. Nicht mit Unrecht haben daher Kenner der Kriegskunst dem Spaten denselben Anteil an der Gründung des Weltreiches zuerkannt, wie den männermordenden Waffen.

*) „Unsere Vorfahren“, sagt Livius, „sahen in dem Lager einen Zufluchtshafen des Heeres gegen alle Wechselfälle, von dem aus sie zum Gefechte auszogen, und in den sie sich von den Stürmen des Kampfes erschüttert zurückziehen konnten.“

Nahte der Tagesmarsch der Legion seinem Ende, so fandte der Feldherr eine Anzahl Offiziere mit dem nötigen Vermessungspersonal unter der Deckung einer Heeresabteilung voraus, um einen geeigneten Platz für das Lager auszufuchen. Mit besonderer Vorliebe wählte man eine Anhöhe, deren Oberfläche eben oder nur sanft geneigt war und nicht von höher gelegenen Punkten aus überblickt werden konnte. Zugleich vergewisserte man sich, ob hinreichendes Wasser nicht weit entfernt war und auch das nötige Brennholz bald beschafft werden konnte, vermied aber aus Beforgnis vor einem Hinterhalte des Feindes die unmittelbare Nähe des Waldes.

Sobald ein Ort gefunden war, der möglichst vollständig den Anforderungen entsprach, so wurde zunächst für das Feldherrnzelt (Tabernaculum) und dessen Anbauten die Stelle bestimmt, das sogenannte Praetorium. Von hier aus wurde eine Straße abgesteckt, welche in einer Breite von fünfzig Fuß vorwärts nach dem Vorderthore des Lagers, der Porta praetoria, rückwärts nach dem hinteren Ausgang, der Porta decumana, führte. Vor dem Feldherrnzelte kreuzte sie sich mit den hundert Fuß breiten Principia oder der Via principalis, dem Verbindungswege zwischen den Seitenthoren, der Porta principalis dextra und P. p. sinistra, und zugleich der Grenze zwischen Vorder- und Hinterlager. Ersteres, etwa zwei Drittel der gesamten Fläche, wurde durch die Via quinta noch einmal halbiert. (Fig. 71.)

Waren die Hauptlinien gezogen, so machte die Anlage der Seitenstraßen zwischen den einzelnen Zeltreihen keine Schwierigkeiten mehr, zumal da der Grundriß in allen seinen Einzelheiten unveränderlich fest stand. Längs der Via praetoria lagerten die Reiter und Triarier, neben diesen auf beiden Seiten die Principes und Hastati. Die Bundesgenossen, welche in der Schlacht die beiden Flügel innehatten, nahmen den Raum zwischen den Legionen und der

Straße ein, welche innerhalb des Walles in ansehnlicher Breite um die äußersten Zeltreihen sich herumzog. Im Hinterlager befanden sich rechts und links vom Feldherrn-

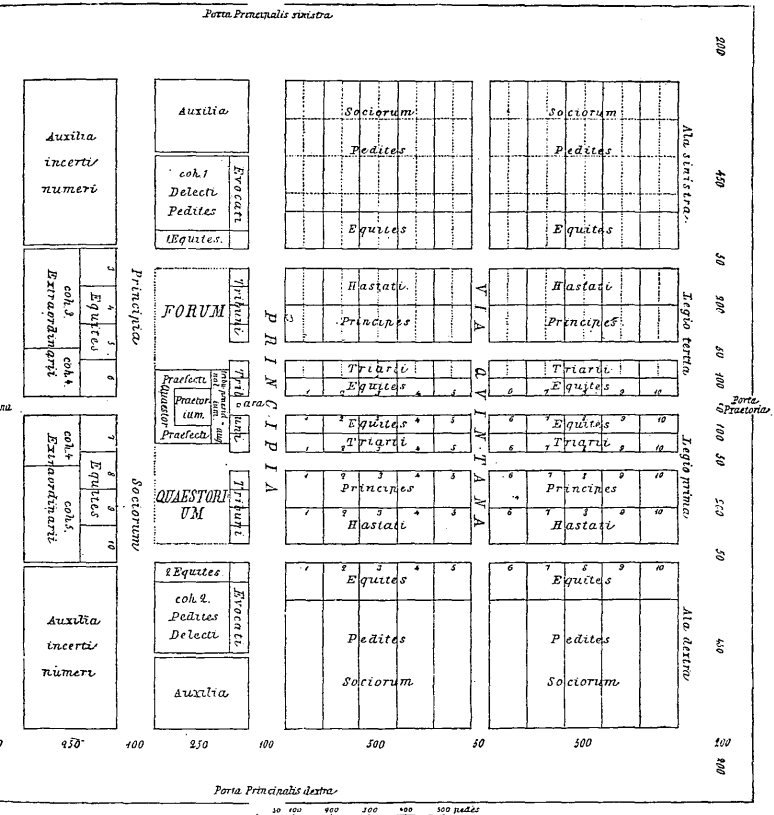


Fig. 71. Plan eines römischen Lagers.

zelte freie Plätze: das Quaestorium, wo die Vorräte lagerten, wohl auch Gefangene bewacht wurden, und das Forum, wo die Truppen versammelt zu werden pflegten, wenn der Oberbefehlshaber ihnen wichtige Mitteilungen zu machen

hatte. Außerdem kampierten hinter den Principia die Gardetruppen, römische wie bundesgenössische, sowie sonstige Hilfsvölker, in welcher Anordnung, ist nicht ganz sicher.

Während der Vermessung war das gesamte Heer herangekommen und ging unverzüglich an die Befestigungsarbeit. Rings um das Lager wurde ein Graben in der Breite von zehn bis zwanzig Fuß und in einer Tiefe von gewöhnlich neun Fuß ausgeschachtet und die gewonnene Erdmasse zur Aufschüttung des Walles verwendet, auf diesem noch ein Palissadenzaun errichtet. Stießen bei zu steinigem Untergrunde die Erdarbeiten auf Schwierigkeiten, so schichtete man Holzmassen als Damm auf und begnügte sich damit, nur zur Verkleidung und Befestigung nach außen Rasen oder Erde zu verwenden (Fig. 72).

Bei allen diesen Arbeiten trug der gemeine Soldat — alle Chargen und Veteranen waren vom Schanzdienste befreit — noch das Schwert im Gürtel und hatte auch die übrigen Waffen in seiner Nähe niedergelegt, um schnell kampfbereit zu sein. Erst nachdem die Außenwerke vollendet waren, wozu bei der außerordentlichen Übung der Römer drei bis vier Stunden genügt haben werden, ging man daran, die Zelte aufzuschlagen. Diese bestanden im Sommerfeldzuge aus Stangen mit darübergespannten Tierhäuten und boten, wenn auch etwas knapp, Raum für zehn Mann, über welche der Zeltälteste die Aufsicht zu führen hatte. Fester und behaglicher waren die Wohnungen der Offiziere, namentlich das Tabernaculum, das bei Cäsar sogar mit Mosaikfußboden ausgelegt war. Vor demselben standen der Altar und die Stätte, wo die geschlachteten Opfertiere auf günstige und ungünstige Zeichen in den Eingeweiden untersucht wurden, sowie das Tribunal, von welchem aus der Anführer Recht sprach, Reden hielt und Belohnungen verteilte.

Vorstehende Beschreibung des römischen Lagers, ebenso

wie der beigegebene Plan, gründet sich im wesentlichen auf die ausführliche Darstellung des Polybios, welcher die Anordnung und Größenverhältnisse für eine konsularische Armee von zwei Legionen mit den dazu gehörigen Bundesgenossen im sechsten Buche seines Geschichtswerkes überliefert. Änderungen in der Stärke und Zusammensetzung der Heere bedingten nach und nach augenscheinlich eine Reihe Abweichungen von der ursprünglichen Anlage, wie denn auch die Auseinanderfetzung, die Hyginus im vierten Jahrhundert nach Christus über das Lager seiner Zeit hinterlassen hat, von der Polybianischen vielfach abweicht. Soviel aber wird behauptet werden können, daß in jeder einzelnen Periode der römischen Kriegsführung, zum wenigsten für jedes Heer während der Dauer des Feldzuges, ein in seinen Einzel-

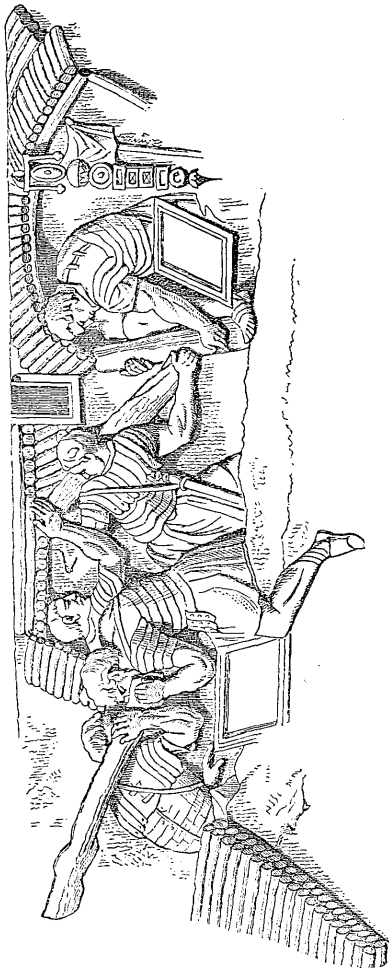


Fig. 72. Soldaten einen Wall errichtend. Trajansfülle.

heiten festgeregelter und allen Soldaten wohlbekannter Plan befolgt worden ist, der im Sommer wie im Winter ungefähr derselbe war. Auch in der rauhen Jahreszeit konnte man sich nicht entschließen die Soldaten in Ortschaften oder Städten einzuquartieren. Entweder wies man die Bewohner ganz oder teilweise aus, oder man schlug, wie es die Regel war, ein Winterlager auf, dessen Bauten ausreichenderen Schutz gegen die Witterung gewährten, als das leichte Gestell von Tierhäuten in den wärmeren Monaten. Man errichtete Hütten aus Holz mit Strohbedachung oder Baracken aus Fachwerk und Ziegeln; letztere wurden gebrannt und mit der Legionsnummer versehen. Allem Anscheine nach waren diese Behaufungen geräumiger als die Zelte, und auch die Ausdehnung des Lagers selbst wurde reichlicher bemessen als im Sommerfeldzuge, wo mit dem Raume sehr sparsam umgegangen wurde, schon um den Feind über die Stärke der Truppen zu täuschen. Auf frisch erobertem Gebiete bezogen häufig die Legionen weit entfernt von einander ihre Winterquartiere, um sich einzeln leichter verproviantieren und in möglichst weiter Ausdehnung das Verhalten der Bevölkerung überwachen zu können.

Übrigens baute man auch im Sommer für längere Zeit Standlager, wenn es geboten schien, den Feind in fester Stellung zu erwarten. Dann verstärkte man die Umwallung durch Schanzen, stellte Geschütze auf (Fig. 73) und errichtete in regelmäßigen Abständen von einander hölzerne Türme mit Stockwerken und Plattform, die in ihrem Aussehen den Steigerhäusern für die Übungen unserer Feuerwehren gleichen haben mögen und infolge ihrer einfachen Bauart ziemlich rasch herzustellen waren. In einer einzigen Nacht konnte z. B. Qu. Cicero, um sich der Gallier zu erwehren, hundertundzwanzig auf seinen Wällen aufführen lassen. Flußübergänge in der Nähe wurden durch Brückenköpfe

gesichert, große Schanzen, auf denen ebenfalls Türme bis zur Höhe von vier Stockwerken standen.

Daß auch der Wachtdienst streng und genau besorgt wurde, bedarf kaum besonderer Hervorhebung. Tagsüber waren Reiterposten möglichst weit vorgeschoben, um jede Annäherung der Feinde rechtzeitig melden zu können; weiter zurück in geringerer Entfernung umgab das Lager eine Kette von Vorposten zu Fuß. Bei Nacht wurden diese

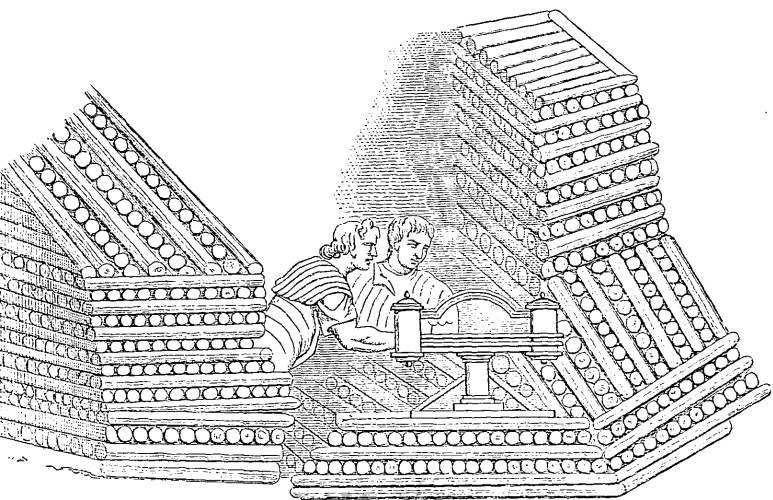


Fig. 73. Soldaten auf einem Damme ein Geschütz aufstellend. Trajanssäule.

Wachen zum größten Teile hinter den Wall zurückgenommen, dieser aber sowie alle Ausgänge um so zahlreicher besetzt. An jedem Thore stellte die dort stationierte Kohorte zehn Mann zum Schutze desselben, sowie eine größere Anzahl zum Dienste auf dem Walle. Außerdem standen noch Wachen vor den Zelten der höheren Offiziere, und Patrouillen streiften vor dem Lager. In Fällen besonderer Gefahr erreichten solche Abteilungen die Stärke von einer oder mehreren Legionen. Der Nachtdienst begann nach

der Abendmahlzeit mit dem von fämtlichen Hornisten am Feldherrnzelte geblasenen Zapfenstreiche und zerfiel in vier Ablöfungen von durchschnittlich drei Stunden Dauer. War die Zeit abgelaufen, fo ertönten von neuem Hornsignale, zu denen der erste Centurio der Triarier den Befehl gab.

Um die Gewiffenhaftigkeit der Soldaten auf Posten zu prüfen, war die Einrichtung getroffen, daß jeder aufziehende Mann eine Marke von Holz mit einem Zeichen erhielt, welche vom Offizier der Runde eingefordert wurde. Traf dieser jemand schlafend, fo stellte er mit seinen Begleitern den Thatbestand fest und erstattete Anzeige an den Kriegstribun, welcher den Schuldigen zur Rechenschaft zog und den Kameraden zur Bestrafung überantwortete. Unter zahlreicher Beteiligung wurde das Urteil durch Hiebe mit Knütteln oder durch Steinigung vollzogen, bis der Tod eintrat.

Nach dem Abblasen der letzten Nachtwache erfolgte, wenn weiter marschiert werden sollte, der Abbruch des Lagers. Beim ersten Signale wurden die Zelte auseinandergenommen und auf die Packtiere geladen, beim zweiten schnürte der Soldat sein Bündel, beim dritten erfolgte der Auszug.

In der Regel bildeten die Extraordinarii der Bundesgenossen die Vorhut, die Nachhut nur, wenn Gefahr im Rücken drohte. Unter den Legionen wechselte die Reihenfolge täglich. Hinter jeder zog ihr Troß; nur wenn ein Zusammenstoß mit dem Feinde im Laufe des Tages zu erwarten war, wurden die Gepäckkolonnen hinter dem schlachtbereiten Heere hergeführt und durch die Abteilungen der Nachhut gedeckt. War man Belästigungen durch Reiterfchwärme oder einen an Zahl überlegenen Feind ausgesetzt, fo wurde im sogenannten Agmen quadratum (Fig. 58) marschiert: man bildete ein Viereck mit dem Gepäck im Innern und den Bewaffneten auf den vier Seiten. Die durchschnittliche Dauer eines Tagesmarsches länger als sechs

bis sieben Stunden anzunehmen verbietet die Erwägung, daß ein großer Teil des Nachmittags auf den Bau des Lagers zu verwenden war und auch während des Morgens Ruhepausen gemacht werden mußten.

Bedeutendere Marschleistungen gehörten zu den Ausnahmen und wurden nur dadurch möglich, daß man auf die Mitnahme des Troffes verzichtete. Dann konnten allerdings die Bewegungen des Heeres eine Schnelligkeit erreichen, die fast unglaublich erscheinen würde, hätten nicht auch unsere eigenen Landsleute 1870 vor den Schlachten bei Metz und Sedan den Beweis geliefert, welch hohen Ansprüchen die Ausdauer geschulter Truppen zu genügen vermag.



XII.

Marius und Cäsar.

Mit dem Beginne des letzten Jahrhunderts v. Chr. vollziehen sich im römischen Heere eine Reihe von Änderungen, die für die Kriegsführung sowohl als für das Schicksal des Staates von unberechenbarer Tragweite wurden. Den Anfang damit machte Marius, der Retter Roms in schwerer Gefahr, ein politischer wie militärischer Emporkömmling, der nicht nach Art seiner Zeitgenossen in den Schriften der griechischen Taktiker, sondern auf dem Schlachtfelde und in hartem Dienste vom gemeinen Soldaten an seine Studien gemacht und während langer, an Auszeichnungen reicher Kriegerlaufbahn die Unhaltbarkeit der bisherigen Wehrordnung aus eigener Erfahrung zur Genüge kennen gelernt hatte. Als er dann, zum Konful gewählt, in rückichtslosem Gebrauche seiner Machtbefugnisse, nicht gefäunt hatte seine Verbesserungsgedanken zu verwirklichen, lieferte er durch seine Erfolge gegen Jugurtha, später gegen die Cimbern und Teutonen, den unwiderleglichsten Beweis, wie richtig er für Abhilfe der vorhandenen Mängel geforgt hatte.

Der eine Übelstand, der für die Dauer verhängnisvoll werden mußte, bestand darin, daß die Bevölkerung der

Hauptstadt in ihrer Zusammensetzung nicht mehr den Voraussetzungen der noch zu Recht bestehenden Verfassungsbestimmungen entsprach. Die Bauerngemeinde der ältesten Zeit war durch den aus den unterworfenen Ländern zusammenströmenden Reichtum zur Großstadt emporgewachsen, in welcher die Gegensätze zwischen reich und arm sich ebenso unvermittelt und schroff wie heutzutage ausgebildet hatten, der eigentliche Bürgerstand aber nahezu ausgestorben war. Der Grundbesitz war in den Händen einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Familien vereinigt, deren Angehörige, von der Üppigkeit und Genußsucht des Auslandes angesteckt, behagliches Wohleben den Anstrengungen der Feldzüge vorzogen, selbst als der Anteil an der Siegesbeute erheblich größeren Gewinn brachte als früher. Wohl aber reizte die Aussicht auf die reichen Geldspenden den niederen, vermögenslosen Mann, der selbst nach der Herabsetzung des militärpflichtigen Vermögens von elftausend auf viertausend As für die unterste Klasse noch vom Heeresdienste ausgeschlossen und bis dahin nur in Fällen höchster Not eingereiht worden war. Marius, der aus eigener Erfahrung hinlänglich wußte, wie wenig im Ernstfalle auf die nur widerwillig dienenden Reichen zu rechnen war, beschloß den hauptstädtischen Pöbel, dessen Anwachsen durch Einwanderung aus den italischen Gemeinden in bedrohlichen Verhältnissen erfolgt war und dessen Gemeingefährlichkeit schon zur Zeit der gracchischen Unruhen nur zu deutlich erkannt worden war, bei der Bildung seiner Heere heranzuziehen. Als er für den Krieg gegen Jugurtha in Rom Truppen warb, brach er deshalb mit dem bestehenden Brauche, er stellte in seine Feldarmee große Massen der *capite censi*, der unbemittelten Bürger ein und schuf sich, von ihnen als geschworener Gegner des Adels verehrt, dadurch einen ihm treu ergebenen, zu jedem Opfer bereiten Anhang. Bei dieser Einrichtung blieb es, namentlich als nach dem

Bundesgenossenkriege fämtlichen Italikern das römische Bürgerrecht verliehen worden war. Sie dienten von nun an nicht mehr in getrennten Truppenteilen, sondern neben den Hauptstädtern in den Legionen. Das Ersatzgeschäft bei ihnen besorgten herumziehende Werbeoffiziere, die gegen klingende Entschädigung meist keine Schwierigkeiten machten, Unlustige ganz vom Kriegsdienste zu befreien.

So trat an Stelle der allgemeinen Wehrpflicht das Werbesystem mit allen seinen Schattenseiten. Nunmehr erblickte der Soldat nicht mehr im Staate sein Oberhaupt, sondern in seinem Anführer und verhalf diesem, durch reiche Spenden geködert, zu seiner Machtstellung im Staate. Mit solchen Heeren fuchten Sulla, Pompejus und Cäsar ihre ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen, und nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert genügte, um den Freistaat in eine durch Waffengewalt gestützte Monarchie zu verwandeln.

Seitdem so der Kriegsdienst für ein gutes Teil der ärmeren Bürgerschaft zum eigentlichen Lebensberufe geworden war, fielen die Entlassungen nach Beendigung des Feldzuges weg und wurden erst zwanzig Jahre nach der ersten Einstellung bewilligt. Auch dann folgten viele gern der Aufforderung des Feldherrn, in bevorzugter Stellung, frei von den gewöhnlichen Plackereien des Dienstes, auch fernerhin bei den Fahnen zu bleiben. Sie traten dann häufig in die Leibgarde des Oberbefehlshabers, in der auch junge adelige Parteigenossen deselben sich die Sporen verdienten, um später in die Stelle eines Tribunen aufzurücken oder die für die höheren Staatsämter nötige, wenigstens wünschenswerte Erfahrung in der Kriegführung sich anzueignen. Eine andere Möglichkeit solche Kenntnisse zu sammeln, gab es nicht, seitdem die römische Bürgerreiterei, die ohnehin zur vollständigen Bedeutungslosigkeit herabgesunken und hauptsächlich nur bei festlichen Aufzügen noch

aufgetreten war, ungefähr zur Zeit des Jugurthinischen Krieges vollständig aufgehört hatte.

Eine zweite Neuerung des Marius ist die Aufgabe der bisherigen Manipularstellung. An die geistigen Fähigkeiten der aus den niederen Bevölkerungsschichten gebildeten Söldnerheere konnten nicht die Anforderungen gestellt werden wie an die der früheren Legionen aus Vollbürgern. Eine Gliederung aber in kleine von einander unabhängig kämpfende Truppenhaufen stellte der Auffassungsgabe und Tüchtigkeit des einzelnen Mannes Aufgaben, denen der Durchschnittsoldat nicht mehr gewachsen war.

In den ersten Zusammenstößen mit den Cimbern und Teutonen waren daher die an Zahl überlegenen Nordländer mit unaufhaltbarer Wucht zwischen die einzelnen Manipel eingedrungen und hatten diese über den Haufen geworfen, ohne daß das zweite und dritte Treffen rechtzeitig eingreifen und eine günstigere Wendung herbeiführen konnte.

Um vor ähnlichem Schicksal in Zukunft bewahrt zu sein, verband Marius die drei bisher hinter einander stehenden Manipel zur Kohorte, in der Weise, daß sie nunmehr in einer Front neben einander standen. Von da an fielen die Unterschiede in Alter und Bewaffnung der drei Treffen weg: alle führten das Pilum. Auch wurden die bisher aus Römern ausgehobenen Leichtbewaffneten durch Hilfstruppen aus den Provinzen ersetzt.

Wenn demnach durch die Kohortenstellung das bisherige zweite und dritte Treffen seine Bedeutung als Reserve einbüßte, so war es doch viel zu sehr zum Grundsatz der römischen Kriegsführung geworden, eine am Kampfe unbeteiligte Truppe als Rückhalt für alle Fälle zur Verfügung zu haben, als daß man ohne weiteres alle zu Gebote stehenden Kräfte für eine Linie verbraucht hätte. Nur den Barbaren gegenüber, die alle auf einmal vorbrachen und es für Schmach hielten, dem Kampfe unthätig zuzu-

schauen, während die Brüder bluteten, konnte solche Taktik am Platze sein. Deshalb wurden auch die Kohorten bald wieder in doppelter, dreifacher, ja vierfacher Reihe schachbrettartig hinter einander aufgestellt.

Ebenfowenig nahm Marius den Manipeln ihre für den Zusammenhalt in der Schlacht unentbehrlichen

Feldzeichen (siehe Fig. 67 und 72)*). Ein solches erhielt durch ihn auch die Legion in dem silbernen, in späterer Zeit goldenen Adler (Fig. 67 bei der Abteilung links) mit dem Blitze in den Fängen, der seinen Platz beim ersten Manipel der ersten Kohorte bekam, bei den Soldaten rührende, fast abgöttische Verehrung genoß und im Lager an einem geweihten Platze, einer Art Kapelle mit Asylrecht, aufgestellt wurde. Ob auch die als selbständiger Bestandteil der Legion für sich kämpfende Kohorte ein besonderes Feldzeichen erhalten hat, ist nicht bestimmt zu bejahen; wenigstens ist ein solches nur bei den Hilfsvölkern (Fig. 74) und später bei



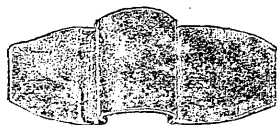
Fig. 74. Grabstein des Signifer Pintaius von der V. Cohorte Asturer, gef. bei Bonn.

*) Bis dahin hatte man als Feldzeichen metallene Tierbilder — Wolf, Eber, Stier, Foks — geführt; charakteristisch für die neue Form wurde die Hand an der Spitze, sowie die vier bis fünf kreisrunden Metallplatten längs des Schaftes.

den Prätorianern nachweisbar, die beide nur nach Kohorten eingeteilt waren. Ein anderes erhaltenes Feldzeichen (Fig. 75) ist, weil unvollständig erhalten, ohne Beweiskraft. Ansprechend ist indes die Vermutung, daß die Fahne des



a) Silbertafel.

b) Erzbügel, hinter der Silber-
scheibe c befestigt.

c) Vergoldete Silberzscheibe.

Fig. 75. Überreste eines römischen Feldzeichens.

ersten Manipels zugleich als die der Kohorte gedient habe.

Daß Marius bei seinen Neuerungen neben dem Idealen auch das Praktische nicht unberücksichtigt ließ, beweisen die bereits erwähnte Änderung am Pilum und die von ihm er-

fundene Erleichterung zum Tragen des Gepäcks. Ferner verwandte er, wie es bei einem stehenden Heere nunmehr möglich wurde, besonderes Augenmerk darauf, seine Soldaten nach Art der Gladiatoren in der geschickten Handhabung des Schwertes ausbilden zu lassen, um sie für den Zweikampf im Nahgefecht hervorragend zu befähigen.

Die Umwandlung des Bürgeraufgebots in ein Söldnerheer hatte indes zunächst noch nicht den Verfall des römischen Kriegswesens zur notwendigen Folge. Das beweisen die Leistungen der Legionen, mit denen Cäsar seine Schlachten schlug. Sicher waren dem großen, auch als Feldherrn unerreichten Römer die Unzuträglichkeiten nicht entgangen, zu denen die Neuerungen seines Oheims führen mußten; aber gewohnt mit gegebenen Verhältnissen zu rechnen und bestrebt selbst mit unzureichenden und spröden Mitteln das Höchste zu leisten, wußte er sich ein Heer heranzubilden, das an kriegerischem Geiste und an Tüchtigkeit damals nicht seinesgleichen hatte und das Vertrauen seines Führers selbst in den schwersten Entscheidungen nicht zu Schanden machte. Freilich gehörten Jahre dazu, solche Erfolge vorzubereiten und Kerntruppen heranzuziehen, die voll Vertrauen auf sich und ihre Genossen jeden an Zahl noch so überlegenen Gegner zu bestehen wagten. Deshalb legte Cäsar den größten Wert darauf, daß seine Legionen zu immer festerem Verbände zusammenwuchsen. Lieber verzichtete er darauf, die von seinen Vorgängern überkommene Sollstärke der Abteilungen zu erreichen, als daß er die Gleichartigkeit in der Zusammensetzung seiner Truppen durch Beimischung ungeübten Nachschubs aufgehoben hätte. Während also seine ältesten Legionen im Verlaufe der Feldzüge nur noch halb so stark waren als die seiner Vorgänger — nicht viel über dreitausend gegen sechstausend unter Marius — verwendete er die Ergebnisse seiner Aushebungen dazu, um unter neuen Nummern weitere selbständige Trup-

penteile zu gründen, welche anfangs als Besatzung und Reserve, erst später, nach mehrjähriger Schulung, vor dem Feinde Verwendung fanden. Sein Aushebungsbezirk war das cisalpinische Gallien; später bildete er fogar aus Eingebornen der jenseitigen Provinz eine Legion, die sogenannte Alauda, deren Mannschaften nach Beendigung des Krieges gegen Pompejus das römische Bürgerrecht erhielten.

Ein so geschaffenes Heer war mit seinem langjährigen Führer ebenso unauflöslich fest verwachsen, wie abgeneigt einem anderen ohne weiteres zu folgen, und bedeutete daher eine große Macht für denjenigen, der mit den Waffen seine Stellung im Staate zu behaupten gezwungen war. Die Gegner, die einander in den Bürgerkriegen gegenüber standen, hatten alle auf diese Weise ihre Streitkräfte herangebildet. Allerdings mußten sie sich zu mancherlei Zugeständnissen gegenüber dem Treiben der Soldateska herbeilassen und konnten von Glück sagen, wenn es ihnen gelang, wenigstens im Dienste und in der Schlacht pünktlichen Gehorsam zu finden. Cäfar gesteht selbst, daß er seiner besten, der zehnten Legion gegenüber öfters Nachsicht geübt habe, um auf ihre Treue unbedingt bauen zu können. Mit ihr allein wolle er gegen Ariovist aufbrechen, erklärte er, als er vor dem Feldzuge mit den Germanen Verzagttheit und offenen Widerwillen bei seinen Truppen fand. „Sie werde ihm als Leibgarde dienen.“ Er hatte sich dabei nicht verrechnet: fast unmittelbar nach seiner Rede konnte er von einer Abordnung der durch seine Anerkennung hoch geehrten Truppe die Versicherung bereitwilligsten Gehorsams entgegennehmen.

Bei solcher Stimmung erhielt aber der Feldherr seine Soldaten nur dadurch, daß er ihnen Führer gab, deren Erfahrung und Tüchtigkeit auch den schwersten Proben gewachsen war und bei den Untergebenen über allen Zweifel erhaben war. Bei den jungen Adeligen, die

bisher nach verhältnismäßig kurzer Dienstzeit zu der verantwortlichen Stellung eines Tribunen und Legionsführers aufgerückt waren, konnten solche Eigenschaften nur in selteneren Fällen vorausgesetzt werden. Wie wenig Cäsar selbst ihnen zutraute, bewies er vor der Schlacht gegen die Helvetier, als er nicht nur sein Pferd, sondern auch die aller Offiziere weit hinter die Front zurückbringen ließ, um von vornherein allen den Ernst der Lage nachdrücklich klar zu machen und die Hoffnung auf Flucht zu benehmen. Er übertrug daher den Befehl über die Legionen, sowohl in der Schlacht als auch bei Abkommandierungen größerer Truppenteile und im Winterlager, seinen Legaten, erfahrenen Generalen, welche der Senat, vermutlich auf Vorschlag des Feldherrn, diesem als Gehilfen beigab. Sie bildeten mit dem Quästor, dem Verwalter der Kriegskasse, den engeren Kriegsrat des Oberbefehlshabers, während die Tribunen mehr und mehr zu Verwaltungsbeamten für den inneren Dienst herabgedrückt wurden.

Ganz besonders tüchtige Leute besaß Cäsar in seinen Subalternoffizieren, den Centurionen, die im Ernste der Schlacht durch todesmutige Tapferkeit ihre Abteilung zu begeistern, aber auch bei der Ausbildung neu eingestellter Mannschaften Gründlichkeit mit Strenge zu vereinigen verstanden. Ihre Beförderung war in der Weise geregelt, daß die in gleichem Range bei den verschiedenen Kohorten stehenden Zugführer zu Klassen vereinigt waren, von denen die oberste aus den ersten Centurionen der ersten, die unterste aus den letzten der dritten Manipel gebildet war, und daß jeder einzelne, wenn er nicht zur Belohnung besonderer Tüchtigkeit eine Reihe von Stellen oder Klassen überspringen durfte, im Laufe seiner Dienstzeit alle Staffeln, vom untersten Centurio der zehnten bis zum obersten der ersten Kohorte, dem Primipilus, zu durchlaufen hatte. Sie wurden, wie bereits früher erwähnt, aus den gemeinen Soldaten

ausgewählt, bei Bildung neuer Truppenteile aus den Beständen der älteren, von Cäsar vermutlich aus den Antesignanen, einer Plänklerkette, die in der Stärke von dreihundert Mann bei jeder Legion vor der Front (ante signa) focht, zur Befetzung wichtiger Punkte vorausgeschickt, wohl auch unter die Reiterei gemischt wurde.

Eine weitere Vorzugsstellung nahmen die Kapitulanten (evocati) ein, ausgediente Soldaten, die aus eigener Neigung oder auf Wunsch des Feldherrn noch bei den Fahnen verblieben und als Mitglieder seiner Leibgarde oder als wertvolle Verstärkung der Linientruppen bei der ersten Centurie der ersten Kohorte weiter dienten. Im Solde und Range scheinen sie den Centurionen der aktiven Truppe gleichgestanden zu haben.

Neben den Legionen befanden sich im Heere Cäsars Pfeilschützen und Schleuderer sowie größere Abteilungen von unterworfenen Völkern (auxilia). Letzteren wurden indes nur selten und ungern wichtige Rollen im Kampfe zugeteilt, ihre Aufstellung auf beiden Flügeln diente meist nur dazu, die Front zu verlängern und vor Umgehung zu schützen, während das römische Fußvolk zur Entscheidung vorrückte. Nicht viel zuverlässiger war die Reiterei der gallischen Stämme. Nur für die Verfolgung aufgelöst fliehender Feinde war sie mit einigem Erfolge zu verwenden, in der Schlacht selbst war sie von geringem Werte; manchmal ließ sie sich sogar absichtlich von ihren Landsleuten schlagen. Deshalb warb Cäsar während seiner letzten Kriegsjahre in Gallien berittene Spanier und Germanen an; von letzteren nahm er auch die in ihrer Heimat übliche Kampfweise an, unter die Berittenen Fußkämpfer zu mischen, welche gleichzeitig mit vorgingen, den Pferden der Gegner von unten den Leib aufschlitzten und gestürzten Feinden den Rest gaben.

Ein einheitliches Ineinandergreifen der verschiedenen Waffengattungen kannte jedoch die römische Taktik nicht,

und sie bedurfte dessen auch nicht. Meist auf den Angriff berechnet, verfügte sie in der Pilenfalve vor dem Angriff mit dem Schwerte über ein wirksames Mittel den Kampf einzuleiten, in dem hintersten Treffen der Legion über einen starken Rückhalt, durch dessen Eingreifen nötigenfalls auch Bedrohungen in der Flanke erfolgreich zurückgewiesen werden konnten. Die Gefechtsstellung ist bei Cäsar in der Regel die dreifache. Abweichungen von dieser Anordnung kamen ziemlich selten vor und nur unter dem Zwange örtlicher Verhältnisse oder unter besonderer Berücksichtigung der Kriegführung des Gegners. Ebenso ungern begab man sich der Vorteile, welche man durch den Angriff von einem höher gelegenen Punkte aus vor dem Feinde voraus hatte. Waren durch Aufhissen der Sturmflagge auf dem Feldherrnzelte und Trompetenstöße die Soldaten zu den Waffen und ihren Reihen gerufen, durch eine kurze Ansprache des Höchstkommmandierenden zu treuer Pflichterfüllung gemahnt, so rückten sie unter dem Geschmetter sämmtlicher Hörner zuerst, um ihre Kraft zu sparen, langsam und gemessen vor, gingen im Bereiche der feindlichen Geschosse zum Laufschrille über und stürzten im unaufhaltbaren Anpralle vorwärts. Je stärker die Neigung des vorher zu durchmessenden Weges war, um so mehr mußte der Druck des Vorstoßes die Reihen des Gegners erschüttern. Es war daher ein schwerer Fehler des Pompejus, als er vor der Schlacht bei Pharfalus auf den Rat eines seiner Offiziere seinen Leuten den Befehl gab stehenden Fußes die Legionen Cäsars zu erwarten, um die Unordnung bei diesen zu benutzen und die Kraft der heranfliegenden Pilen nicht durch Entgegenrennen zu verstärken. Der Mißgriff war verhängnisvoll, denn wie der Sieger richtig bemerkte, war bei einer solchen Vorschrift ganz übersehen worden, welches Übergewicht der Angreifer dadurch über den Gegner hat, daß seine Kampfeslust durch den Ansturm entzündet und ge-

ſteigert iſt. Zu einem Angriff bergauf entſchloß ſich jedoch Cäſar ſelbſt nur mit Widerſtreben; lieber bewahrte er tagelang eine abwartende Haltung, als daß er unter ungünstigen Verhältniſſen ſich in ein Gefecht einließ. Selten verrechnete er ſich dabei, am wenigſten gegen die Kelten, deren planloſe Haſt und unruhiges Drängen nach baldiger Entſcheidung nicht nur einmal der kalt rechnenden Befonnenheit der Römer unterlag, zumal gegen einen ſolchen Meiſter der Feldherrnkunſt.

Daß Cäſar dies war, beweifen die von ihm ſelbſt verfaßten Aufzeichnungen über ſeine Feldzüge, ein Werk, das von den größten Heerführern aller Zeiten ſtudiert und als nicht leicht übertroffenes Lehrbuch der Kriegskunſt gewürdigt worden iſt. Klar und verſtändlich wird darin hervorgehoben, welche Faktoren in erſter Linie zum Siege beitragen: Schnelligkeit in Entſchlüſſen und Bewegungen, gepaart mit der größten Vorſicht, genaue Kenntniſ des Landes, in dem man kämpft, nicht zuletzt auch die Sorge für das körperliche Wohl der Untergebenen — alles Forderungen, von deren Erfüllung noch heute das Geſchick eines Heeres abhängig gemacht wird.

In ſtarken Eilmärfchen rückte Cäſar, wenn es galt, dem Feinde entgegen und konnte ſo den Anmarſch deſſelben noch rechtzeitig hindern oder ihm in der Befetzung beherrſchender Stellungen zuvorkommen, und oft mußte rafches Handeln den Mangel ausreichender Streitkräfte erſetzen. War das Land, durch welches der Marſch ging, ihm und ſeinen Soldaten unbekannt, ſo zog er, wo und von wem er konnte, vorher Erkundigungen ein. Nie unterließ er die Vorſichtsmaßregeln, die ihn vor Überraschung durch den Feind ſchützen konnten. Vor den Legionen gingen Vortruppen (*exploratores*), meiſt Reiterei, zur Aufklärung des Geländes weit voraus — ſie melden z. B. die Stellung des Arioviſt in einer Entfernung von ſechsunddreißig Kilo-

metern — vor diesen häufig noch Kundschafter (speculatores), einzeln oder höchstens in Trupps von wenig Mann. Um den Rückzug zu sichern, blieben Teile des Heeres an wichtigen Punkten zurück und überwachten gleichzeitig das Verhalten der Bevölkerung in unruhigen Gebieten. Mit derselben Umsicht wurde auch für die Verpflegung des Heeres Sorge getragen. Die Beschaffung von Vorräten bildete die wichtigste Vorbereitung zum Feldzuge und wurde auch während desselben unausgesetzt betrieben — ganz im Gegensatz zu der Sorglosigkeit der Feinde, die von raschen Erfolgen träumend, oft nur für wenige Tage mit Speisen versehen waren und bald durch die Magenfrage zu unbedachten Entschlüssen gedrängt wurden.

Trotz aller Überlegenheit aber wußte Cäsar von seinen Kräften unter weiser Schonung der Seinen besonnenen Gebrauch zu machen. Manchen anderen hätte es gereizt, in unbekanntem Ländern erobernd vorzudringen, über Völker zu triumphieren, deren Namen noch nie in Rom gehört worden waren; er begnügte sich damit, durch Rekognoszierungszüge nach Britannien und Germanien seinen Hauptzweck zu erreichen, die Nachbarn Galliens von der Einmischung in die Verhältnisse dieses Landes abgehalten zu haben. Beide Male sorgte er mit besonderer Vorsicht für die Rückzugslinie. Während die Flotte über den Kanal ging, blieben drei Legionen auf dem Festland zurück, um die Küstenstriche zu behaupten; beim Übergange über den Rhein bediente er sich nicht der Schiffe, sondern einer großen Brücke von vierzig Fuß Breite, die er binnen zehn Tagen vollendete und durch Brückenköpfe auf beiden Ufern schützte (Fig. 76). Ihre Joche bestanden aus je zwei Stämmen von anderthalb Fuß Dicke, zwischen deren Köpfen ein behauener Tragbalken eingelassen und befestigt war. Langhölzer mit darüber genagelten Querhölzern verbanden die einzelnen Joche unter einander und trugen das Flecht-

werk, über welches die Truppen gingen. Stützen unterhalb der Joche gaben diesen Halt, und eine Art Eisbrecher schützte gegen stromabwärts treibende Baumstämme oder Fahrzeuge. Der ganze Bau muß außerordentlich sinnreich

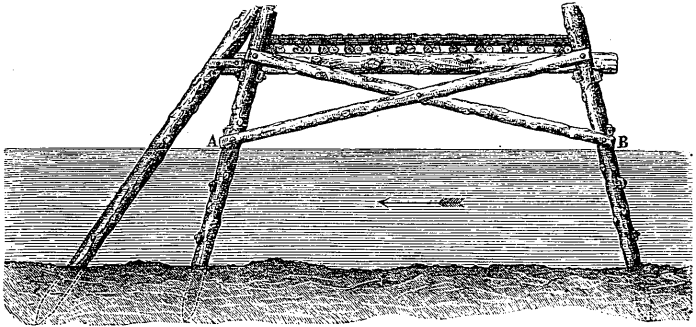


Fig. 76a. Pfahlbrücke Cäsars über den Rhein. Querschnitt.

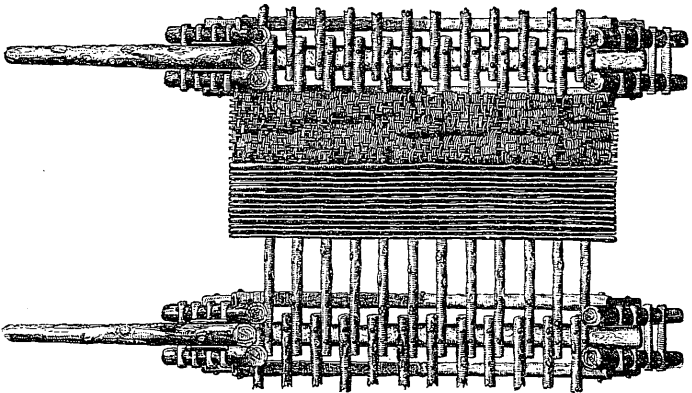


Fig. 76b. Rheinbrücke Cäsars. Ansicht von oben.

erdacht gewesen sein; denn Cäsar sagt, der Anprall der Strömung habe seine Festigkeit nur vermehrt. Durch welches Mittel das erreicht worden ist, insbesondere, wie die Querbalken zwischen den beiden einander gegenüber-

stehenden Jochen befestigt worden sind, läßt sich trotz der umfangreichen Litteratur über die Frage ebensowenig mit unumstößlicher Sicherheit feststellen, als die Stelle, an welcher der Übergang erfolgte.

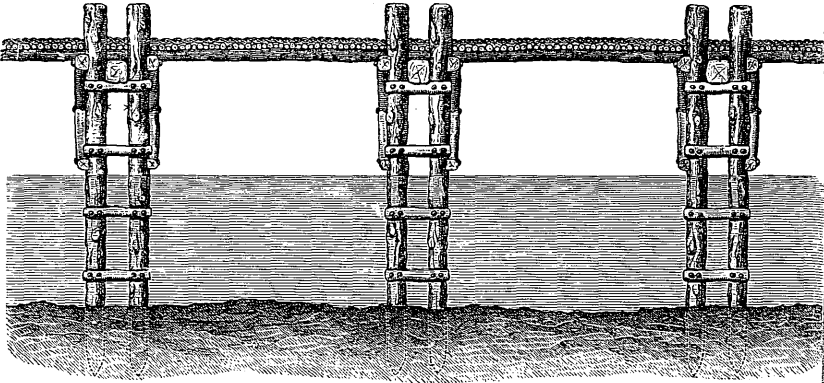


Fig. 76c. Rheinbrücke Cäsars. Längenanficht.

Darin aber sind alle einig, welche sich je mit der Kriegsführung Cäsars eingehend bekannt gemacht haben, daß er mit seinen Legionen Leistungen vollbracht hat, die nie wieder einem Feldherrn mit römischen Truppen zu erreichen gelungen ist.



XIII.

Das Heer der Kaiserzeit.

Als nach Beendigung der Bürgerkriege die Monarchie des Augustus begründet und der Widerstand unzufriedener Gegner der neuen Verhältnisse mit Gewalt unterdrückt oder als aussichtslos freiwillig aufgegeben war, bedurfte es zur Aufrechterhaltung der Ruhe im Innern des Staates keiner nennenswerten Streitmacht mehr. Nur zum Schutze der oft von feindseligen Nachbarn bedrohten äußersten Grenzen machten sich stehende Besatzungen nötig. Deshalb entließ der nunmehrige Alleinherrscher nur die Hälfte der nach Niederwerfung des Antonius im Reiche vorhandenen fünfzig Legionen; die übrigen bezogen Standlager in den Grenzbezirken der Provinzen. Allein im untern Germanien standen nach dem Tode des Kaisers acht, andere in Spanien, Afrika, Ägypten, Syrien, Pannonien, Mösien. In Ländern, wo der Ausbruch von Unruhen oder Angriffe von außen her nicht zu befürchten waren, wie z. B. in Griechenland, befanden sich nur kleinere Abteilungen zur Verfügung des Statthalters, die meist lediglich für den Sicherheitsdienst bestimmt und im Falle der Not durch ein Aufgebot des einheimischen Landsturmes verstärkt wurden. Zur Sicherung neu erworbener Gebiete wurden entweder

neue Legionen gebildet oder alte veretzt. Auflösung einmal bestehender Truppenteile kamen ganz ausnahmsweise vor; jeder führt seine Nummer häufig mit einem Beinamen als Auszeichnung oder zur Unterscheidung, und hat, wie unsere Regimenter, seine Geschichte und ruhmvolle Überlieferungen. Waren Legionen in ihrem Bestande so geschwächt, daß die Ergänzung durch frisch ausgehobenen oder angeworbenen Ersatz nicht rätlich erschien, wenn man nicht die Verwendbarkeit des Heeresteiles auf Jahre hinaus in Frage stellen wollte, so verschmolz man die Reste von zweien und bildete daraus eine einzige, eine Zwilling legion. Die Nummern aufgeriebener Truppenkörper verschwanden dauernd aus der Heeresliste, wie die der unter Varus vernichteten siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Legion.

Als oberster Kriegsherr der gesamten Streitmacht galt der Träger der obersten Staatsgewalt, der Imperator. Ihm wurde jedes Jahr der Fahneneid geleistet, von ihm gingen die Ernennungen der Offiziere aus, des Legatus legionis, des Legionsobersten, des Lagerkommandanten (praefectus castrorum), der Tribunen und der Befehlshaber über die Hilfsvölker, welche in den Provinzen ausgehoben wurden und, meist in einem andern als ihrem Geburtslande, als Verstärkung der römischen Linientruppen Verwendung fanden. Obwohl diese Provinzialen in ihrer heimatlichen Bewaffnung dienten, waren sie doch nach dem Vorbilde jener eingeteilt. Sie bildeten Kohorten von fünfhundert Mann in sechs, oder von tausend in zehn Centurien unter eigenen Feldzeichen; die Reiterei bestand aus Regimentern (alae) von fünfhundert Mann (sechzehn Schwadronen [turmae] zu dreißig) oder tausend Mann (vierundzwanzig Schwadronen zu vierzig) und war wie die römische mit Schild, Schwert, Lanze, Metallhelm, Lederkoller, Beinkleidern und Halbstiefeln ausgerüstet. Außerdem gab es gemischte Abteilungen, die zu drei Vier-

teln aus Fußvolk, zu einem Viertel aus Berittenen bestanden. Selbst Auxiliar-Kohorten, deren Bewaffnung und Einteilung durchaus nach römischem Muster eingerichtet war, werden von den Schriftstellern erwähnt. In der Regel führten aber

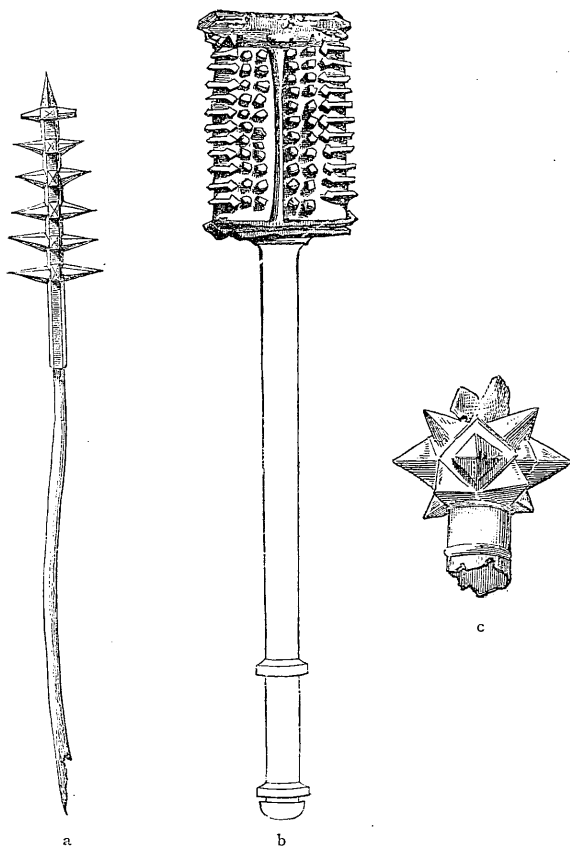


Fig. 77. Streitkolben.

jene irregulären Truppen (Fig. 81) die in ihrer Heimat üblichen Kampfmittel, Streitkolben (Fig. 77: a, b, c), Keulen (Fig. 78), Armbrüste (Fig. 79), Bogen mit Pfeilen (Fig. 80), Schleudern;

asiatische Völker dienten ganz in Erz gehüllt als Panzerreiter (cataphracti).

Eine wichtige Stellung in den Heeren der Kaiserzeit



Fig. 78. Germanischer Hilfssoldat.
Von der Trajanssäule.

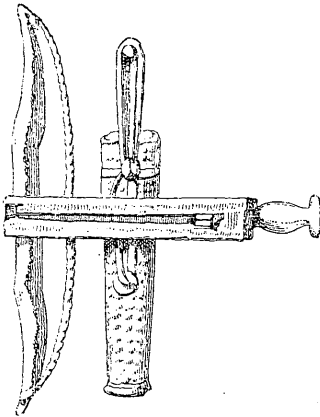


Fig. 79. Armbrust und Köcher.
Von einem Grabrelief.

nahmen auch die Veteranen ein, Soldaten, die nach Ablauf ihrer Dienstzeit noch bei der Truppe blieben. Zwar sollten sie nach zwanzig Dienstjahren verabschiedet und durch ein Kapital oder durch Anweisung von Ackerland für ihr Alter der Sorge um ihren Lebensunterhalt überhoben werden, aber die Knauferei der Kaiser gegen die Krieger ließ solche Versprechungen oft unerfüllt, oder man wies ihnen in unwirtlichen Gegenden Ländereien von sehr zweifelhaftem Bodenwerte an, welche die mühsame Arbeit kaum lohnten. Was blieb dem ergrauten Legionar anders übrig als bei

der Truppe zu bleiben, der die besten Jahre seines Lebens und alle seine Erinnerungen gehörten? Hier fand er wenig-

flens feinen Lebensunterhalt, genoß Befreiung von den lästigsten Arbeiten des Dienstes und eine geachtete Stellung. Zu Fähnchen (vexillationes) mit besonderen Feldzeichen (vexilla) vereinigt, wurden die Veteranenabteilungen mit Vorliebe zu wichtigen und schwierigen Einzelunternehmungen ausgesandt oder im Gefechte zur Belebung des Kampfesmutes und der Ausdauer unter die jüngern Mannschaften verteilt. Ihre Zahl bei einer Legion erreicht in spätern Zeiten ein Zehntel der Gesamtfürke, also, wenn wir diese zu sechstausend Mann



Fig. 80. Asiatische Hilfstruppen. Von der Trajanssäule.

annehmen, wie es in der Kaiserzeit die Regel war, ungefähr sechshundert Mann.

Das Beamtenwesen im Heere erfuhr, seit man stehende Truppen hatte, in allen Verwaltungszweigen und auf allen Rangstufen die eingehendste Regelung. Namentlich im Bureaudienste war ein zahlreiches Personal beschäftigt für die Führung der Listen und das Rechnungswerk. Wirtschaftsoffiziere hatten die Aufsicht über Getreide- und Viehvorrate; Ärzte für Menschen und Tiere besorgten mit Lazarett-

gehilfen das Sanitätswesen; Techniker mit ihren Gehilfen führten die nötigen Bauten aus; sogar eine Sparkassenverwaltung war vorhanden, welche die Hälfte der bei Schenkungen an die Soldaten verteilten Gelder bis zur Verabschiedung der Empfänger spernte und verwahrte, zugleich vermutlich auch die Begräbniskasse zu führen hatte. Die Pflege der Gerichtsbarkeit lag in den Händen eines Auditeurs (quaestionarius) und der Gefängnisdiener, die Verrich-



Fig. 81 Dacische Hilfstruppen. Von der Antoninsäule.

tung religiöser Handlungen in denen des Haruspex und seiner Opfergehilfen. Außerdem gab es Exerziermeister und im Dienste der höheren Offiziere Ordonnanzen, Leibwachen, Stallmeister und Pferdeknechte.

Die Garden des Oberfeldherrn zur Zeit der Republik, die Cohortes praetoriae (Fig. 82), bekamen seit Gründung der Monarchie ihr Standquartier in Rom, in der Nähe des Kaisers. Sie führten dessen Bild auf ihren Feldzeichen, bil-

eten den angesehensten Bestandteil der hauptstädtischen Be-
 zung, erhielten doppelten Sold und wurden bereits nach
 echzehnjähriger Dienstzeit verabschiedet. Anfänglich zählten
 e neun Kohorten zu tausend Mann, später zehn, zwölf, sogar
 echzehn. Unter Tiberius bekamen sie eine große Kaserne
 m Viminalischen Hügel, von der aus sie bald die Herrschaft
 ber Rom und seine Regenten führten. Welch unheilvollen

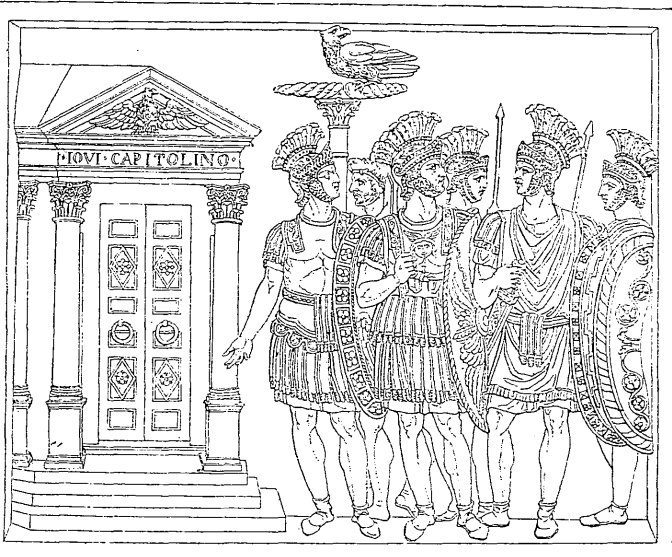


Fig. 82. Praetorianer. Relief des Louvre.

Einfluß sie in den nächsten Zeiten auf die Geschehnisse des
 Reiches geübt haben, ist bekannt: ihr General, der Praefectus
 praetorio, war der zweite Würdenträger im Staate nächst
 dem Monarchen, meist aber, wenn dieser unfähig war, der
 tatsächliche Gebieter des Reiches. Darum vertrauten die
 Kaiser den Schutz ihrer Person und den Wachtdienst im
 Palaste lieber Barbaren aus dem Norden an, deren Treue

zuverlässiger war als die der eigenen Landsleute, den sogenannten Equites singulares, einer berittenen Leibwache, die unter den auxilia dieselbe bevorzugte Stellung einnahm, wie die Prätorianer unter den Linientruppen, ihre Kasernen in der Hauptstadt erhielt und diese nur beim Auszuge ins Feld als Begleitung des Kaisers verließ.

Außer den Gardetruppen lag noch eine Anzahl Kohorten als Besatzung in Rom, die Cohortes urbanae, die mit ihrer Numerierung an die Zahlen der Prätorianischen sich angeschlossen. Gleichfalls militärisch eingerichtet war die Feuerwehr in sieben Abteilungen zu tausend Mann, deren jede in zwei der vierzehn Stadtbezirke ihre Wachtlokale bezog. Ihre Mannschaften waren Freigelassene, die beim Übertritt in die Legionen das Bürgerrecht erhielten; ihre Offiziere avancierten wie bei der Linie, in die sie auch später einrückten.

So fest demnach in jener Zeit in allen Einzelheiten das Heerwesen geregelt erscheint, so unverkennbar ist aber andererseits der Rückgang der kriegerischen Tüchtigkeit. Die schweren Waffen der republikanischen Zeit wurden dem entarteten Geschlecht zu drückend und unbequem; Scutum und Pilum verschwinden, an ihre Stelle treten kleinere Schilde und leichtere Wurfspeie; die Tüchtigkeit im Einzelkampfe nahm trotz der Menge der Exerziermeister mehr und mehr ab. Man mußte darum auch die alte Form der Gefechtsweise aufgeben und kehrte zur acht Mann tiefen, mit der Stoßlanze bewaffneten Phalanx zurück, ohne zu bedenken, daß man damit ebenso tief wieder fiel, als man durch Einführung der Manipular- und Kohortenstellung vorher gestiegen war. Ungefähr zur Zeit des Hadrian wurde die alte Bewaffnung ganz aufgegeben. Das kurze Schwert mußte dem langen Degen, das Pilum kurzen Jagdspießen weichen. Nicht mehr der Manipel hatte sein besonderes Feldzeichen, sondern die Centurie; der Prunkfucht des Zeitalters entsprach es,

daß der Adler nunmehr aus Gold bestand. Zur Ausrüstung der Legion gehörte von nun an noch eine Anzahl fahrbarer Geschütze, fünfundfünfzig Katapulten (Karroballisten) und zehn Onager, die, ähnlich der heutigen Divisionsartillerie, zur Verfügung des kommandierenden Legaten standen. Auch diese Beigabe sollte augenscheinlich dazu dienen, den Mut des einzelnen Mannes durch künstliche Mittel zu beleben; denn der alte Geist des Selbstbewußtseins und Selbstvertrauens war verflogen und konnte weder durch Einführung neuer, selbst orientalischer Kampfesarten noch durch die peinlichste Drillung auf dem Exerzierplatze wieder belebt werden. Auch nicht durch die Schöpfung einer Phalanx nach macedonischem Vorbilde, von der die Stubentaktiker schwärmten und wie sie Caracalla in einer Stärke von sechzehntausend, Alexander Severus sogar in einem Bestande von dreißigtausend Mann einrichteten. Mit einem solchen Lanzenwald konnte man wohl den Barbaren Schrecken einflößen, hätte aber schwerlich gegen solche Gegner wie zur Zeit der Republik, gegen Samniten und Gallier, Pyrrhus und Hannibal, Erfolge erringen können.

Die spätere Zeit bis auf Constantin bietet wenig nennenswerte Neuerungen im römischen Kriegswesen. Seit diesem Kaiser gab man die Einrichtung auf, die Legionen an der bedrohten Grenze lagern zu lassen; man verlegte sie in feste Städte nach dem Innern des Landes und ließ an den Marken nur schwache Besatzungen von Grenzern zurück, die nicht im Stande waren den Ansturm der nordischen Scharen zur Zeit der Völkerwanderung zurückzuschlagen.

Bis dahin aber hatten die Legionen in den äußersten Provinzen des Reiches eine wichtige Arbeit im Dienste der Kultur vollbracht und namentlich im Abendlande eine ähnlich verdienstliche Wirksamkeit entfaltet wie später manche Mönchsorden. Neben dauerhaften Straßen- und Brückenbauten schufen sie Entwässerungsanlagen zur Trockenlegung

fumpfiger Länderstrecken, machten den Boden zum Ackerbau urbar, pflanzten Weinberge an und wurden in Syrien sogar einmal zur Vertilgung von Heuschreckenschwärmen aufgeboden.

Noch bedeutfamer wurde der Aufenthalt römischer Legionen in den Provinzen dadurch, daß aus den Ehen der Soldaten mit Töchtern der besetzten Landesteile eine zahlreiche Mischbevölkerung hervorging, zahlreich genug, um die Bewohnerchaft ganzer Städte auszumachen. Häufig erhielten die römischen Krieger bei ihrer Entlassung das Bürgerrecht für ihre Gattin und Kinder, regelmäßig seit Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus; aber erst unter Septimius Severus um 200 n. Chr. war eine rechtmäßige Ehe den Soldaten auch während der Dienstzeit gestattet. Frau und Kinder wohnten in den Niederlassungen der Krämer und Marketender außerhalb des Lagers, und auch der Familienvater brauchte in letzterem nur zum Dienste zu erscheinen. Je mehr daher eine Legion mit ihren Angehörigen in einer Gegend festhaft geworden war, um so hartnäckigeren Widerstand leistete sie gegen die Versuche sie in andere Standquartiere zu verlegen. Einigen Kaisern kostete solches Vorhaben sogar den Purpur.

Derartige Ansiedelungen in der Nähe der römischen Standlager entwickelten sich, wie im Mittelalter die Standquartiere arabischer Heere, oft zu stattlichen Städten und Mittelpunkten der Kultur, wie auf deutschem Boden Straßburg, Mainz, Regensburg, Wien u. a.; in Gallien und auf der pyrenäischen Halbinsel haben die Nachkommen aus jenen Soldatenehen den Hauptanteil an der Romanisierung des Landes.



XIV.

Dienstverhältnisse im römischen Heere.

Von einem geregelten Dienste konnte in den ältesten Zeiten, als zur Verteidigung der Heimat oder zum Raubzug in ein fremdes Land jeder Bürger zu den Waffen griff, nicht die Rede sein. Hatte der Fußsoldat zwanzig, der Reiter sechzehn Feldzüge innerhalb des dienstpflichtigen Alters mitgemacht, so war er jeder weiteren Verpflichtung enthoben. Übungen in Friedenszeiten zur Ausbildung der Krieger kamen vermutlich nur in sehr beschränktem Maße vor, höchstens bei dem schwierigeren Reiterdienste. Erst später, als man die Einrichtung getroffen hatte, daß von den vier ausgehobenen Legionen nur zwei in den Kampf zogen, die übrigen die Besatzung der Stadt bildeten, konnte man an eine regelrechte Schulung der neu eintretenden Rekruten denken. Dazu genügte ein Jahr; schon im nächsten Frühling galt der Ersatz als kriegstüchtig und rückte ins Feld. Noch zur Zeit des Jugurthinischen Krieges werden folgende Hauptforderungen des römischen Exercitiums betont: daß der Krieger den Feldzeichen im Kampf folgt, Richtung hält und die Befehle rasch ausführen kann. Besonderer Wert wurde auf die Gewöhnung an Strapazen gelegt, und namentlich darauf gesehen, daß auch auf den beschwerlichsten und andauerndsten Märschen der

Soldat sein Gepäck selbst tragen konnte. Ein Heer, in welchem der Unfug eingerissen war, diese Last den Maultieren aufzubürden, galt als zuchtlos und unfähig. Mit gutem Grunde begannen daher Scipio vor Numantia und Metellus in Afrika ihre Besserungsarbeit bei den verwahrlosten Scharen



Fig. 83. Grabstein des Centurionen Qu. Sertorius.

damit, daß sie durch stramme Mannszucht auf den Märschen und durch Beseitigung aller bisher geduldeten Erleichterungen ihre Leute wieder an Anstrengungen gewöhnten. Auch Übungen, ähnlich den Manövern der heutigen Armeen, werden bereits aus ziemlich früher Zeit erwähnt, die *Decursiones*. Eine durchgreifende Drillung begann aber erst mit der Schöpfung der stehenden Heere. Von nun an wurde auch im Frieden auf die vielseitigste Ausbildung für die Obliegenheiten des Dienstes Bedacht genommen. Die Soldaten mußten exerzieren, marschieren, manövrieren, fechten, springen, schießen, reiten, schanzen und machten seit Augustus jeden

Monat drei Feldmärsche, bei denen eine Strecke des Weges im Lauffschritt zurückzulegen war.

Ohne Strafen ging es begreiflicherweise im militärischen Unterrichte auch damals nicht ab. Der Rebstock (*vitis*) (Fig. 83) war ein so unzertrennlicher Begleiter und ein so unumgänglich notwendiges pädagogisches Hilfsmittel des

Centurionen im Verkehr mit feinen Untergebenen, daß er bei der Beförderung in feine Stellung ihn als Abzeichen feines Ranges verliehen bekommt und das Aufrücken zu feinem Posten fogar in der amtlichen Sprache als „Beschenkung mit dem Stocke“ bezeichnet wird. Wie gefürchtet und verhaßt dieses Symbol der neuen Würde in den Händen des Vorgesetzten bei den Mannschaften war, lehrt der Bericht des Tacitus über den Aufstand der pannonischen Legionen, wo er von einem gewissen Lucilius erzählt, der sich durch feinen unbarmherzigen Eifer bei der Züchtigung den Spitznamen „Cedo alteram“ — „einen frischen her“ — zugezogen hatte, weil er „wenn fein Prügel auf dem Rücken des Soldaten zerhauen war, mit lauter Stimme einen zweiten und dann noch einen anderen forderte.“ Dafür wurde er aber auch als erstes Opfer der Meuterei von der aufgeregten Menge erschlagen. Sicherlich stand dieser schlagfertige Zuchtmeister mit feiner Lust am Strafen nicht allein da. Die Centurionen hatten vom Gemeinen auf gedient und mochten den Augenblick herbeigesehnt haben, der ihnen die Macht verlieh andere so zu knechten, wie sie es jahrelang selbst erlitten hatten.

Auch das Arrestlokal der Jetztzeit hatte feinen Vorgänger im römischen Heerwesen und war in jedem Lager vorhanden. Sonstige Strafen für Verfehen im Dienste waren Entziehung des Weizens und Verurteilung zu Gerstenbrod, Verlust des Gürtels, Arbeit bei dem Schanzbau für die, welche davon befreit waren, das Verbot sitzend zu essen, tagelanges Stehen vor dem Feldherrnzelte, Degradation u. a. m. Alle Vergehen wurden übrigens in der Mannschaftsliste bemerkt, was vermutlich Ausschluß von Beförderungen zur Folge hatte. Besonders schwer wurde Pflichtvergessenheit beim Wachtdienste, Verlassen des Lagers gegen ausdrückliches Verbot, Feigheit oder Flucht im Kampfe geahndet, meist mit dem Tode durch die eigenen Kameraden

oder die Hand des Liktors. Verweigerten ganze Truppenteile den Gehorsam oder hielten sich im Gefechte schlecht, so wurden sie dezimiert: der zehnte Mann, den das Los traf, wurde hingerichtet, wenn nicht die gnädige Stimmung des Feldherrn während der Vollstreckung des Urteils Einhalt gebot. Auch Ausstoßungen aus dem Soldatenstande kamen vor, sogar eine ganze Legion wurde einmal mit Schimpf und Schande entlassen. Besonders hart mußten die Truppenteile büßen, die bei Cannä geflohen waren: sie wurden nach Sicilien geschickt mit der Bestimmung, daß vor Beendigung des Krieges keiner, selbst nach Ablauf der Dienstzeit, entlassen werden und nach Italien zurückkehren durfte; jahrelang mußte die Entfernung ihres Lagers von einem ummauerten Orte mindestens zwei Meilen betragen, und trotz flehentlichster Bitten wurde die harte Maßregel nicht widerrufen.

Andererseits wußte aber der Staat und seine Feldherren treue Dienste auch reich zu belohnen. Der Sold zwar scheint zu keiner Zeit sehr reichlich bemessen gewesen zu sein. Lange wurde er nur als Entschädigung für die Verpflegung angesehen und durch zahlreiche Abzüge für das gelieferte Getreide oder die vorschußweise aus öffentlichen Kassen gewährten Ausrüstungsstücke gekürzt. Nur die im Feindeslande ausgeführten Lieferungen von Getreide und Kleidung scheinen unentgeltlich verteilt worden zu sein. Zur Zeit des Polybios erhielt jeder Legionar zwischen fünfundzwanzig und dreißig Pfennigen täglich; erst unter Cäsar wurde der doppelte Betrag gewährt, als das Sinken des Geldwertes eine Erhöhung als unumgänglich notwendig hatte erscheinen lassen. Der Centurio erhielt das Doppelte, der Reiter das Dreifache. In späterer Zeit, sicher unter den Kaisern, wurde auch das Getreide nicht mehr berechnet, nur Waffen, Kleidung und Zelte, und namentlich die Löhnung für die Gardetruppen in der Hauptstadt bedeutend erhöht; jeder Prä-

torianer erhielt zwei Denare, also ungefähr 1,50 Mark nach unserem Gelde. Die Auszahlung erfolgte in drei Terminen aller vier Monate und erst seit Domitian vierteljährlich. Verdoppelung oder Erhöhung des Soldes wurde öfters als Belohnung für bewiesene Tapferkeit zuerkannt.

Weit einträglicher war der Erlös aus der Beute nach dem Kriege. In der ältesten Zeit plünderte jeder Soldat in dem eroberten Platze für sich, später aber scheint die Einrichtung getroffen worden zu sein, daß alles, was nicht dem Staate anheimfiel, wie das Eigentum des überwundenen Herrschers und seine Kriegsvorräte, gemeinsam verkauft und vom Feldherrn zu einer Schenkung an seine Mitstreiter verwendet wurde. Während in den Zeiten, wo Geld noch selten war, schon eine Spende von geringer Höhe viel Freude anrichtete, hatte man später sehr bedeutende Summen nötig, um die Habfucht eines anspruchsvolleren Heeres zu befriedigen. Pompejus zahlte bei seinem Triumphe jedem seiner Krieger sechstausend Sestertien (etwa neunhundert Mark), Cäsar gar zwanzigtausend (etwa dreitausend Mark). Auch Augustus bedachte sämtliche Truppen in seinem Testamente: die Prätorianer erhielten jeder tausend, die übrige Besatzung je fünfhundert, die Legionare je dreihundert Sestertien ausgesetzt. Später wurde es sogar Sitte, daß jeder Kaiser bei seiner Thronbesteigung die Ergebenheit der Armee, mindestens der Prätorianer, durch bedeutende Geldopfer zu erkaufen suchte. Das Kapital, welches der Soldat bei seiner ehrenvollen Verabschiedung zur Begründung einer auskömmlichen Existenz erhielt, betrug für den Prätorianer circa dreitausend, für den Legionar eintaufendachthundert Mark. Im letzten Jahrhundert v. Chr., als durch die Ächtungen Sullas und später der Triumvirn viel Grund und Boden herrenlos geworden war, wandelte der Staat gern diese Verpflichtung in eine Landanweisung um, häufig auf Kosten der bisherigen Nutznießer und zum großen Miß-

vergnügen der alten Krieger, denen das geregelte, arbeit-same Leben beim Bebauen der Scholle felten zusagte. Be-sonders reichlich wurden die Centurionen bedacht, nament-lich wenn sie als Primipilen der Legion verabschiedet worden waren; sie zählten zu den Honoratioren in den Provinzialstädten und führten ein großes Haus, wie aus einer Stelle des Horaz erhellt, welcher berichtet, daß fogar Söhne vornehmer Centurionen zu dem Lehrer Flavius in Venusia in die Schule gegangen seien.



Fig. 84. Dekorierter Centurio (Manius Caelius).

Außer dem Lohne an Geld und Gut gab es noch eine Reihe eh-render Auszeichnungen von ähnlich idealem Werte wie heutzutage die Orden. Dazu ge-hörte außer rascherer Beförderung mit Über-springung einer Anzahl Vordermänner die Be-lobigung seitens des Feldherrn vor verfam-meltem Heere, die mit der Verleihung eines Ehrenzeichens verbun-

den zu sein pflegte. Als solche werden genannt die Ehren-lanze ohne eiserne Spitze (*hasta pura*), Armreifen, Hals-ketten, Spangen zur Befestigung des Kriegsmantels, Ehren-fähnchen, deren Farbe für die Seefoldaten blau, für die Landtruppen purpurn war, namentlich aber die *Phalerae*, Schildplatten von edlem Metallblech, auf welches Reliefs geprägt waren (Fig. 84). Das Innere derselben war mit Pech ausgegossen; ihre Hinterseite bestand aus einer aufge-löteten Kupferplatte. Später trug man sie in Form gehen-

kelter Medaillen, auf denen fich das Bildnis des Kaiſers befand. Man befeftigte fie mittelft eines Riemengehänges auf der Bruft, der Reiter meift an dem Lederzeug feines Pferdes. Allem Anfcheine nach wurden die Stücke dieſer Dekoration nicht einzeln verliehen, wie unfere Orden, fondern mehrere zugleich, am häufigften neun auf einmal. Wenigftens iſt dies die übliche Zahl auf den Grabdenkmälern.

Eine höhere Klaſſe der Auszeichnungen waren die Kränze aus Laub oder Gold. Am bekannteften iſt die Bürgerkrone aus Eichenlaub (ſiehe Fig. 83 und 84), die derjenige erhielt, welcher einem römifchen Bürger im Kampfe das Leben gerettet hatte, indem er den Gegner des Bedrohten tötete und dabei feinen eigenen Platz in der Schlachtreihe nicht verließ. Andere Ehrenkränze waren die Mauer-, Lager- und Schiffskronen, welche für die Erfeigung der feindlichen Feftungswerke, Wälle und Schiffe zuerkannt wurden und an deren Rande in Gold Zinnen, Palifladen oder Schiffsfchnäbel nachgebildet waren. Hatte ein Feldherr eine eingefchloſſene Stadt durch Vertreibung der Belagerer entſetzt oder ein Heer aus verzweifelter Lage gerettet, ſo verlieh man dem Befreier die Belagerungskrone, welche urſprünglich aus Gras und Pflanzen gewunden wurde, die innerhalb des bedrängten Ortes gewachſen waren, vielleicht um damit anzudeuten, was die Nahrung der Bevölkerung bei längerer Fortdauer der Abſperrung geweſen wäre.

War ein ganzer Truppenteil einer Auszeichnung für würdig befunden worden, ſo wurde dieſe, ähnlich wie die Orden an die Fahnen unſerer Heere, an das Feldzeichen angeheftet (Fig. 85).

Der höchſte Ruhmeskranz aber, der die Stirne des Römers ſchmücken konnte, war der Lorbeer, welchen der

siegreiche Feldherr beim Triumphe trug. Gleichzeitig führte der Held des Tages auch den Titel „Imperator“ (etwa „Generalfeldmarschall“), in älterer Zeit jedoch nur, wenn sechstausend erschlagene Feinde nach dem Siege das Schlacht-

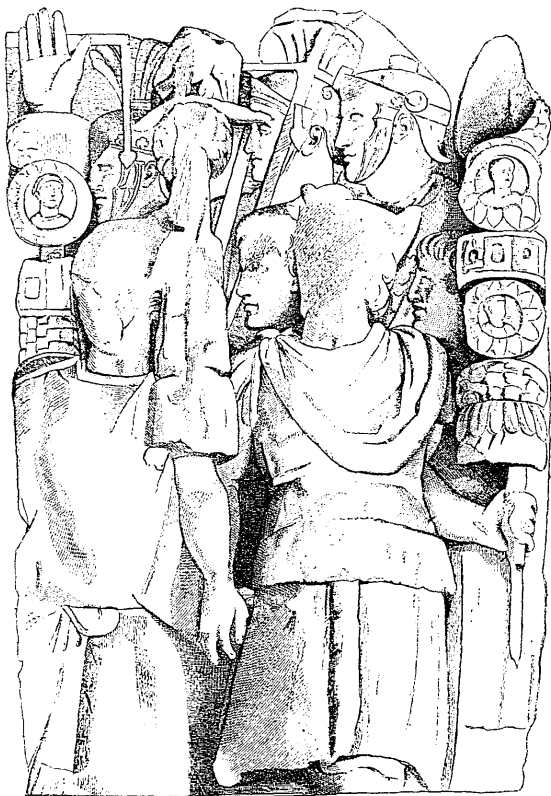


Fig. 85. Relief eines Claudiusbogens.

feld bedeckten und die Soldaten selbst ihren Anführer mit dem Ehrennamen begrüßt hatten. In der Monarchie, als die Triumphe nicht mehr dem ruhmgekrönten Führer im Felde, sondern nur dem Haupte des Staates in seiner Eigen-

schaft als Oberfeldherrn zustanden, führten alle, selbst die unfähigsten und thatenlofesten Cäsaren jenen Titel als Bezeichnung ihrer Würde, gleichbedeutend mit Staatsoberhaupt.

Aber auch schon zur Zeit der Republik wurde nicht immer dem Verdienstesten der gebührende Lohn. Wenn der heimkehrende Sieger im Tempel der Bellona außerhalb der Mauern — die Stadt selbst durfte er vor dem Einzuge nicht betreten — dem Senate Bericht erstattet und seinen Antrag auf Bewilligung eines Triumphes begründet hatte, so wurden, ehe man dem Wunsche willfahrte, oft erst spitzfindige Untersuchungen über dessen Berechtigung angestellt. Namentlich politische Gegner wußten oft durch Ränke und Umtriebe dem Bittsteller den Preis seiner Mühen zu verkümmern. Es wurde eingehend geprüft, ob der nunmehr beendete Krieg auch unter den üblichen Förmlichkeiten erklärt und begonnen, ob er vom Feldherrn in selbständigem Kommando geführt, ob der Sieg nicht mit zu schweren Opfern an Bürgerblut erkaufte worden sei, ob der Feldzug mit vollständiger Niederwerfung der Feinde geendet habe, ob diese würdige Gegner, nicht etwa bloß Sklaven oder Seeräuber gewesen seien u. a. m. Niemals auch — zur Ehre der Römer sei es gesagt — wurden die Siege über die Mitbürger feierlich begangen, weil das Vergießen von Bruderblut nur zur Klage, nicht aber zum Jubel Anlaß geben könne.

War der Triumph und dazu aus der Staatskasse die Kosten bewilligt, so begannen festliche Tage für die Stadt und ihre Bevölkerung, deren Schaulust und Neugierde reiche Befriedigung finden sollte. Ein besonders anschauliches Bild eines solchen Einzuges entwirft Diodor, als er die mehrtägige Feier zu Ehren des Aemilius Paullus bei seiner Heimkehr aus dem macedonischen Kriege beschreibt. Am ersten Tage zogen dem Feldherrn zweitausendvierhundert Wagen voll erbeuteter Schilde voraus, dreihundert mit Lanzen,

Spießen und Bogen und achthundert Tragbahren voll sonstiger Waffen. Am nächsten wurde gemünztes und ungemünztes Gold und Silber, Weihgeschenke, Standbilder, kostbare Gemälde auf fünfhundert Wagen durch die Stadt geführt. Am dritten Tage hundertundzwanzig weiße Rinder, zweihundertzwanzig Gefäße mit Gold, eine zehn Talente schwere, mit Edelsteinen besetzte Schale, zweitausend Elefantenzähne, ein elfenbeinerner Wagen, ein Roß mit Schmuck von Edelsteinen und goldenem Geschirr und ein goldenes Ruhebett. Dann kam der besiegte König Perseus mit seinen Kindern und zweihundertfünfzig Anführern, hinter ihm die dem römischen Sieger von Königen und Staaten verliehenen goldenen Kränze, zuletzt auf elfenbeinernem Wagen von prachtvoller Arbeit der heimkehrende Aemilius Paullus.

Noch prunkvoller waren die über die Völker des Orients gefeierten Triumphe, bei denen nicht geringere Mengen von Schätzen als Augenweide des Volkes eingebracht wurden und namentlich die fremden Trachten der Asiaten ein farbenreiches Bild darboten. Mit größter Spannung erwartete man besonders die besiegten Fürsten, die wie geschmückte Schlachttiere unmittelbar vor dem Gefährt des Triumphators einherzogen und an diesem Tage meist zum letzten Male das Sonnenlicht schauten. Während ihr Besieger auf das Kapitol zog, um seinen Ruhmeskranz im Tempel des Jupiter niederzulegen, zogen die Gefangenen nur bis auf das Forum. Dann erwartete die geringeren Leute die Sklaverei, eine Anzahl aber von ihnen und den Anführer der Tod aus Henkershand oder ein noch schlimmeres Schickfal, die Haft in den grauvollen, finstern Kerkern unter der rohen Behandlung entmenschter Gefängnisknechte. Glücklicher, welcher an der Spitze der Seinen im Kampfe geendet oder durch eigene Hand sich der Willkür seiner gefühllosen Gegner entzogen hatte! In solchem Falle führte man den Toten

wenigstens im Bilde auf, z. B. Kleopatra mit den Nattern um den Arm, zugleich mit den Darstellungen oder Modellen feindlicher Waffenplätze. Cäsar ließ fogar auf einer Tafel die weltberühmten Worte „Veni, vidi, vici“ in mächtigen Lettern vorantragen.

Hinter dem Wagen des purpurgeschmückten Feldherrn, über dessen Haupt ein Sklave die goldene Krone hielt, zogen die von ihm befreiten Bürger und sein siegreiches Heer, gleichfalls mit dem Lorbeer geschmückt, nur Nichtkombattanten trugen den Kranz aus Ölzweigen. In übermüthiger Stimmung und der Nachsicht ihres Führers gewiß mischten die Soldaten in das „Jo triumphhe!“ öfters auch derbe Spottlieder auf den Triumphator, unter denen der Vers auf Cäsar:

„Städter, hütet eure Weiber, denn der kahle Buhler kommt!“

noch lange nicht der anstößigste war.

An den Aufzug schlossen sich in der Regel noch weitere Festlichkeiten wie Spiele und Volksspeisungen. Häufig erhielt auch der heimgekehrte Sieger noch ehrende Beinamen nach dem Schauplatze seiner Thaten, wie Africanus, Asiaticus, Numidicus u. a. m., oder es wurden Bauten zum Andenken des Tages errichtet. Wurde die Ehre des Triumphes darum verweigert, weil die Erfolge des Feldzuges als unbedeutend angesehen wurden oder der Truppenführer nicht eine selbständige Stellung bekleidet hatte, so beging er den kleinen Triumph, die sogenannte Ovation — er zog mit der Myrte auf dem Haupte zu Fuß oder zu Pferde in die Stadt ein — oder veranstaltete auf eigene oder seiner Freunde Kosten mit diesen und seinen Soldaten den Triumph auf dem Albanerberge nach dem Tempel des Jupiter Latiaris. Im letzten Jahrhundert v. Chr. scheint indes diese eigenmächtig begangene Feier, die eine Zeitlang ziemlich gebräuchlich war, in Wegfall gekommen zu sein.

In der Kaiserzeit mußten sich die siegreichen Feldherren mit den Insignien des Triumphators begnügen.

Außer den glänzenden Festen zu Ehren des Imperators bei seiner Rückkehr aus dem Felde fanden schon während des Krieges Dankfeste statt, wenn auf lorbeerumwundenen Tafeln Siegesbotschaften einliefen. Dann wurden auf Beschluß des Senates für eine Reihe von Tagen Dankgebete angeordnet, deren Dauer sich nach der Bedeutung und Tragweite des errungenen Erfolges richtete, in den letzten Zeiten der Republik bis auf zwanzig Tage ausgedehnt wurde.



XV.

Befestigungen und Belagerungskrieg.

Über das Verfahren der Römer, ihre Städte und eroberten Gebiete dauernd vor Angriffen zu schützen, belehrt uns eine Menge von Befestigungsüberresten in Italien wie in allen Gegenden, wo sie als Eroberer sich festgesetzt haben. In Frankreich, Deutschland, Großbritannien, den Alpen- und Donauländern begegnen wir einer Reihe von teilweise sehr gut erhaltenen Bauten von ihrer Hand, deren festgefügtes Mauerwerk Jahrtausende überdauert, vielfach sogar im Mittelalter als Grundlage für Schlösser und Festungsanlagen gedient hat und Zeugnis davon ablegt, mit welchem Aufgebot von Mitteln, zugleich auch mit welcher Gründlichkeit die Erbauer verfahren.

Die ältesten Überbleibsel italischer Mauern bestehen, wie die Königsburgen Griechenlands, aus übereinander getürmten Felsblöcken mit kleineren Gesteinsbrocken zwischen den Fugen (Fig. 86), erst die aus späterer Zeit aus behauenen Quadern (Fig. 87). Seit Servius Tullius soll man mit der Anwendung des Mörtels zur Verbindung unbearbeiteter Bruchstücke oder Backsteine begonnen haben (Fig. 88).

Nicht selten auch begegnet man der Herstellungsweise, daß nur die Innen- und Außenseite der Befestigungswerke

maffiv hergestellt, der Zwischenraum aber durch Erde oder Gußwerk ausgefüllt wurde. Letzteres bestand aus einem Gemengfel von Mörtel und kleinem Gestein und erlangte,

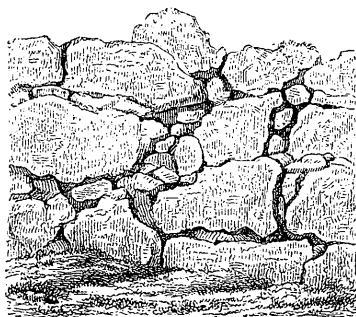


Fig. 86. Kyklopische Mauer.

wie auch die Erfahrungen der Neuzeit beim Abtragen mittelalterlichen Gemäuers beweisen, dieselbe, wo nicht größere Festigkeit als die Außenwände.

Dann und wann wechselten Ziegelbau und der sogenannte Netzverband ab, der darin bestand, daß man die behauenen Steine in Form von vierseitigen Prismen derart in den Mörtel einfügte, daß die Anordnung der Fugen in ihrer Gestalt den Maschen eines Netzes glich (Fig. 89).

behauenen Steine in Form von vierseitigen Prismen derart in den Mörtel einfügte, daß die Anordnung der Fugen in ihrer Gestalt den Maschen eines Netzes glich (Fig. 89).

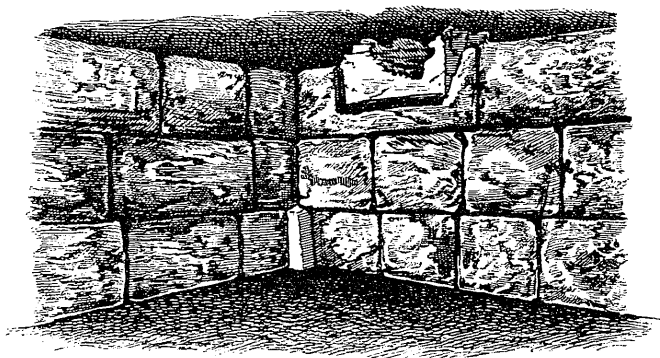


Fig. 87. Quaderbau.

Der Gebrauch dieser Form scheint jedoch erst in späterer Zeit aufgekommen zu sein und ist daher bei Ringmauern feltener nachweisbar.

Ein besonders anschauliches Bild von Städtebefestigungen gewähren die Reste Pompejis. Hier bestehen die Mauern aus zwei hinter einander liegenden Steinwänden, der zwischen ihnen befindliche Raum aber aus einer Schicht

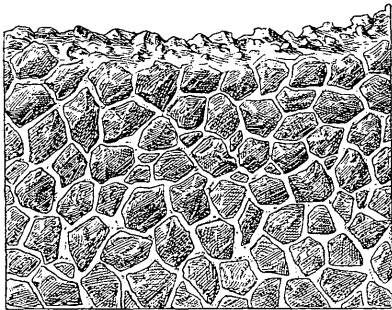


Fig. 88. Mauerwerk aus unbehauenen Bruchsteinen und Mörtel.

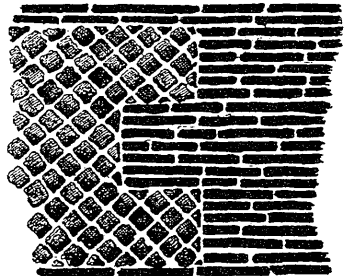


Fig. 89. Netzverband mit Ziegelbau abwechselnd.

festgestampfter Erde (Fig. 90). Strebepfeiler stützen den Bau von der Rückseite und greifen auch nach innen in den Damm ein, um ihm größere Festigkeit zu geben. Auf der

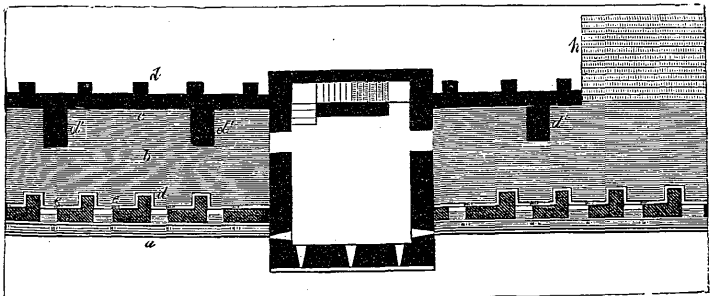


Fig. 90. Grundriß eines Teiles der Stadtmauer von Pompeji.

Treppe h stiegen die Verteidiger von der Stadt herauf. Auf der äußeren Mauer, die niedriger ist als die innere (Fig. 91 und 92), befinden sich Brustwehren, die so angelegt sind, daß in dem Winkel zur Linken der Verteidiger seitwärts Deckung fand und diese nur in dem Augenblicke aufzu-

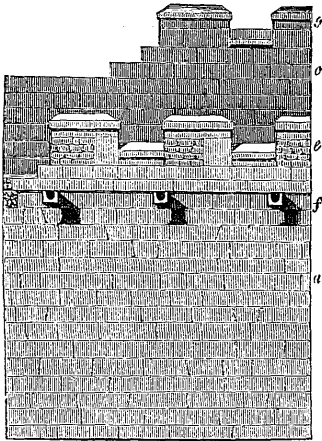


Fig. 91. Ansicht der Stadtmauer von außen.

geben brauchte, in dem er das Gefchoß durch die Öffnung hinabfandte (Fig. 93).*)

Der Grundriß der Türme (Fig. 92 u. 94) war vier-eckig; sie ragten nicht viel (etwa sechs Meter) über dem Wallgange in die Höhe und standen mit diesem durch Seitenthüren in Verbindung. Ihr Inneres zerfiel in drei Stockwerke, durch welche bis auf die Plattform hinauf Treppen führten (Fig. 94:

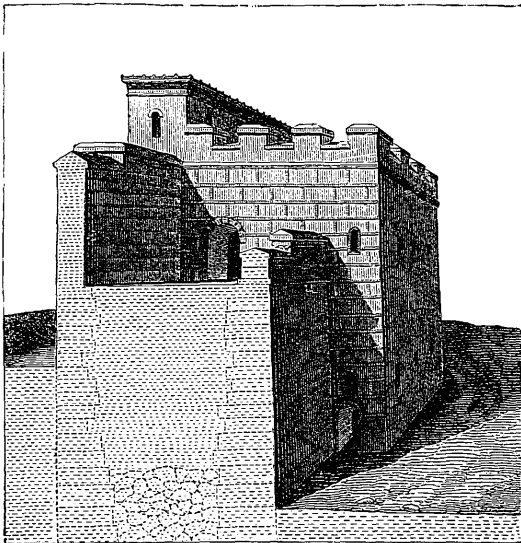


Fig. 92. Durchschnitt der Stadtmauer zu Pompeji.

*) Fig. 91 verdeutlicht die Ansicht der Stadtmauer von außen: a die äußere, c die innere Seite, f die Abfußröhren des etwas geneigten Wallganges, e die Brustwehren der inneren, g die der äußeren Mauer.

b, b', b''), nach außen waren Schießcharten durch die Wände gebrochen (c) und am Fuße ein kleines Ausfallpörtchen angelegt.

Das größte der erhaltenen Stadttore in Pompeji, das herkulanische, zerfällt in drei Abteilungen, eine breite mittlere

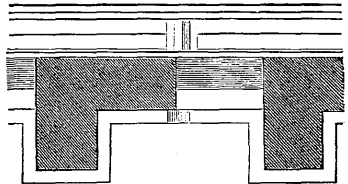
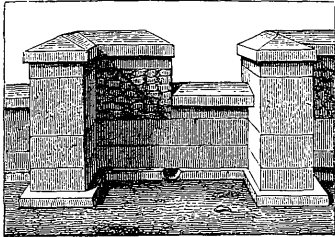


Fig. 93. Bruffwehr der Stadtmauer von Pompeji.

für den Wagenverkehr, zwei zu beiden Seiten für die Fußgänger. Es lag an einer abgestumpften Ecke der Stadtmauer — so erklärt sich der starke Winkel, den diese auf dem Plane bildet — und führte hinaus auf die Gräberstraße, deren Denkmäler zu beiden Seiten des Ausganges unmittelbar angrenzen (Fig. 95).

Anderwärts legte man die Thore häufig in Türme (Fig. 96) oder zwischen zwei derselben, welche zur Rechten und Linken aus der Mauerlinie vortraten und in ihren Stockwerken den Ver-

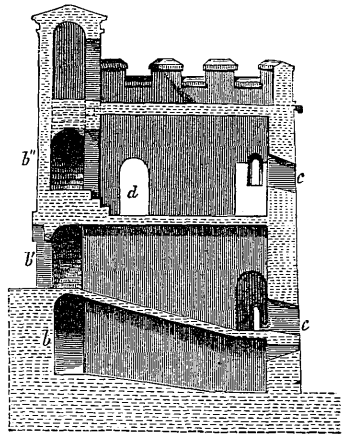


Fig. 94. Durchschnitt eines Turmes.

theidigern zur wirksamen Beschießung des andringenden Feindes genügenden Platz boten. Noch besseren Schutz gewährten die Propugnacula oder Thorhöfe, die in ihren

Anfängen bereits in Griechenland nachweisbar sind, aber erst von den Römern zu den wichtigsten Stützpunkten der Befestigungswerke ausgebildet worden sind. Der besterhaltene Bau dieser Art ist die Porta nigra in Trier (Fig. 97). Hier erheben sich über jedem der beiden Eingänge, dem äußeren wie dem inneren, zwei nach vorn und hinten mit Fenstern versehene Galerien, seitwärts dreistöckige Türme, in die gleichfalls nach dem inneren Hofe zu Öffnungen gebrochen waren. Drangen die Belagerer durch die äußere Pforte in den inneren Thorraum, so wur-

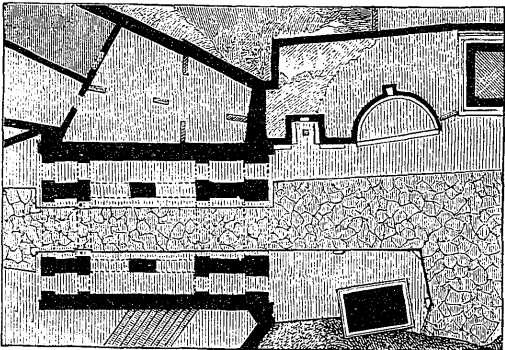


Fig. 95. Plan des Herculaner Thors zu Pompeji.

den sie durch einen vernichtenden Hagel von Geschossen aller Art begrüßt und durch das herabgelassene Fallgatter vom Rückzuge abgeschnitten. An ein Entrinnen konnten sie ebensowenig denken als an Widerstand, da das unterste Stockwerk keine Fenster besaß, und diese erst in einer Höhe von zehn Metern über dem Boden sich befanden. Auch wenn die Feinde auf einer anderen Stelle die Mauern erstiegen hatten, boten jene Propugnacula mit ihren Türmen der Besatzung einen wichtigen Rückzugspunkt, von dem aus man den Wall bestreichen konnte.

Bei anderen Bauten derselben Art ist nur die äußere

Galerie noch erhalten, wie bei der Porte Saint-André zu Autun (Fig. 98) und der Porta Borsari zu Verona (Fig. 99).

Rein militärischen Zwecken dienten die Befestigungen an den äußersten Grenzen erobelter Länder, die Kastelle. Ihre Bestimmung war im wesentlichen, die Bewachungsmannschaften der Grenzwälle zu beherbergen und zu schirmen,



Fig. 96. Thor von Volterra.

jener zusammenhängenden dammartigen, mit Graben und Palissaden geschützten Linien, durch welche den jenseitigen Barbaren auch äußerlich das Machtgebiet des römischen Volkes gekennzeichnet wurde. Es war offenbar unmöglich, so ausgedehnte, ganze Gegenden in einer Länge von fünf-

zig und mehr Kilometern absperrende Befestigungen gegen jeden Angriff zu verteidigen, wohl aber beabsichtigte man

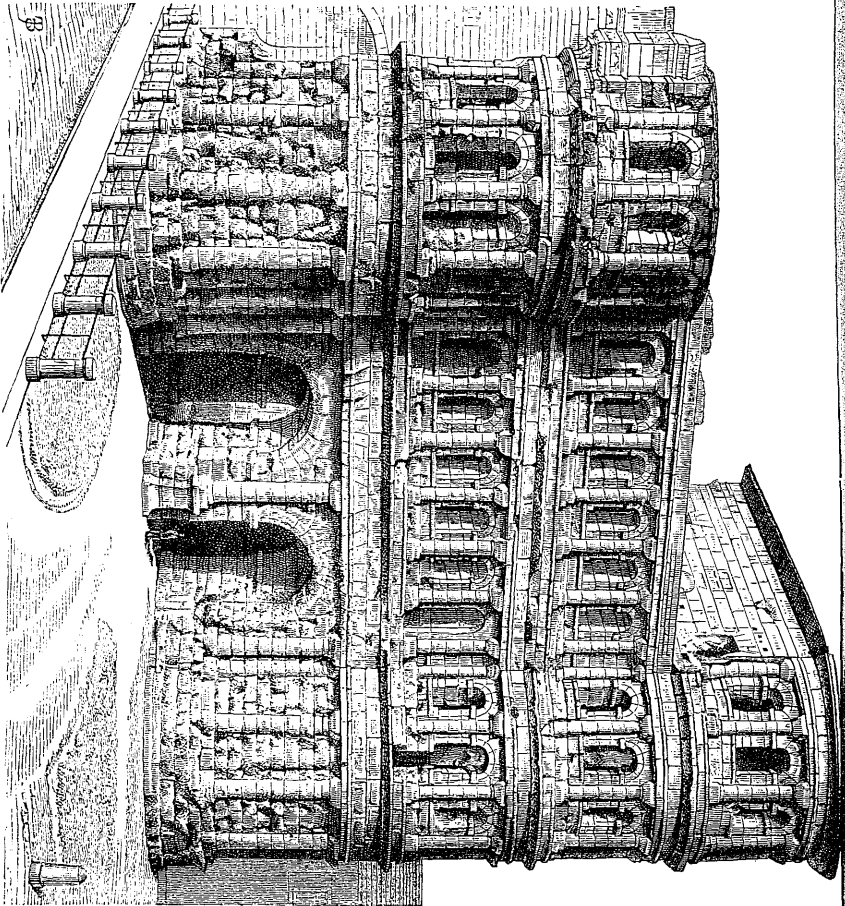


Fig. 97. Porta Nigra zu Trier.

das Herannahen von Feinden rechtzeitig nach den weiter landeinwärts liegenden Waffenplätzen durch Feuerzeichen melden zu können. Die längs des Walles aufgestellten

Posten fanden eine Zufluchtsstätte bei plötzlichem Überfall in den nahen Kastellen, deren Inneres im kleinen die Einrichtung eines Lagers aufweist und deren Anlage stark genug war, um auf kurze Zeit, bis zum Eintreffen von Verstärkungen, eine Belagerung aushalten zu können. In der Mitte lag die Feldherrnwohnung, ein auf Steinunterbau aufgeführtes Haus, das, auf dauernden Aufenthalt berechnet, in seinem Grundrisse dem der römischen Privatwohnungen im ganzen und großen gleichen mochte, daneben ein Exerziergebäude, da namentlich in den nördlichen Ländern das

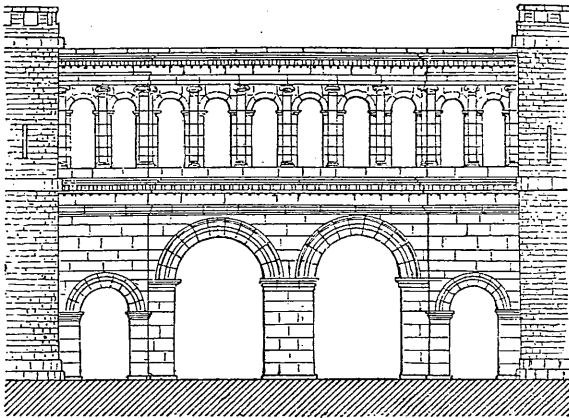


Fig. 98. Porte Saint-André zu Autun (Augustodunum).

unbeständige Wetter einen großen Teil des Jahres über die Übungen im Freien erschwerte oder ganz unmöglich machte. Die Soldaten waren in Baracken aus Fachwerk untergebracht, wie in den Winterlagern. Innerhalb wie außerhalb der Verschanzungen waren Holz- und Futtervorräte aufgestapelt und längs des Grenzwalles Beobachtungstürme errichtet, deren Posten durch brennende Fackeln verdächtige Wahrnehmungen nach dem Kastelle zu melden hatten. Um diese Alarmzeichen weithin sichtbar zu machen, wurde zu

beiden Seiten des Damms ein Streifen Waldes gerodet. Wegen der fortwährenden bedrohlichen Nähe der Feinde galt der Dienst in solchen vorgeschobenen Kastellen als vorzugsweise gefährlich und anstrengend, und die Angabe ist

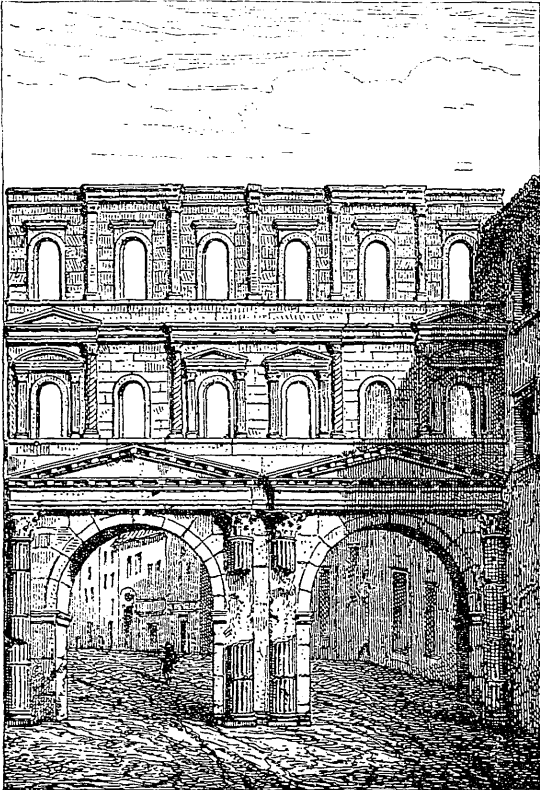


Fig. 99. Porta Borfari zu Verona.

nicht unwahrscheinlich, daß die Berufung eines Offiziers in eine solche Grenzbefestigung öfters als Strafverfetzung angesehen wurde.

War das römische Gebiet durch einen hinreichend

breiten und tiefen Wasserlauf von dem der Nachbarn getrennt, so zog sich die Postenlinie mit den Alarmhäufern längs des Flusses oder Stromes hin (Fig. 100). Bisweilen sicherte man sich den Übergang durch Anlegung von Brückenköpfen auf dem feindlichen Ufer.

Hand in Hand mit den Maßregeln zur Sicherung der Grenzlande ging die Erweiterung des über alle Provinzen ausgespannten Straßennetzes, „ohne das, wie von den Achaemeniden bis hinab auf den Schöpfer der Simplonstrabe die Geschichte aller Militärstraßen lehrt, keine militärische Hegemonie bestehen kann.“ Dammartig wie unsere Chauffeen, mit festem Unterbaue und dauerhafter Besteinung angelegt, bekunden die vielfach noch erhaltenen Wegebauten der Römer, daß das Eroberervolk über die rechten Mittel verfügte, um den Errungenschaften seiner Waffen festen Bestand zu sichern. Selbst breite Ströme oder weite Flußthäler waren kein unüberwindliches Hindernis; mit einer Brücke von zwanzig starken, steinernen Pfeilerpaaren überspannte Trajan die Donau (Fig. 101); ebenso bewundernswert und großartig ist die Anlage der Brücke und Wasserleitung bei Nîmes in Südfrankreich. In Alpenpässen wie in sumpfigen Niederungen wußte man mit gleicher Umsicht den Schwierigkeiten zu begegnen, selbst zu Tunnelbauten entschloß man sich, wenn kein anderer Ausweg ausfindig gemacht werden konnte.

Alle Heerstraßen wurden, wenigstens zur Kaiserzeit, auf Karten eingezeichnet, welche den Feldherren auf ihren Zügen über die zurückzulegenden Strecken, über die zweckmäßige Bemessung der Märsche und über die Lage der Magazine für Lebensmittel und Kleidungsstücke die nötigen Aufschlüsse geben konnten. In den Niederlagen für Heereszwecke (mansiones) fand der Reisende zugleich Nachtquartier und frische Pferde, selbst ziemlich große Truppenabteilungen genügende Vorkehrungen für ihr Unterkommen.

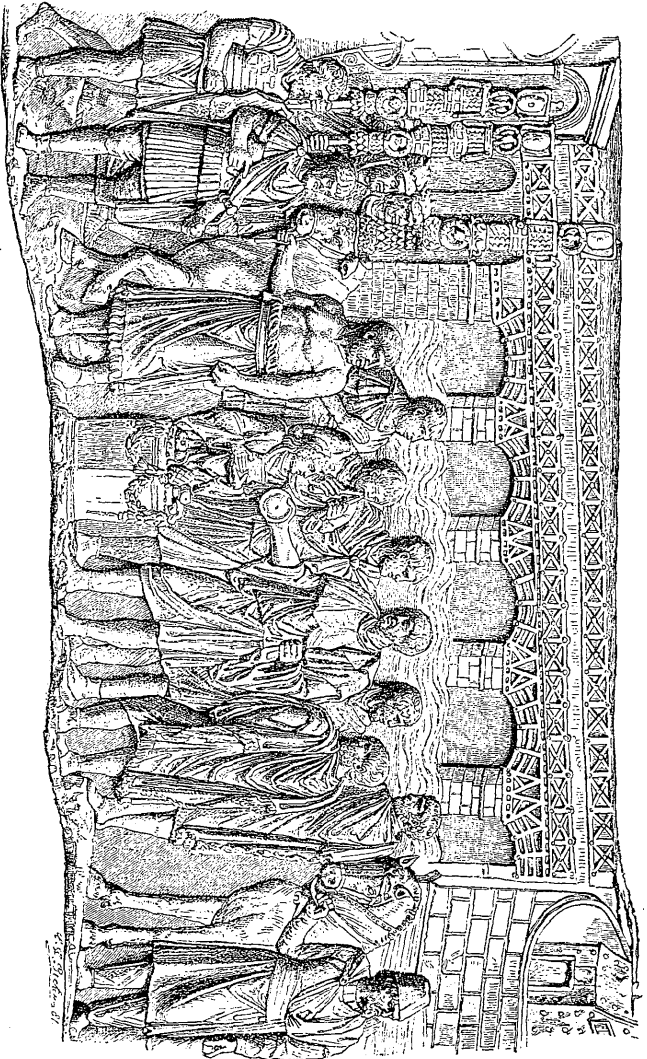


Fig. 101. Opfer des Kaisers an der Donaubrücke. Von der Trajanssäule.

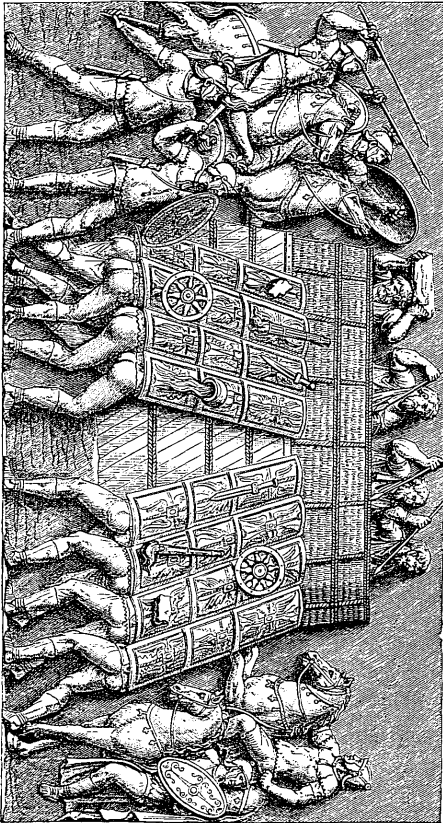
Zugleich dienten jene Haltestellen mit den zwischen ihnen gelegenen kleinern Poststationen (*mutationes*) zum Wechsel der Bespannung den Zwecken des Nachrichtendienstes, durch welchen mit großer Schnelligkeit teils optische Zeichen, teils mündliche oder schriftliche Nachrichten weiter befördert wurden. Einen vorläufigen Schutz in Gefahren gewährten, wie an den Grenzwällen, kleine, längs der Straßen erbaute Kastelle mit Beobachtungstürmen und breitem, tiefem Graben um die Außenmauern.

So trefflich es die Römer verstanden, ihre Städte und Bollwerke zu schützen, so vielseitig erwiesen sie sich auch in der Wahl der Mittel, wenn es galt, die starken Burgen ihrer Gegner zu brechen. Im Anfange zwar leisteten sie im Belagerungskriege nichts Nennenswertes. Das beweisen die langjährigen Anstrengungen, ehe es ihnen gelang, die Etruskerstadt Veji zu Falle zu bringen, und das Fehlen von Sturmgerät außer den Leitern zum Ersteigen der Mauern oder Baumstämmen zum Einstoßen der Thore. Frühestens seit dem Kampfe gegen Pyrrhus lernte man die Werkzeuge kennen, welche in Griechenland zur Zeit der Diadochen ihre höchste Vervollkommnung erfahren hatten. Von dieser Zeit an verfügte auch Rom über einen so reichhaltigen Belagerungspark von Breschhütten und Laufgängen, Mauerbrechern und Geschützen, daß es sich an die schwierigsten Aufgaben wagen konnte und sogar den Widerstand des mächtigen Syrakus bemeisterte, trotz der zahlreichen Besatzung und der gewaltigen Mauern, trotz der mannigfachen Gegenanstalten, welche die Wissenschaft des Archimedes im Dienste der Vaterlandsverteidigung zu erfinden wußte.

Um die Übergabe einer festen Stadt zu erzwingen, verfahren die Römer auf doppelte Weise: entweder schloß man sie von allen Zugängen ab und wartete, bis der Mangel an den notwendigsten Lebensmitteln, namentlich an Wasser, zur Ergebung drängte oder man verschrift zum Sturman-

griff. Bot sich die Möglichkeit schwache Befestigungen mit geringer Besatzung zu überrumpeln, so rückte man gleich beim Eintreffen vor dem feindlichen Orte unter dem Schutze der fest an einander geschlossenen Schilde bis an die Mauern

Fig. 102. Angriff auf eine germanische Befestigung. Von der Marc Aurelstäule.



heran (Fig. 102). Waren diese niedrig, so flogen andere Krieger auf das von ihren Gefährten gebildete Dach und erklommen die Wälle, während die Verteidiger auf denselben durch Schleuderer und Bogenschützen stark beschossen



Fig. 103. Erstürmung der dacischen Hauptstadt.



Relief der Trajanssäule. Zu Seite 205.

wurden (Fig. 103). Höhere Mauern erstieg man auf Leitern, womöglich an einer Stelle, von welcher die Aufmerksamkeit der Belagerten abgelenkt war, und öffnete von innen die Thore.

Glückte der Überfall nicht, so begann die regelrechte Berennung und der Bau der Angriffswerke. Die Einleitung dazu bildete das Aufwerfen eines Walles aus Erde, welcher, um einem Ausfalle zu begegnen, rasch mit Geschützen und Türmen besetzt wurde. Die Entfernung, in welcher dieser Kreis um die Stadt gezogen wurde, bemafs sich nach der Tragweite der Waffen, welche den Eingeschlossenen zu Gebote standen, da man es vermied, im nächsten Schußbereiche des Gegners mit dem Baue zu beginnen. Dann wurde ein Damm aus Erde oder Baumstämmen nach der feindlichen Stadt zu errichtet, den man, geschützt durch Wände von Rutengeflecht, allmählich bis in die Nähe der anzugreifenden Werke und in gleicher Höhe mit deren Brustwehren heranzuführte. Nach dem rückwärts liegenden Lager wurden bedeckte Gänge (*vineae*, Weinlauben) angelegt, unter denen häufig auch gefechtsbereite Abteilungen gegen Ausfälle zur Verfügung gehalten wurden. Waren diese Vorbereitungen vollendet, die Belagerten aber noch nicht durch die schnell entstandenen Bauten der Römer mutlos geworden, sondern zu weiterer Gegenwehr entschlossen, so trat das Sturmgerät in Thätigkeit. Die Mannschaften unter den Schüttschildkröten füllten den Graben vor den Wällen aus; dann rückten die Minierhütten vor, unter deren Schutze an der Untergrabung und Anbohrung des Gemäuers gearbeitet wurde; gleichzeitig dröhnten die Sturmböcke mit ihren eisenbeschlagenen Köpfen gegen das Gestein; starke Sichel an langen Stangen, etwa von der Form der heutigen Feuerhaken, rissen die Zinnen herab; aus den mehrstöckigen, bis an den vordersten Rand des Dammes vorgeschobenen Türmen ergoß sich ein dichter Hagel von Geschossen und

lichtete die Reihen der Verteidiger auf dem Wallgange. Aber auch diese blieben währenddem nicht müßig. Sie wälzten mächtige Steinblöcke herab, um das Dach und Gebälk der Breschhütten zu zerfchmettern, schütteten auf dieselben geschmolzenes Blei und brennbare Flüssigkeiten herab und entzündeten sie durch Brandpfeile; sie fingen den Kopf des Mauerbrechers in Schlingen, zogen ihn in die Höhe und machten so die Stöße wirkungslos; war beim Belagerungsdamme viel Holz verwendet worden, so suchte man ihn durch Feuer zu zerstören; angelegte Leitern warf man um, ergriff die Stürmenden mit Zangen und zog sie mittelst einer Winde herauf in die Stadt. Außerdem war man unablässig bemüht die entstandenen Schäden an den Befestigungen auszubessern, hinter den Breschen neue Mauern eilig aufzuführen und die Wirkung der Stöße des Widders durch Polsterung mit Kissen abzuschwächen u. a. m.

Erlahmte der Widerstand der Verteidiger an einer Stelle, so wurden aus den Türmen der Belagerer Fallbrücken herabgelassen, über welche sie in die feindliche Stadt hinübereilten, die Thore öffneten und in unbarmherzigem Morden weiter vordrangen, bis die waffenfähige Bevölkerung aufgerieben und das Zeichen zum Plündern gegeben wurde. Was von der Einwohnerchaft übrig geblieben war, wurde im ganzen an die Sklavenhändler verkauft, die, wie die Aasgeier die Karawanen, die Heere der Eroberer begleiteten. Denn sobald die Belagerten durch Verweigerung der Übergabe die Römer zur Errichtung ihrer Belagerungswerke und zum Sturmangriffe gezwungen hatten, verloren sie jeden Anspruch auf Schonung.

Bisweilen kam es auch vor, daß das Einschließungsheer durch eine zum Entsatze herbeieilende Streitmacht im Rücken bedroht wurde und nach zwei Seiten zugleich Front zu machen hatte. In solcher Lage mußte außer dem gegen die Stadt errichteten Walle, der Contravallationslinie, noch

ein zweiter zum Schutze des eigenen Lagers aufgeworfen werden; die Circumvallationslinie. So mußte sich Cäsar mit seinen Truppen vor Alesia sichern, wo er in der Festung ein Heer von achtzigtausend Mann zu Fuß und fünfzehntausend Reitern festhielt, während das Aufgebot des keltischen Landsturmes in einer Stärke von angeblich zweihundertfünfzigtausend Fußkämpfern und achttausend Berittenen gegen die Belagerer im Anmarsche war.

Die Anordnungen, welche Cäsar in solcher Bedrängnis zum Schutze seiner Stellung traf, sprechen ebenso für die Zähigkeit der Römer in der Ausführung ihrer Beschlüsse und der Bekämpfung von Schwierigkeiten, wie für ihre Findigkeit selbst mit einfachen Mitteln bedeutende Erfolge zu erzielen.

Parallel mit der Einschließungslinie, vor welcher tiefe Gräben gezogen und durch Kanäle vom nahen Flübchen aus unter Wasser gesetzt wurden, legte der Belagerer in einem Umkreise von ungefähr zwei und einer halben Stunde einen Außenwall an, auf dem in Zwischenräumen von achtzig Fuß Türme erbaut wurden. Der vorderste Rand derselben erhielt Brustwehren von starkem Geflecht mit festen scharfen Spitzen nach oben; die steile Böschung wurde durch ästige Baumwipfel (*cervi*, Hirschgeweihe) besetzt, deren Zweige zu einem dichten, schwer zu durchdringenden Verhau verschlungen und verbunden wurden. Davor wurden in schachbrettartiger Anordnung trichterförmige Fallgruben mit einem spitzen Pfahl in der Mitte ausgeworfen, die der Blüte einer Lilie mit dem emporstehenden Pistill ähnelten und nach dieser Blume benannt wurden, dann Reisig lose darüber gedeckt; weiter nach außen wurden Hölzer mit eisernem Widerhaken derartig in die Erde gesenkt, daß nur die Spitzen aus dem Boden hervorragten, und gleichfalls durch Rafen oder Heidekraut leicht verkleidet.

Diesen umfassenden und mühevollen Vorbereitungen

entsprach der Erfolg. Viele der Feinde machten beim Ansturm üble Bekanntschaft mit den Annäherungshindernissen; bis zum Walle vorgedrungen, wurden sie von hier und den Türmen aus mit den schweren Mauerpilen von etwa 7 cm Dicke empfangen, bis sie endlich unverrichteter Sache unter Zurücklassung zahlreicher Verwundeter abziehen mußten. Gleichzeitig waren die Belagerten unter Führung des ritterlichen Vercingetorix von der Stadt aus gegen die Werke ihrer Gegner vorgebrochen. Schon war es ihnen gelungen, an einer Stelle die Gräben auszufüllen und die Verschanzungen zu ersteigen, da entriß ihnen ein kräftiger Vorstoß der römischen Kohorten die errungenen Vorteile und zwang sie im Verein mit der Reiterei unter furchtbarem Blutbade zum Rückzuge in die Stadt. Die Doppellinie war von Cäsar siegreich behauptet worden, das Entsatzheer in fluchtartiger Eile abgezogen, die Eingeschlossenen waren ihrem Schicksale überlassen und hatten den Gedanken an eine Erneuerung des Ausfalles mit ihren geschwächten Kräften, angesichts der steigenden Hungersnot selbst aufgegeben. Alesia fiel und damit wurde auch das Schicksal ganz Galliens für alle Zeit endgültig entschieden.

Unter Umständen zog Cäsar auch ausgedehnte Verschanzungslinien zur Sicherung eines Landstriches oder zur Einschließung eines Gegners im freien Felde. Als sich die Helvetier im Jahre 58 v. Chr. von ihrem Vorhaben, durch die Provinz Gallien nach dem Westen zu ziehen, nicht abbringen ließen, benutzte der schlaue Römer die vierzehn Tage Bedenkzeit, welche er ihnen abgelistete hatte, um mit Hilfe der einzigen Legion, über welche er damals verfügte, die vom Einfall bedrohte Strecke zwischen Genfer See und Juragebirge in einer Länge von achtundzwanzig Kilometern durch einen sechzehn Fuß hohen, mit Kastellen gekrönten Wall zu besetzen, an welchem alle Durchbruchversuche scheiterten.

Während des Bürgerkrieges wurde das Heer der Pompejaner unter Afranius und Petrejus durch Umzingelung mit Schanzen und Dämmen gezwungen die Waffen zu strecken und so die in einem Kampfe zwischen römischen Legionen zu befürchtenden Verluste von Cäsar geschickt vermieden. Weniger Glück hatte er bei Dyrrhachium gegen Pompejus. Hier sperrte er dessen Heer durch eine über fünfundzwanzig Kilometer lange Umwallung mit vierundzwanzig Schanzen geraume Zeit vom Innern des Landes ab, mußte aber infolge eines unglücklichen Gefechtes seine Stellung räumen und die Entscheidung bis zum Zusammentreffen bei Pharfalus vertagen.



XVI.

Flotte und Geschütze der Römer.

Weder im Seewesen noch im Geschützbau haben die Römer die Kriegführung des Altertums durch nennenswerte Erfindungen bereichert, sondern sich nur angeeignet, was ihre geistig höher entwickelten Nachbarn erdacht und vervollkommen hatten. Im ersten punischen Kriege mußten für die Überfahrt des Heeres nach Sicilien die unteritalischen Seestädte die Transportmittel stellen, und als man den Mangel einer Flotte zum Schutze der italischen Küste gegen die zur See mächtigen Karthager dringend empfand und auf Abhilfe sann, mußte ein geftrandeter Fünfruderer der Feinde zum Vorbilde beim Baue der Schlachtschiffe dienen. Zwar wurde nun mit der Gründung einer Flotte unverweilt vorgegangen und in kurzer Zeit hundert Penteren und zwanzig Trieren gezimmert, aber es fehlte an seetüchtigen Leuten, welche in der Ausführung rascher Wendungen und Bewegungen es mit den geschulten Mannschaften des Gegners hätten aufnehmen können. Damals, wie zu jeder Zeit, fühlte sich der römische Krieger auf dem Wasser höchst unbehaglich, weil die Tapferkeit des einzelnen Mannes nicht zur Geltung kommen konnte. Hohe Ehre brachte es daher dem Duilius ein, als er durch Ein-

führung der Enterbrücken, mittelst deren man auf das feindliche Verdeck hinüberspringen und mit blanker Waffe die Entscheidung herbeiführen konnte, seinen Landsleuten Gelegenheit gab ihre Tüchtigkeit im Nahkampfe zu bewähren und zu verwerten. Der neuen Erfindung dankten die Römer den Sieg bei Mylae; aber noch manches Mal mußten sie schweres Lehrgeld zahlen, noch manche riesige Flotte mußte unter fast unerforschlichen Opfern ausgerüstet werden, ehe es gelang, des Gegners Herr zu werden. Im Verlaufe des ganzen Krieges büßten sie nicht weniger als siebenhundert Schiffe in den Seetreffen ein, die Karthager nur gegen fünfhundert. Was für Verluste an Menschenleben diese Summen bedeuten, ergibt sich daraus, daß sich an Bord jedes Fünfruderers ohne die bewaffneten Krieger allein dreihundert Mann als Ruderer befanden, die in der Mehrzahl das Schickfal ihres Fahrzeuges teilten, mit diesem untergingen oder in die Hände der Feinde fielen.

Zu keiner Zeit des Altertums war aber auch nach der Aussage des Polybios eine ähnliche Kraftentfaltung im Seekriege zwischen zwei Gegnern erlebt worden. Auch Rom hat nie später solche Streitkräfte zu Wasser aufgeboden, wie in seinem ersten Waffengange mit den Puniern. Seine unter bedeutenden Opfern geschaffene Flotte verfiel; im hannibalischen Kriege geschieht ihres Auftretens im Kampfe nirgends Erwähnung; vollends als im Westbecken des Mittelmeeres kein gefährlicher Nebenbuhler mehr zu fürchten war, bestand sie vorwiegend nur aus Transportschiffen zur Beförderung der Truppen auf überseeische Kriegsschauplätze. Die nötigen Matrosen und Offiziere stellten die Bewohner der Seestädte, die *Socii navales*; als Ruderer dienten Freigelassene und Sklaven. Nur dadurch ist es begreiflich, daß das Treiben der Seeräuber sich in so bedrohlicher Ausdehnung entwickeln konnte, wie es in den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts v. Chr. der Fall war. Mit uner-

hörter Dreißtigkeit spielten sich die Piraten als unumschränkte Gebieter zur See auf: sie drangen plündernd bis in die Nähe der weltgebietenden Hauptstadt und machten den Aufenthalt in den Landhäufeln der Umgebung unsicher; sie fuhren ungefcheut in den Häfen umher, wie der cilicische Freibeuter Herakleo vor den Augen des römischen Statthalters zu Syrakus, und brachten durch Wegnahme der Getreidefendungen fogar Hungersnot über Rom. Erst als Pompejus vom Senate sehr ansehnliche Summen zur Verfügung gestellt bekam, um eine seetüchtige Flotte zu gründen, und mit nie dagewesenen Machtbefugnissen, der Oberhoheit über alle Küsten bis zehn Meilen landeinwärts, ausgestattet wurde, konnte er der Plage dauernd steuern.

Seitdem ist Roms Seemacht nie wieder zu solcher Bedeutungslosigkeit herabgesunken wie in der Zeit vom ersten punischen bis zum Seeräuberkerige. Während des zweiten Triumvirats wurde eine stattliche Flotte ausgesandt, um dem gewaltthätigen Treiben des Sextus Pompejus als Freibeuter auf dem tyrrhenischen Meere ein Ende zu machen, was Agrippa, dem Admiral des Oktavian, nach erbittertem Kampfe durch seinen Sieg bei Nauochos gelang. Auch in der Schlacht bei Aktium standen beide Gegner mit sehr ansehnlichen Flotten einander gegenüber. Antonius mit Acht- und Zehnruderern, deren Verdeckte Türme voll Wurfmaschinen und Schützen trugen, Oktavian mit leichten, beweglichen Fahrzeugen, wie sie die Liburner, ein Küstenvolk Illyriens, für ihre Raubfahrten erfunden hatten. Diese flinken Zweiruderer erwiesen sich aber den ungefügigen Riesenbauten, die viel zu schwerfällig waren, um rasche Stöße mit ihrer Ramme auszuführen, weit überlegen und entschieden den Sieg zu Gunsten des Oktavian.

In der Kaiserzeit dienten die Flotten zur Sicherung des Verkehrs auf dem Mittelmeere und auf den größeren Strömen. Bereits unter Augustus waren in Misenum und

Ravenna Geschwader stationiert, später auch in anderen wichtigen Häfen, wie in Aquileja, Trapezunt, Seleucia, Alexandria und anderwärts, ebenso auf dem Rheine, der Donau, dem Euphrat, sogar auf Binnengewässern, wie dem Komer und Neuenburger See. Auf den Flüssen waren die Fahrzeuge begreiflicher Weise wesentlich kleiner als die, welche zum Dienste auf hoher See bestimmt waren. Aber auch unter letzteren waren größere Schiffe als Dreiruderer nur in verhältnismäßig geringer Anzahl vertreten, am häufigsten die zweirudrigen Liburnischen, so häufig, daß später alle Kriegsschiffe ohne Unterschied mit diesem Namen bezeichnet werden. Im allgemeinen hielt man sich beim Baue derselben an die bei den Griechen und den übrigen seefahrenden Nationen des Altertums ausgebildeten Formen und wich erst später insofern ab, als über dem Hauptsegel am großen Mast noch ein zweites, das Supparum, angebracht wurde.

Seit in der Kaiserzeit die römische Seemacht eine so eingreifende Neugestaltung erfahren hatte, wurden auch die Dienstverhältnisse und die Stellung der Offiziere und Mannschaften bei der Marine auf das genaueste geregelt. Während in der Republik eine besondere Flottenanführerstelle nicht vorhanden ist und mit dem Oberbefehl bald die Konsuln, bald die Prätores oder Legaten betraut sind, werden schon unter Augustus, der wie alle späteren Regenten als oberster Kriegsherr über alle Streitkräfte zu Land und zu Wasser gebot, zwei Admirale (praefecti) nebst ihren Stellvertretern (subpraefecti) für die beiden Haupthäfen in Misenum und Ravenna ernannt, sowie Befehlshaber für die kleineren Geschwader. Zu diesen Stellen gelangten oft Offiziere der Landarmee, meist ritterlichen Standes. Unter ihnen standen die Kapitäne der einzelnen Schiffe mit ihren Unterbeamten, deren Zahl ziemlich beträchtlich war, sowie die Vorsteher der Werften und Arsenale mit ihren Arbeitern. Wie in früherer Zeit bestand die Besatzung der Fahrzeuge aus

Leuten des niedrigsten Standes, meist Freigelassenen und Fremden, die erst durch lange sechsundzwanzigjährige Dienstzeit sich das Bürgerrecht verdienen mußten, welches ihnen bei ehrenvoller Entlassung häufig verliehen wurde. Da sie mit Schwert und Lanze bewaffnet waren, fanden sie später auch nicht selten beim Landkriege Verwendung, wurden aber meist zu den niedrigsten Dienstleistungen befohlen und von den Legionaren als nicht ebenbürtig angesehen.

So wenig bei einer Darstellung des römischen Seewesens Veranlassung vorliegt, auf die Einzelheiten in der Bauart der Schiffe näher einzugehen, ebenso kann bei einer Schilderung der römischen Geschütze davon Abstand genommen werden, deren Zusammensetzung ausführlich zu erörtern. Die „Ballistae“ und „Catapultae“ unterschieden sich nur durch den Namen von den Palintona und Euthytona der Griechen, nicht in der Konstruktion, den Größenverhältnissen und der Gebrauchsweise, und wurden in den Feldzügen zu Land und zu Wasser in ebenso ansehnlicher Zahl mitgeführt, als es seit dem vierten Jahrhundert in Hellas geschehen war. Wie dort beschränkte sich auch in der Kriegführung der Römer die Verwendung der Wurfmaschinen anfangs auf den Festungs- und Seekrieg. Auch wenn man im Feldlager sich auf dauernde Verteidigung gegen feindliche Angriffe einzurichten hatte, wurden Wall, Türme und Bastionen mit Geschützen besetzt. So verfährt Cäsar wiederholt. Ob jedoch schon von ihm eine regelmäßige Zuteilung von Katapulten oder ihrer etwas kleineren Abart, der Skorpione, an die einzelnen Truppenverbände eingerichtet worden ist, wie neuerdings gemutmaßt wird, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Sicher aber ist es, daß er nur in festen Stellungen Geschütze in Thätigkeit setzt, niemals sie in die Schlacht nachführt. Erst im zweiten Jahrhundert, als jede Legion über eigene Artillerie verfügte, erhielt diese für den Kampf im freien Felde ihre Bespannung und wurde auf

Wagen befördert. Im Gefechte fuhr sie hinter der Linie auf und konnte infolge ihres erhöhten Standes über das vorgehende Fußvolk weg ihre Geschosse in die Reihen des Gegners senden. Unter den fahrbaren Geschützen jener Zeit wird auch der Onager aufgeführt, dessen Erfindung allem Anscheine nach den Römern zuzuschreiben ist, eine Wurfmaschine, die ihren Namen „Waldefel“ davon empfangen haben soll, daß sie, wie die Waldefel mit den Hinterfüßen, Steine im Bogen gegen den Feind schleuderte (Fig. 104). Sie

hatte nur einen horizontal liegenden Spannkasten und bloß einen Arm, der in Ruhe senkrecht emporstand, beim Spannen zurückgezogen wurde und an seinem freien Ende eine löffel-

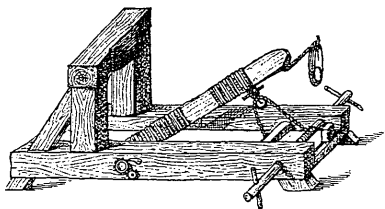


Fig. 104. Onager.

artige Vertiefung oder eine Schleudervorrichtung zur Aufnahme des Geschosses erhielt. War er bis auf den Boden zurückgewunden und mit der Ladung beschwert, so wurde der Haken, an welchem der Arm zurückgehalten wurde, losgeschlagen; indem letzterer dann gegen ein vor der Maschine angebrachtes Hindernis, eine gepolsterte Wand aus Gebälk, Rafen oder Ziegeln, beim Zurückschnellen antraf, schleuderte er die Wurfmasse in weitem Bogen fort.

Aus der Zeit nach Konstantin ist uns noch die Schilderung der sogenannten Blitzballiste erhalten, deren Wirkung alles bisher Dagewesene übertroffen haben soll — wenigstens nach der überschwenglichen Ausdrucksweise der Schriftsteller. Soviel aus der etwas unklaren Beschreibung hervorgeht, scheint es sich um ein Geschütz zu handeln, das einer großen Armbrust vergleichbar nicht mehr durch die Torsion der Spannerven, sondern mittelst eines großen, mühsam aufziehenden eisernen Bogens das Geschöß entlandte.



XVII.

Die wichtigsten Feinde Roms: Karthager, Kelten und Germanen.

Die erste Macht, gegen welche Rom bei seinem Emporstreben zum Weltreiche außerhalb Italiens in die Schranken trat, zugleich aber auch sein gefährlichster Gegner war Karthago. Die Kämpfe mit den Puniern waren die harte Schule, in welcher das künftige Herrschervolk seine Zähigkeit im Widerstande, seine in allen Bevölkerungsschichten unterschiedslos sich bethätigende Opferfreudigkeit, nicht zum wenigsten die Vortrefflichkeit seiner Wehrgesetzgebung und die Festigkeit seines Staatsgebäudes aufs glänzendste bewährte. Trotz aller ihrer Reichtümer mußte die semitische Handelsstadt den römischen Bürgerlegionen und dem alle Stürme überdauernden Verbande der latinischen Eidgenossenschaft unterliegen. Sie hatte solchen Kräften nichts Gleiches gegenüberzustellen; vor allem fehlte es an einem durch Aufgebot der wehrfähigen Städter gebildeten Heere. Nur während der Kämpfe des fünften Jahrhunderts auf Sicilien ziehen die Karthager selbst noch ins Feld; auch im vierten Jahrhundert wird in den Kriegen gegen Syrakus wiederholt noch einer heiligen Schar, einer Kerntruppe von zweitausendfünfhundert Bürgern gedacht; in späterer Zeit jedoch zog

man es vor, die Heere ganz aus Fremden zu bilden*). Die Fortführung der Handelsgeschäfte, welche durch Einberufung der Männer zum Waffendienste empfindliche Unterbrechungen erlitten hätte, stellte dem Staate genügende Mittel zur Verfügung, um der Beteiligung der Städter bei seinen Feldzügen entraten zu können. Waren die Scharen der Numidier und der Einwohner in den unterworfenen Küstenfläden, der Libyphöniker, nicht ausreichend, so wurden Söldner angeworben, nicht allein an den Westküsten des Mittelmeeres, in Ligurien, Gallien, Spanien und auf den Balearen, sondern auch in Unter- und Mittelitalien sowie in Griechenland. Wie wenig solchen Truppen zu trauen war, hat die Erfahrung wiederholt gelehrt; mehr als einmal hat Karthago „seine bezahlten Knechte gefährlicher erfunden als seine Feinde.“ Die Bewaffnung der Mietsoldaten wie der afrikanischen Eingeborenen konnte übrigens mit der des römischen Legionars einen Vergleich nicht aushalten. Das erkannte auch Hannibal, der nach seinen ersten Siegen die Rüstungen der gefallenen Feinde seinen Leuten anzulegen befahl. Vorzüglich brauchbar und den Italikern weit überlegen waren dagegen die numidischen Wüstenreiter; ihnen verdankte der große punische Feldherr die meisten und glänzendsten seiner Siege.

Solche Erfolge waren aber mehr als in jedem anderen Staate von der Begabung und den persönlichen Eigenschaften des Anführers abhängig. Nur wenn er ein Meister der Kriegskunst war und durch sein eigenes Beispiel wie durch Geschick im Verkehr mit seinen Untergebenen deren Anhänglichkeit dauernd zu gewinnen verstand, konnte er mit Zuversicht in jeder Lage auf seine Streitmacht bauen. Derartige Genies besaß Karthago jahrhundertlang in dem

*) Über die Einteilung der karthagischen Heere läßt sich aus den Berichten der alten Schriftsteller etwas Zuverlässiges nicht ermitteln.

ruhmreichen Haufe der Barkas, das der Vaterstadt eine Reihe ihrer befähigtsten Vorkämpfer stellte, trotzdem aber die Zielscheibe unausgesetzter Anfeindungen für die Krämerpartei unter den eigenen Mitbürgern wurde, welcher der Krieg eine unangenehme Unterbrechung der Geschäfte bedeutete und jedes Opfer für die nachdrückliche Unterstützung der Heere im Felde zu hoch erschien.

Allen Puniern aber ohne Unterschied war der Rassenhaß gemeinsam, der unverkenubar ihnen ihr Verhalten gegen die Feinde diktierte. „Punische Treulosigkeit“ war berüchtigt im Altertume, ebenso die Graufamkeiten, deren sich der Besiegte von den unbarmherzigen Gegnern zu versehen hatte. Im Kampfe mit ihnen wurde meist weder Pardon gegeben noch genommen. Darum endet in den Zeiten, als karthagische Bürgerheere noch selbst die Schlachten schlugen, jedes Zusammentreffen mit ihnen unter furchtbaren, kaum glaublichen Verlusten, ihr siegreiches Eindringen in eine eroberte Stadt mit entsetzlichem Blutbade der Bevölkerung; nur die Tempel werden verschont, nicht aus Ehrfurcht vor den geweihten Stätten, sondern aus Habsucht, weil die reichen Schätze der Gottheiten unverfehrt in die Hände der Sieger fallen sollten.

Nur bei besonders gnädigen Anwandlungen oder wenn man selbst Landsleute zurückzutaufchen beabsichtigte, begnadigte man die Gefangenen zu Plantagenbau auf den afrikanischen Landgütern. In der Regel verfuhr man mit ihnen weit erbarmungsloser. Wenn auch der Bericht von den Martern, unter denen Regulus geendet haben soll, auf römischen Erdichtungen beruht, so ist doch bezeugt, daß die Karthager Gefangene vor die Katapulten banden und durch deren Schüsse töteten, oder Landsleute zwangen mit einander auf Tod und Leben zu kämpfen, mindestens aber jeden waffenfähigen Mann durch Abhauung der rechten Hand für immer zum Kriegsdienste unbrauchbar machten.

Selbst Bemannungen neutraler Schiffe erlitten dieselbe Verftümmelung. „Denn“, fagt Diodor, „die Karthager fchließen ſich gegen jede Gemeinschaft mit anderen Völkern ab und halten alle für Feinde.“ Darum trauten ſie auch nicht den eigenen Unterthanen, den Bewohnern der unterworfenen Städte an der Küfte. Keine Linie befeftigter Plätze wehrte dort dem Einfalle eines Feindes; nur für die Befeftigung und Wehrhaftmachung der Hauptftadt wurde aufgeboten, was Geld und Kunft vermochten. Eine großartige Hafenanlage bot einer Flotte von über zweihundert Schiffen ausreichenden Platz, ungeheure Vorräte von Kriegsbedürfniffen aller Art lagerten in den Arfenalen — vor dem dritten punifchen Kriege allein zweitaufend Gefchütze und die zehnfache Zahl von Rüstungen; in den Kafematten der riefigen Stadtmauern waren Wohnungen für zwanzigtaufend Krieger und Stallungen für dreihundert Elefanten, die mit den punifchen Heeren meift in beträchtlicher Zahl zu Felde zogen, und, wenn ſie ſcheu geworden den eigenen Reihen Gefahr drohten, durch einen tödlichen Meißelſchlag zwischen die Nackenwirbel von ihrem Kornak unſchädlich gemacht wurden.

Auch für die Verpflegung der Truppen bargen zahlreiche Speicher die nötigen Getreidemaffen; es wird der karthagifchen Kriegsführung ſelbſt von den Gegnern nachgerühmt, daß jederzeit die ausrückenden Heere reichlich mit Proviant verſehen geweſen ſeien.

Am umfaſſendſten aber wurde für die Bedürfniſſe des Seekrieges Sorge getragen. Die punifchen Flotten ſtanden im erſten Kriege mit Rom denen des Gegners an Zahl nicht nach und waren lange Zeit durch die Geübtheit ihrer Mannſchaften unbeftritten überlegen. Sie beſtanden meift in Vier- oder Fünfruderern; Schiffe von noch mehr Reihen aber wurden in richtiger Erkenntnis ihres Unwertes und ihrer Schwerfälligkeit im Gefechte nicht hergeſtellt. Neben den großen, für die Schlacht beſtimmten Fahrzeugen zählte die

Flotte auch Schnellsegler, die im Dienste des Höchstkommmandierenden zu Wacht- oder Botendiensten bestimmt waren. Ein solches flinkes Schiff foppte die Römer vor Lilybaeum lange Zeit und lief, ohne daß diese es wehren konnten, unbehelligt von ihrem Geschwader im Hafen aus und ein. Erst mit Hilfe eines anderen erbeuteten karthagischen Vierruderers gelang es, den verwegenen Blockadebrecher unschädlich zu machen, der nunmehr den neuen Besitzern treffliche Dienste leistete und beim Baue neuer Schiffe als Vorbild diente.

Ein Staat, der wie Karthago im Besitze reicher Hilfsquellen so trefflich sich zum Kriege rüstete, diesen zum großen Teile aus den Tributen der Numidier bestreiten und mit fremden Mietstruppen ohne erhebliche Einbuße an Mitbürgern führen konnte, bedeutete während seines Bestehens eine dauernde Gefahr für Rom. Das erkannte man deutlich, als der zu Boden geworfene, durch den Verlust seiner auswärtigen Besitzungen scheinbar an allen Lebensadern unterbundene Feind schon ein Jahrzehnt nach der Schlacht bei Zama sich zur sofortigen Bezahlung der noch auf vierzig Jahre hinaus gestundeten Raten der Kriegskosten erboten hatte.

Der alte Cato, der nicht ruhen konnte, bis der Verteilungszug gegen den langjährigen Nebenbuhler beschloffen war, handelte darum vielleicht aus denselben Beweggründen, wie Scipio Nasica, der zur Schonung der verhaßten Stadt riet, weil er in dem bedrohlichen Fortbestehen der feindlichen Macht einen dauernden Antrieb zur Tüchtigkeit und Kampfbereitschaft für die entarteten Zeitgenossen erblickte. Beiden Vertretern so entgegengesetzter Anträge war die Sorge um die Zukunft des eigenen Staates gemeinsam, beiden aber auch gemeinsam die treffende Würdigung eines Widerfachers, der in seinem Golde einen so mächtigen, in allen Lagen und Wechselfällen verfügbaren Bundesgenossen ins Feld führen konnte.

Viel länger als die Kriege Roms mit Karthago dauerten die Fehden mit den Kelten. Seit ihre Scharen nach dem Siege an der Allia fogar das Kapitol ſchwer bedroht und beinahe zum Falle gebracht hatten, hielten die Kämpfe mit den unbequemen Nachbarn in Oberitalien die Römer ſo unausgeſetzt in Atem, daß ſie nach dem Urteile des Polybios wegen der Gallierkriege die Ausdehnung der puniſchen Macht nicht genug überwachen und rechtzeitig eindämmen konnten. Derſelbe Schriftſteller hebt aber auch den Einfluß der Keltenkämpfe auf die Hebung ihrer Kampfeſtückigkeit hervor: aus dieſen ſeien ſie als fertige Meiſter der Kriegskunſt hervorgegangen. Wie friſch jedoch noch lange die Erinnerung an die Drangſale des Stadtbrandes fortlebte, bezeugt die Geſetzesbeſtimmung, daß beim Ausbruche eines Gallierkampfes alle Dienſtbefreiungen, ſelbſt für die Prieſter, aufgehoben ſein ſollten, ſowie das Vorhandenſein eines unantaſtbaren Reſervefonds für ſolchen Notfall bis in die Zeit der Bürgerkriege.

Gefchildert werden die Kelten der früheren Zeit als ein hochgewachſener Menſchenſchlag mit einem mehr fleiſchigen als fehnigen Körper. Ihre Kleidung waren Hofen und karierte wollene Mäntel; Reiche trugen Bruſtharniſche, fogar aus Gold, Ärmere in manchen Stämmen dagegen nur einen Schurz um die Hüften. Eine häufige Zugabe zu ihrer Kriegsrüſtung waren die Schmuckgegenſtände, ſchwere Halsketten und Armbänder aus edlem Metall und von kunſtvoller Arbeit. Weniger wertvoll waren ihre Waffen, ein langes einſchneidiges Schwert (*spatha*) aus ſchlecht gehärtetem Eiſen, das ſich nach dem Hiebe häufig krumm bog, Lanzen von verſchiedener Länge, zum Teil an Wurfriemen, mit langer Klinge wie das römische *Pilum*. Den Helm vertrat im Anfange der dichte aufgebundene Haarfchopf. Ihre Schilde ſtanden an Größe dem *Scutum* nicht nach, waren aber von geringerer Breite und hatten das Erz des Buckels

nicht auf der Außenseite, sondern unter dem Überzuge (Fig. 105). Die Leichtbewaffneten unter ihnen warfen als Schleuderer harte Thonkugeln. In welche Unterabteilungen ihre Streitmacht zerfiel, ist nicht nachweisbar. Sicher war die Gliederung sehr weit herab durchgeführt, wie aus der

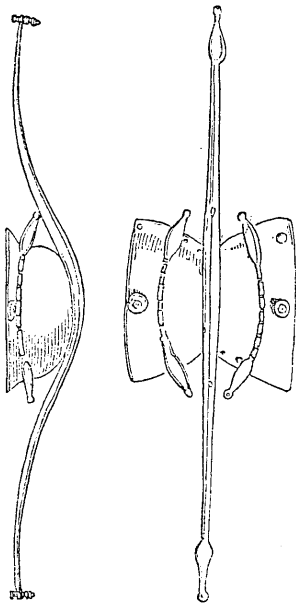


Fig. 105. Bronzebeschlag mit Buckel eines gallischen Schildes, gef. bei Châlons (Marne).

Zahl der erbeuteten Feldzeichen im Vergleiche mit der Gesamtkraft des Heeres erhellt.

Im Gefechte bedienten sich die Vornehmeren des Streitwagens, dessen Gebrauch noch Cäsar bei den Britanniern vorfand. In wildem Jagen durchbrachen die Gefährte die feindlichen Reihen; waren diese in Unordnung gebracht, so sprang der Kämpfer herab und focht zu Fuß, während, wie in der homerischen Zeit, der Lenker des Gespannes nicht weit von seinem Herrn hielt, um ihm zu etwaigem raschen Rückzuge behilflich zu sein. Vor dem Zusammenstoße der Heere trat nicht selten ein Bramarbas mit prahlerischer Aufforderung

zwischen die einander gegenüberstehenden Völker und vermaß sich den besten Mann der Gegner im Zweikampfe zu bestehen. Bei solchen Veranlassungen haben sich Römer wiederholt nicht nur Ruhm und Ehre, sondern auch den reichen Goldschmuck des erlegten Gegners gewonnen. Sogar die eigenen Landsleute traten gegen einander an, wenn durch übermäßigen Weingenuß die Gemüter erhitzt waren; ja empfangene Narben im Gesichte wurden künstlich zu „Re-

nommierfchmiffen“ erweitert. In der Schlacht drangen fie mit ungeflümmter Haft vor und hatten damit bei einem des Kampfes mit ihnen ungewohnten Gegner in der Regel Glück, machten aber bei wiederholtem Zufammentreffen mit demfelben Feinde häufig fchlimme Erfahrungen. Denn zu ftandhaftem Aushalten waren fie nicht beanlagt; prallte der erſte Vorstoß ab, fo war das Feuer ihrer Kühnheit ebenfo fchnell verbraucht, wie es aufgeflackert war, und die Kraft zu fernerm Widerftande erlahmt. Für Referven forgten fie ebenfowenig wie für ausreichende Lebensmittel, und fo mußten fie fchließlich der planmäßigen römifchen Kriegsführung unterliegen. Noch vor Beginn des hannibalifchen Krieges war das Keltenland dieſeits der Alpen mit Einſchluß feiner Hauptbollwerke, Mediolanum und Comum, römifcher Beſitz und dadurch dem unruhigen Wandervolke das Gelüfte nach ferneren Raubzügen dauernd benommen.

Eine zweite Periode der Gallierkämpfe brach in den letzten Jahrzehnten des römifchen Freiftaates an. Zwar hatten die Römer ſchon feit mehreren Menſchenaltern im unteren Rhônethal dauernd Fuß gefaßt und eine Provinz geſchaffen, deren Nordgrenze eine Linie von Tolofa (Toulouſe) über Lugdunum (Lyon) nach dem Lacus Lemanus (Genfer See) bildete. Die Unterwerfung des ganzen Landes aber von den Pyrenäen bis zu den Rheinmündungen und die Behauptung der Eroberungen in achtjährigem, immer aufs neue emporloderndem Kriege koſtete noch ſchwere Opfer und ließ noch einmal die Erinnerung an die ſchwerſten Drangſale der Keltenkämpfe auf italifchem Boden in ihrer ganzen Furchtbarkeit wieder aufleben.

Die Bewohner des von Cäſar unterworfenen Landes waren indes nicht mehr das unſtet herumziehende Volk, das raublüftig Wohlſtand und Frieden feiner Nachbarn bedrohte. Sie lebten in wohlgeordneten Staaten, beſaßen fruchtbare, gut angebaute Äcker und waren darum zu um

so hartnäckigerer Verteidigung ihrer Freiheit und Selbständigkeit entschlossen. Große mit einander um die Führerschaft im Lande ringende Gauverbände vereinigten die einzelnen Stämme zum gemeinsamen Handeln gegen auswärtige Feinde. Die Bellovaker beanspruchten im Belgengebiete, Aeduer und Arverner im Binnenlande, die Veneter an der Meeresküste die Oberhoheit über die umwohnenden Stämme und beriefen bei drohender Gefahr den Heerbann zum Schutze der Marken.

Als vorzüglich galt namentlich die keltische Reiterei, weniger tauglich war das Fußvolk. Anerkennung zollt Cäsar nur den Nerviern, die sich als Nachkommen germanischer Einwanderer ausgaben. Ihrer todesverachtenden Tapferkeit gegenüber hatten die römischen Legionen einen schweren Stand und erkauften nur unter schweren Opfern den Sieg. Als eine andere Kerntruppe wird die Blutsbrüderschaft der aquitanischen Sontiaten genannt, eine heilige Schar, deren Genossen sich paarweise zur Gemeinschaft in Luft und Leid durch Schwur verbanden. War einer von beiden gefallen, so suchte der andere verzweifelt den Tod oder gab sich ihn selbst, um den Gefährten nicht zu überleben.

Über alle Angehörige des Bundesheeres wurden genaue Listen geführt. Wer beim Aufgebote der Landesverteidiger sich dem Rufe nicht stellte, fogar wer zuletzt erschien, wurde unter Martern getötet, und selbst leichte Vergehen gegen die Kriegszucht durch Abschneiden der Ohren oder Ausstechen der Augen, schwerere durch den Feuertod gefühnt. Graufam verfuhr man auch mit dem erschlagenen Feinde, dessen Haupt vom Rumpfe getrennt wurde und als Trinkbecher bei Gelagen dienen mußte oder einbalsamiert im Familienschatze prangte.

Vor jedem Feldzuge wurde ein Oberbefehlshaber durch besondere Wahl ernannt, in der Regel ein erfahrener Greis,

nur ausnahmsweise ein jüngerer Mann. Es war daher für den tapferen Vercingetorix eine hohe Auszeichnung, daß er für den letzten Entscheidungskampf gegen Cäsar an die Spitze des Nationalheeres berufen wurde. Trotz seiner angeesehenen Stellung gelang es dem Bundesfeldherrn jedoch nicht immer, im Kriegsrate mit seiner Meinung durchzudringen. Oft beherrschten leidenschaftliche, heißblütig den Kampf verlangende Wortführer, unterstützt von der Priester-schaft der Druiden, die Stimmung der Versammlung und drängten ungestüm zu übereiltem Handeln. Ein Feind in abwartender Haltung war ihnen deswegen fast immer von Anfang an überlegen. So war es im Kriege zwischen Ariovist und den Aeduern: der schlau berechnende Germanenhauptling machte in unzugänglicher Stellung inmitten einer waldigen Sumpfggend die Aeduer durch Warten mürbe, bis sie sich unbedacht zum Losschlagen verlocken ließen und vernichtend getroffen wurden. Gleich empfindlich rächte sich derselbe Fehler im Winter 57/56 v. Chr. Als der römische Legat Titurius Sabinus von seinem verschanzten Hügel nicht zur Schlacht herabkam, stürmten die ungeduldigen Gallier in eiligem Laufe die Höhe hinan, begannen erschöpft den Sturmangriff auf die Wälle und mußten im Kampfe gegen die frischen Legionen einen verhängnisvollen Rückzug antreten, der dem ganzen Unternehmen ein Ende bereitete. Auch der belgische Bund ließ sich an der Axona zu unüberlegtem Handeln gegen Cäsar verleiten, erlitt schwere Verluste bei seinem voreiligen Losschlagen und ging schließlich fast uneinig in fluchtartiger Unordnung auseinander, verfolgt von den Hieben der nachsetzenden Reiterei.

Ebenfowenig waren sie den Römern im Festungskriege gewachsen. Vielfach waren ihre Bollwerke nur Umwallungen, die, an schwer zugänglichen Stätten angelegt, im Frieden unbewohnt waren und erst bei feindlichem Ein-falle den Umwohnenden als Zuflucht dienten, dann ver-

mutlich auch erst zu kräftiger Gegenwehr eingerichtet wurden. Häufig genügte schon die Einleitung der Berennung durch Heranrücken der römischen Belagerungsbauten, um den Gedanken an Widerstand im Keime zu unterdrücken. Als gegen die Feste der Aduatucker ein Turm von beträchtlicher Höhe stetig vorrückte, da graufte es ihnen vor den unheimlichen Gegnern, die trotz ihrer kleinen Gestalt so wuchtige Lasten bewegen konnten und sie baten bestürzt um Gnade. Ähnliches ereignete sich auch vor andern festen Plätzen des Belgenlandes. Nur nach dem Süden zu, wo man durch langjährige Berührung mit den Eroberern auch deren Kriegführung kennen gelernt hatte, vor Gergovia, Avaricum, Alesia und in Aquitanien, wo Veteranen aus der Schule des Sertorius ihre Erfahrungen in den Dienst der nationalen Sache stellten, begegneten die Römer hartnäckigem Widerstande und geschickten Verteidigungsmaßregeln. Ihre unermüdliche Rührigkeit in der Erfindung immer neuer Mittel, um den Belagerern zu schaden, rühmt sogar der amtliche Bericht des Siegers, welcher sonst ebenso mit der Anerkennung der gegnerischen Tüchtigkeit kargt, wie mit den Äußerungen des Mitgeföhls beim Todeskampfe einer erbarmungslos niedergetretenen Nation.

Während die Keltenstaaten ihrer politischen Selbständigkeit unter den zermalmenden Streichen der römischen Legionen verlustig gingen, vermochte der Sieger nicht so leichten Kaufes in Germanien Fuß zu fassen. Das erschwerten außer den breiten, reißenden Strömen die unwegsamen Wälder und Sümpfe im Innern des Landes. Östlich vom Rhein und nördlich vom Main waren daher die Besitzungen der Römer nie von Belang, ebensowenig ihre Siege von dauernder Bedeutung. Die schwersten Schläge und Niederlagen erlitten unsere Altvordern nicht in der Heimat, sondern wenn sie losgelöst von der vaterländischen

Erde auf der Suche nach neuen Wohnsitzen in die Fremde zogen und ihrer ursprünglichen Lebensweise untreu geworden dem erschlaffenden Einflusse einer verfeinerten Kultur erlagen oder durch Schwanken in ihren Entschlüssen es nicht verstanden, ihre Siege rechtzeitig auszunutzen, wie die Cimbern und Teutonen. Ebenso unglücklich endete der Zug des Ariovist nach Gallien. Erst zur Zeit der Völkerwanderung gelang es daher deutschen Stämmen, sich dauernd im Süden feßhaft zu machen, als das zerfallende Reich der Cäsa ren keine ebenbürtigen Streiter mehr ihrem Andringen entgegenstellen konnte.

Das Losbrechen des Unwetters hatten indes klarblickende Römer längst geahnt. Schon im ersten Jahrhundert n. Chr. ruft Tacitus in seiner Germania aus: „Möge bei diesen Völkern, wenn nicht Liebe zu uns, wenigstens Haß unter einander herrschen und fortwähren, da ja bei des Reiches Niedergange das Schickal uns nichts Höheres gewähren kann als der Feinde Zwietracht!“

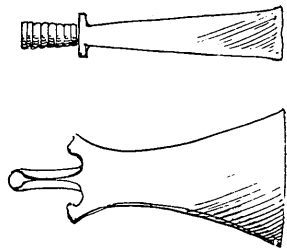


Fig. 106. Germanische Frameaklingen.

Weit wertvoller als diese Anerkennung aus dem Munde eines Gegners ist dessen Schilderung germanischen Lebens in Krieg und Frieden, zugleich die älteste ausführliche Quelle für die deutsche Kulturgeschichte.

Unter den Waffen wird in diesem Werkchen neben Schwert, Schild und den Helmen aus Metall oder Tierhaut als besonders wirksam und furchtbar die Framea genannt, eine Lanze mit meißelartigem Eisen (Fig. 106), die für Wurf, Stoß und Hieb gleich treffliche Dienste leistete. Aus andern Berichten wissen wir, daß auch Keule, Bogen und

Pfeile sowie pfeilartige Wurfgeschosse (Fig. 107) mit Bleibeschwerung in Gebrauch waren, namentlich aber eine



Fig. 107. Germanischer
Wurfpfeil.

Harpune, mit welcher der getroffene Schild dem Feinde aus den Händen gerissen wurde.

Frühzeitig übte sich die männliche Jugend im kriegerischen Spiele und der Handhabung der Wehr; der zum Kämpfer als tüchtig erfundene Jüngling bekam, ähnlich wie in Griechenland, bei seiner Mündigwerdung die Rüstung — sogar bei Verlobungen beschenkten sich Braut und Bräutigam mit Waffen als Mahlschätzen — und zog nunmehr als wehrfähiges Mitglied seines Stammes in die Schlacht, zunächst als Gefolgsmann eines Edlen aus demselben Gaue und kämpfte, wenn hier längere Zeit Frieden herrschte, unter ihm auch bei den Nachbarn, um sich in seinem Dienst Ruhm und Ehre zu erwerben. Von ihm erhielt er Streitroß, Rüstung, reichlichen Sold neben guter Verköstigung und leistete ihm dafür treue Gefolgschaft bis in den Tod. „Sobald es zum Kampfe kommt, so ist es Schande für die Mannen, es dem Fürsten an Tapferkeit nicht gleich zu thun. Schmach und Schande bringt es für das ganze Leben, den Anführer zu überleben und ohne ihn aus der Schlacht heimzukehren. Ihn zu verteidigen, ihn zu schützen, die eigenen Heldenthaten ihm zum Ruhme anzurechnen ist höchste Eidespflicht. Die Fürsten kämpfen für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten.“

Der zum Feldzug aufgebotene Heerbann eines Stammes, den nicht der Vornehmste und Angesehenste, sondern der tüchtigste Krieger führte, setzte sich aus Familienverbänden zusammen, weil man in der Nähe der Blutsverwandten einen besondern Sporn zur Tapferkeit erblickte. Auch die Anwesenheit der Frauen während der Schlacht übte einen mächtigen Einfluß auf die Kämpfer aus; öfters haben diese Zuschauerinnen die wankenden Reihen der Männer durch

ihre Bitten und Vorstellungen zu heldenmütigem Widerstand gegen den siegreichen Feind angefeuert oder diesem bei der Wagenburg einen blutigen und verlustreichen Empfang bereitet.

Die üblichste Art des Angriffes war der Vorstoß in einem festgeschlossenen Keile von der Form eines Eberkopfes, eine Kampfweise, die sehr wirksam war, wenn der Einbruch in den Feind gelang, aber im Falle des Mißglückens weitere Bewegungen erschwerte, selbst wenn die vordersten Glieder nicht, wie bei den Cimbern, mit Ketten an einander gebunden waren. Leichte, zerstreut fechtende Fußtruppen waren daher unumgänglich nötig. Es waren dies die hundert Behendesten aus jedem Gaue, die unter die Reitereigemischt mit ihr gleichzeitig vorgingen, die feindlichen Rosse durchbohrten, beim Rückzuge aber an die Mähnen der Pferde geklammert mit den Rennern Schritt zu halten vermochten. Daß den Wert dieser gemischten Truppe auch Cäsar zu schätzen wußte, bezeugt die Einführung derselben in seinem Heere während der letzten Kriegsjahre in Gallien.

Der Angriff der Berittenen erfolgte gegen die Front oder durch Schwenkungen gegen die Flügel des Feindes; nach Bedarf saßen sie auch ab und hatten ihre unansehnlichen Pferde so vortrefflich abgerichtet, daß sie, ohne angebunden zu sein, auf derselben Stelle stehen blieben und ihren Reiter erwarteten, bis derselbe zu rascherem Vorgehen oder zum Rückzuge wieder aufsaß.

Reserven gab es bei den Germanen nicht. So lange waffenfähige Männer vorhanden waren, suchten sie in fortgesetztem Anstürme den Feind zu ermüden und sparten dabei die eigenen Kräfte nicht. Erst allmählich wurden sie durch Schaden klug. Namentlich von den Chatten rühmt Tacitus, daß sie den Angriff auf gelegene Zeit verschoben, nicht mehr dem ungewissen Glücke, sondern der

Tapferkeit vertrauten, sich bei Nacht verschanzten, vor allem aber gelernt hatten mehr als bisher den Anordnungen der Feldherren sich zu fügen. Auch der Erfolg des Arminius gegen Varus zeigt, wie gelehrige Schüler die Meister der Kriegskunst im Altertume an den Germanen gefunden hatten.

Ein Volk, das so zuversichtlich auf seine Kampfestüchtigkeit baute und bauen konnte und voll Verachtung gegen jede geregelte Berufsthätigkeit auch dem Bauhandwerke geringe Beachtung schenkte, konnte in der Befestigungskunst nur Untergeordnetes leisten. Auf dem Kriegszugdienste die in Form eines oder mehrerer konzentrischen Kreise aufgestellte Wagenburg als Schutz gegen unvermutete Überfälle und als letzter Rückhalt der Geschlagenen; stärkere Bollwerke waren die Mauerringe auf den Vorhöhen der Gebirge oder an geeigneten Punkten der Ebenen, Anlagen, die meist aus aufgeworfenen Erdwällen und einer kunstlos geschichteten steinernen Umfassung bestehen, häufig in mehrere Abschnitte mit trennenden Gräben zerfallen und in ihrer Größe bedeutenden Schwankungen unterliegen. Manche sind von so geringer Innenfläche, daß kaum hundert Mann darin Platz haben konnten; andere boten Raum für tausend und noch mehr Verteidiger. Ein Außengraben fehlte meist; wie es scheint deshalb, weil die Angegriffenen sich gegen die Einschließung nicht durch künstliche Verteidigungsmittel, sondern durch kräftige Ausfälle aus ihrer erhöhten Stellung zu wehren suchten und dabei in einer zu durchschreitenden Vertiefung ein ebenso unbequemes Hindernis zu bewältigen gehabt hätten als die Stürmenden. Lieber benutzte man als Annäherungshindernisse dichte Hage aus Dornhecken, wie sie als Schutz der Dörfer gegen Reiterei schon Cäsar in Gallien bei den Nerviern antraf, die sich ihrer germanischen Abkunft gegen die umwohnenden Kelten rühmten. Solche Befestigungen dienten auch im eigent-

lichen Deutschland neben langen Dämmen zur Sicherung ganzer Landstriche oder im Kriege als Stützpunkte der Heere, wie der Grenzwall der Angrivarier dem Arminius gegen Germanicus.

In späterer Zeit wurden die Germanen als gefürchtete Gegner im Festungskriege beim Sturm auf die einst unüberwindlichen Städte der Länder am Mittelmeere gerühmt. Selbst das stolze Rom, dessen Mauern zu brechen einem Hannibal unmöglich erschienen war, erfuhr die Demütigung, daß es auf der einstigen Siegesstraße seiner Triumphatoren die nordischen Scharen zum Kapitol emporsteigen sah.

Verzeichnis der Abbildungen.

Fig.	Seite	Fig.	Seite
1. Kämpfende Krieger. Vafenbild	6	25. Macedonischer Reiter. Okto-	
2. Kampf um den Leichnam Achills. Aus einem chalkidischen Vafen-		drachme Alexanders I. von Mac-	
bild	7	cedonien	42
3. Bronzener Gürtelbefschlag aus		26. Musterung der für den Reiter-	
Euboia. Helbig, Homerisches		dienst angemeldeten jungen	
Epos	8	Athener. Schale aus Orvieto. zu	43
4. Krieger im Ausmarfche. My-		27. Brüstungsrelief der Säulenhalle	
kenifche Vafenfcherbe	9	auf der Burg zu Pergamon . .	44
5 und 6. Beinfchienen	10	28 und 29. Griechifche Sporen: Aus	
7. Dolchklinge aus Mykenai . . .	11	Dodona	45
8. Vom Nereidenmonument in Xan-		30. Spornbefestigung. Von der Mat-	
thos	12	teisichen Amazone des Vatikan	45
9. Schild mit Fahne. Vafenbild .	13	31. Zaum aus Dodona	45
10 und 11. Lanzenfpitzen. Aus Do-		32. Tropaion. Boiotifche Münze .	47
dona	13	33. Peltaft. Vafenbild	63
12. Schwert aus Mykenai	14	34. Alexanderfchlacht. Mosaik aus	
13. Schwertgriff aus Kerkyra . . .	14	Casa del Fauno, Pompeji . . zu	66
14. Bogenfpännender Herakles.		35. Afiatifcher Krieger. Relief von	
Boiotifche Münze	15	Konieh	68
15 und 16. Pfeilfpitzen aus Mega-		36. Skythifche Tracht und Bewaff-	
lopolis und Dodona	15	nung. Von einer Metallvafe aus	
17. Krieger und Wagenlenker auf		der Krim	69
dem Zweigefpann. Thonrelief		37. Horizontalgefchütz (Euthytonon).	
des Louvre	18	Aus Müllers Handbuch der klaffi-	
18. Belagerungsfzenen. Relief von		fchen Altertumswiffenschaft . .	83
Gjölbaschi	22	38. Winkelgefchütz (Palintonon).	
19. Patroklos von Achill verbunden	25	Aus Müllers Handbuch der klaffi-	
20 und 21. Krieger fich rüftend.		fchen Altertumswiffenschaft . .	85
Schale des Duris	34 und 35	39. Löwenthor von Mykenai . . .	89
22. Abfchiedsfpende. Schale des		40. Belagerungsfzenen. Friesteile	
Duris	36	des Heroons zu Gjölbaschi . zu	90
23. Grabftele des Ariftion	37	41. Erstürmung der feindlichen Stadt.	
24. Boiotifcher Schild	38	Vom Nereidendenkmal zu Xan-	
		thos. zu	90

Fig.	Seite	Fig.	Seite
42. Wachturm zu Andros . . .	92	69. Grabstein des C. Marius, gef. bei Bonn	143
43. Widderchildkröte. Vom Bogen des Septimius Severus . . .	94	70. Buccina. Nationalmuseum zu Neapel	144
44a und b. Stadthor zu Messene, restauriert zu	104	71. Plan eines römischen Lagers. Nach Niffen	147
45. Grundriß eines Thors zu Messene	104	72. Soldaten einen Wall errichtend. Trajanssäule	149
46. Stadthor von Nikaia. Nach Texier, l'Asie Mineure . . .	105	73. Soldaten auf einem Damme ein Gefchütz aufstellend. Trajans- säule	151
47. Seeräuber im Kampfe gegen ein Handelschiff. Vase aus Caere zu	109	74. Grabstein des Signifer Pintaius. Gef. bei Bonn	158
48. Stachelschiff auf einer Dipylon- vase aus Helbig, Homerisches Epos	110	75. Reste eines römischen Feld- zeichens. Gef. bei Niederbiber	159
49. Stachelschiff auf einer Dipylon- vase aus Helbig, Homerisches Epos	110	76. a, b Cäsars Rheinbrücke . .	167
50. Zweiruderer (Diere) nach Mikali, Ant. mon. tav. 203	110	76. c Cäsars Rheinbrücke. Nach Dahn	168
51. Attische Triere (Gesamtansicht). Nach Lemaitre	111	77. a, b, c Streitkolben	171
52. Relief mit einer Triere, beim Erechtheion gefunden	112	78. Germanischer Hilfsoldat. Tra- janssäule	172
53. Anker und Tauwerk. Relief vom Triumphbogen zu Orange . .	114	79. Armbrust und Köcher. Von einem Grabrelief	172
54. Bronzenes Bugbild eines antiken Fahrzeuges. Gefunden b. Aktium	115	80. Asiatische Hilfstruppen. Trajans- säule	173
55. Bronzemünze des Hadrian . .	115	81. Dacische Hilfstruppen. An- toninsäule	174
56. Etruskischer Krieger. Bronze in Florenz	135	82. Prätorianer. Relief des Louvre	175
57. Brust- und Rückenharntisch aus einem etruskischen Grabe . .	136	83. Grabstein des Centurionen Q. Sertorius	180
58. Marsch im Viereck (Agmen quadratum). Von der Antonins- säule	136	84. Dekorierter Centurio (Manius Caelius)	184
59. Römisches Schwert. Gefunden bei Bonn	137	85. Relief eines Claudiusbogens .	186
60. Römisches Schwert mit Scheide. Gefunden bei Mainz	137	86. Kyklopische Mauer	192
61. Grabstein des Legionars Q. Pet- tilius. Gef. bei Bonn	138	87. Quaderbau	192
62. Gürtel. Gef. bei Neapel . .	138	88. Mauerwerk aus unbehauenen Bruchstücken und Mörtel . .	193
63. Römischer Dolch aus Speier .	139	89. Netzverband mit Ziegelbau abwechselnd	193
64. Soldatenfchuh (caliga). Museum zu Mainz	139	90. Grundriß eines Teiles der Stadtmauer von Pompeji . .	193
65. Römischer Helm. Gefunden zu Niederbiber	139	91. Ansicht der Stadtmauer von aufsen	194
66 a, b, c, d Römisches Pilum .	140	92. Durchschnitt der Stadtmauer von Pompeji	194
67. Auszug des römischen Heeres. Relief der Trajanssäule . . zu	142	93. Brustwehr der Stadtmauer von Pompeji	195
68. Schleuderbleie (glandes) aus Italien	143	94. Durchschnitt eines Turmes . .	195
		95. Plan des Herculaner Thors zu Pompeji	196
		96. Thor von Volterra	197

Fig.		Seite	Fig.		Seite
97.	Porta Nigra zu Trier . . .	198	103.	Erftürmung d. dacischen Hauptstadt. Trajanssäule . . . zu	205
98.	Porte Saint-André zu Autun .	199	104.	Onager	215
99.	Porta Borfari zu Verona . .	200	105.	Bronzebeschlag mit Buckel eines gallischen Schildes gef. bei Châlons (Marne)	222
100.	Römische Wachtposten, Alarmhäufer und Magazine. Trajanssäule zu	201	106.	Germanische Frameaklingen. Museum zu Kassel	227
101.	Opfer d. Kaisers an der Donaubrücke. Trajanssäule . . .	202	107.	Germanischer Wurfspieß aus Mainz	228
102.	Angriff auf eine germanische Befestigung. Marc Aurelsäule	204			

Verlag des Litterarischen Jahresberichts (Artur Seemann)
Leipzig.

Kulturbilder aus dem classischen Altertume

Band I.

Handel und Verkehr der wichtigsten Völker des Mittelmeeres im Altertume.

Von Dr. W. Richter.

Mit Illustrationen und Karten. (8^o. VIII u. 234 Seiten).

Preis geb. 3 Mark.

Aus dem Inhalte: Die koloniale Handelsthätigkeit der Griechen auf dem schwarzen Meere. — Gold und Wechselgeschäfte im griechischen Altertume. — Der athenische Wochenmarkt. — Karthago, die erste erobernde Handelsrepublik im Altertume. — Alexander des Großen Einfluss auf die Belebung des Verkehrs und der Welthandel Alexandrias. — Der römische Großhandel. — Römischer Strafsen- und Marktverkehr. — Handelsreisen im griechischen und römischen Altertume. — Die römische Post etc.etc.

Band II.

Die Spiele der Griechen und Römer.

Von Dr. W. Richter.

Mit Illustrationen. 8^o. VI und 219 Seiten.

Preis geb. 3 Mark.

Aus dem Inhalte: Die Spiele der Kinder. — Die Turnspiele der Knaben und die gymnischen Agone der Jünglinge. — Sport und Jagd. — Das Knöchel- oder Würfelspiel. — Das Rätsel und andere gefellige Spiele. — Die Ebene und der Festplatz von Olympia. — Die olympischen Spiele. — Die circensischen Spiele der Römer. — Fechtspiele und Tierhetzen im Amphitheater. — Die Naumachieen. — Römische Fechtspiele und ihr Charakter.

Band III.

Die religiösen Gebräuche bei den Griechen und Römern.

Von Prof. Dr. Otto Seemann.

Mit Illustrationen etwa 13 Bogen.

Preis geb. 3 Mark.

(Wurde mit dem vorliegenden Bande zusammen ausgegeben).

Verlag des Litterarischen Jahresberichts (ARTUR SEEMANN)
Leipzig.

KULTURHISTORISCHER BILDERATLAS.

100 Tafeln.]

I.

[1000 Abbildungen.

Alt e r t u m

von

Dr. Th. Schreiber.


Professor der Archäologie in Leipzig.

Zweite für den Schulgebrauch eingerichtete Auflage.

100 Tafeln mit ca. 1000 Abbildungen.

Mit einem Textbuche von K. B.

Preis mit ausführlichem Textbuche: 12 Mark, geb. Mark 15. —

 Für den Weihnachtstisch eines Primaners wüßten wir kein geeigneteres Buch. (Die Grenzboten, 1885.)

Verlag von E. A. SEEMANN in Leipzig.

KUNSTHISTORISCHE BILDERBOGEN.

1. Schulausgabe:

104 Seiten. gr. 4. mit 489 Abbildungen. Geb. in Halblwd. M. 3. 60;
dazu: *Einführung in die Kunstgeschichte* von R. Graul. 112 S. geb.
M. 1. 40.

2. Handausgabe:

1. Altertum, geb. M. 3. 50. — 2. Mittelalter, geb. M. 3. 50. —
3. Neuzeit: Italien, geb. 4 M. — 4. Neuzeit: Der Norden, geb. 4 M.
Zusammen 167 Tafeln. qu. Folio, roh 11 M., geb. plano in Halbfr. 16 M.)

Dazu: *Grundzüge der Kunstgeschichte*, von Anton Springer.
(I. Altertum, II. Mittelalter, geb. je M. 1. 35. (III u. IV erscheinen 1888.)

Mythologie der Griechen und Römer

von O. Seemann, 3. Auflage unter Mitwirkung von Rud. Engelmann
bearb. Mit Abbild. 1885. — geb. M. 3. 50. — Prachtausg., mit Kupfer
fein geb. M. 4. 50.

Populäre Aesthetik

von Carl Lemcke, Professor am Polytechnikum zu Stuttgart.
Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 67 Illustrationen.
Br. M. 9. 50, geb. 11 M.

